Sigrid Hunke

Am Anfang waren Mann und Frau

Vorbilder und Wandlungen der Geschlechterbeziehungen

1987
Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Georg Olms AG, Hildesheim 1987
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Umschlagentwurf: Prof. Paul König, Hildesheim
Herstellung: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt
ISBN 3-487-07779-5

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch: VORBILDER 1–128

I. Dir, Herrin, bin ich untertan 3–39
Mann und Frau als Kavalier und Dame – Polarität der Geschlechter

II. Er soll dein Herr sein 40–71
Mann und Frau als Gebieter und gehorsame Dienerin – Rangordnung der Geschlechter

III. Ein Schicksal soll uns beide treffen 72–128
Mann und Frau als ebenbürtige Gefährten – Neben- und Miteinander der Geschlechter

Zweites Buch: WANDLUNGEN 129–264

I. Dem Manne zu gefallen und sich ihm zu unterwerfen 131–227
Das Verhältnis der Geschlechter im geschichtlichen Wandel bis zur „Gleichberechtigung"

II. „Männlich" und „weiblich" 228–264
Das Dogma vom Wesen „des" Mannes und „der" Frau – ein geschichtlicher Irrtum

III. Den Menschen über das Geschlecht stellen 265–279

Anmerkungen 280–297
Namen- und Sachregister 297–323

Meinem Mann

Es führen viele Wege der Geschlechter zueinander und durch ein erfülltes Leben zu zweien. Keiner der Wege ist auserwählt und der einzig gültige für alle Menschen, keiner von ihnen „besser" als ein anderer. Jeder der möglichen Wege zum Du und Wir ist gottgewollt und gültig. Gültig für den, den er zur Erfüllung seines Wesensgesetzes hinführt.

Die Geschichte hat uns sehr verschiedenartige Wege des Zu- und Miteinanders von Mann und Frau gewiesen, auch solche, die nicht die unseren waren und dennoch zu unserem Schicksal wurden. Ein Jahrtausend war der Mann der Frau in der Ehe und im öffentlichen Leben patriarchalisch vorgeordnet als der Führende, Entscheidende und ihre Existenz Bestimmende, war er der starke Beschützer ihrer Hilflosigkeit, der ergebene Diener und galante Bewunderer ihrer Tugenden, waren sie einander „untertan" in unverbindlichem Spiel und heiligem Ernst. Warum wollen sie heute nicht mehr aufrechterhalten, was durch eine tausendjährige Geschichte hindurch gegolten hat? Woher nehmen sie das Recht, eine geschichtlich geheiligte Tradition „sich von der Schulter zu schieben", der „natürlichen und göttlichen Ordnung" zu widersprechen und „vorübergehende zeitbedingte Verhältnisse als Dauerzustand normieren" zu wollen?

Solchen Befürchtungen steht die kaum bekannte Tatsache gegenüber, daß jene „Verhältnisse" in unserer eigenen Geschichte einmal selbstverständliche Wirklichkeit gewesen sind — bevor neue Vorbilder für die Beziehungen der Geschlechter in der Ehe wie in allen Bezirken des privaten und öffentlichen Lebens verbindlich wurden.

Wie sehen die verschiedenen Vorbilder aus, die am deutschen Geschlechterverhältnis mitgewirkt haben? Aus was für einer Welt sind sie, die alten, eigenen und die neuen Vorbilder, organisch gewachsen und welches Gesetz des Verhaltens zum Du spricht sich in ihnen aus? Was vermochten die neuen Vorbilder über die alten, was bewirkte ihre Übernahme für das Verhältnis der Geschlechter, was bedeutete sie für die Selbstauffassung von Mann und Frau? Und was bedeutet das Bekenntnis des gegenwärtigen Menschen zu einer Geschlechterordnung, die vor vielen hundert Jahren das Miteinander von Männern und Frauen bestimmt hat?

In diesem Wendepunkt die Besinnung auf das uns ursprüngliche Verhältnis der Geschlechter und sein Strukturgesetz lenken und auf die Vorbilder, die es ablösten und für ein Jahrtausend

an seine Stelle traten, heißt, die Frage nach dem inneren S i n n der gegenwärtigen Entwicklung stellen und unseren geschichtlichen Standort aus seinen historischen und psychologischen Bedingungen verstehen. Wobei wir keineswegs die vielen anderen Faktoren solcher Entwicklung, deren Erforschung sich die moderne Familiensoziologie widmet, übersehen.

Das Verhältnis von Mann und Frau hat seinen tiefen, metaphysischen Grund im ganzheitlichen Sein des Menschen und ist nicht ablösbar von seinem Erlebnis der Welt, der Natur, des Schicksals, des Göttlichen. Nur aus dem Selbstverständnis des Menschen und seinem Grundverhältnis zu allem außer ihm Seienden kann das Verhältnis der Geschlechter und sein Strukturgesetz erschlossen werden.

Dieses Gesetz aber ist nicht gültig für alle Menschen. Jedes Gesetz menschlicher Ordnung kann nur für jene gelten, ihr Glück wirken und ihr Größtes und Höchstes entbinden, von denen es geschaffen ist. Jedes Ordnungsgesetz, das mit dem Anspruch auftritt, allgemein verpflichtend zu sein, vergewaltigt das Eigenrecht und Eigenwachstum derer, deren innerem Gesetz es nicht gemäß ist. Jede Selbstverabsolutierung schafft einen Überheblichkeitswahn, der in Hexenverbrennung oder Gaskammer endet.

Auch das neue, uralte Gesetz des Zueinanders von Mann und Frau, das als die sogenannte „Gleichberechtigung" proklamiert wird, kann nicht allgemeinverpflichtend sein. Wer in der Ehe eine „Schöpfungsordnung" erblickt, der gemäß der Mann bestimmen soll und die Frau sich unterordnen, muß auf diesem Wege seine Erfüllung finden. Wer auf die Ergänzung polarer Gegensätze, auf anbetende Verehrung und Anlehnung an den Schutz des Starken den Lebensweg gründen will, muß sich auf diese Weise verwirklichen. Wer aber den Sinn der Ehe im ebenbürtigen Mit- und Füreinander selbständiger Persönlichkeiten sieht, die gebunden sind in gleicher Verantwortung am gemeinsamen Werk, das Ehe und Familie heißt, muß diesen Weg wählen.

Nur prüfe jeder, ob er auf seinem Wege seinem Du auch begegnet. Es führen viele Wege der Geschlechter zueinander und durch ein erfülltes Leben zu zweien. Für diese zwei aber kann es nur e i n e n Weg geben, wenn sie „in der Antwort ihres Du die eigene Unsterblichkeit ganz zu fühlen" erhoffen.

Ein Wort zur Neuauflage

Fünfundzwanzig Jahre sind seit Erscheinen dieses Buches vergangen. Noch heute stehen wir mitten in den Strudeln des Stromes, der mit dem Zerbersten einer vor tausend Jahren und mehr scheinbar festgefügten Ordnung hervorbrach, die sich darauf berufen hatte, die natürliche oder Schöpfungsordnung für alle Menschen und Zeiten zu sein. Es waren Frauen, die die alte Form sprengten, die ihrem innersten Wesen und Empfinden fremd war und gegen deren Ungemäßheit sich ihre selbständigsten und mutigsten Schwestern seit je aufgelehnt hatten. Es waren Frauen Nord- und Mitteleuropas, die aus der tausendjährigen Geschlechterordnung ausbrachen, eine weltweite Revolution der Seelen und Leiber auslösten und ohne Führung, Vorbild oder Organisation gegen schwerste Widerstände und Widrigkeiten eine Entwicklung und Selbstentwicklung in Gang setzten, die allein nach dem inneren Kompaß ihrer eigenen, eingeborenen Wesensart ihre neue, uralte Weise des Menschseins und des Weiblich-in-der-Welt-Seins bestimmten, formten und lebten.

Doch in diese gegenwärtige, von ihr geschaffene Wirklichkeit ragen noch immer Trümmer und hartnäckig verteidigte Stellungen hinein, die den Strom der inzwischen weit fortgeschrittenen Entwicklung ablenken, umlenken, hemmen. Der Mann, um den Verlust seiner Männlichkeit besorgt – zu Unrecht, wie sich zeigen wird – ist ihr nur zum Teil gefolgt. Während die Jugend sich anschickt, problemlos die Ruinenreste beiseitezuräumen.

Der Wandel im Selbstverständnis der Geschlechter muß im größeren Zusammenhang des gegenwärtigen Zeitenumbruchs gesehen werden, in dem in allen Bezirken überholte sowie als fremd empfundene Strukturen abgeworfen werden und eine Rückbesinnung auf die ureigenen, echten und darum für die Zukunft tragfähigeren Wesensnotwendigkeiten eingesetzt hat.

Wir sagten im ersten Vorwort: Das Verhältnis von Mann und Frau hat seinen metaphysischen Grund im ganzheitlichen Sein des Menschen und ist nicht ablösbar von seinem Verhältnis zum Göttlichen. Die übereinstimmende Abkehr sowohl im religiösen Bereich wie im Selbstverständnis und in der Beziehung der Geschlechter von den dualistischen Strukturen – der Kluft zwischen Gott und dem sündigen Menschen und des absoluten Andersseins, des kontradiktorischen Wesens-, Wert- und Ranggegensatzes von Mann und Frau – zugunsten ganzheitlicher Strukturen im gleichgerichteten, ebenbürtigen Mit- und Nebeneinander ist daher nicht zufällig. Diese zwei Strukturen prägen sich auch in den unterschiedlichen Auffassungen aller Kirchenlehrer von Paulus bis Luther, andererseits Meister Eckharts aus und in den teils über-

einstimmenden, teils überraschenden Deutungen, die sie dem jahwistischen Mythos von den ersten Menschen in der Genesis geben.

Wie als Folge von Evas Sündentat für Paulus „die Weiber den Männern untertan sein sollen als dem Herrn" und „der Mann des Weibes Haupt (ist), wie Christus ist das Haupt der Gemeinde", und nach Thomas von Aquin „das Weib dazu bestimmt ist, in der Botmäßigkeit des Mannes zu leben", so soll auch für Luther die Frau sich vor dem Mann, „der höher und besser ist als sie", „bücken als vor ihrem Herrn". Anders Eckhart: „Als Gott den Menschen schuf, da schuf er die Frau aus des Mannes Seite, auf daß sie ihm gleich wäre. Er schuf sie weder aus dem Haupte, noch aus den Füßen, auf daß sie weder über ihm noch unter ihm wäre, sondern daß sie gleich wäre. So soll auch die Seele gleich bei Gott sein und neben Gott, ganz gleich, weder darunter noch darüber. Darum wehrt er sich dagegen, daß die Kirche die Geschlechter in „Menschen" und „Weiber" scheidet: „Das Wort homo nehmen wir für Frauen und Männer; aber die Welschen wollen es nicht den Frauen lassen."

Derselbe Unterschied wiederholt sich in Sprache und Mythos. Während das Hebräische in dem Wort „Adam", d.h. der Mensch, Mensch und Mann gleichsetzt und den Menschen auf das eine Geschlecht beschränkt, bedeutet in den germanischen Sprachen und noch im Althochdeutschen das Hauptwort „man" sowohl den Mann als die Frau – ebenso wie ja noch heute „man", „jeman(d)", „nieman(d)" beide Geschlechter meint. Das Eigenschaftswort zu „man": „mannisco" wurde zu „Mensch" – und gleich Meister Eckhart „nehmen wir das Wort für Frauen und Männer".

Dasselbe sagt der germanische Mythos in seinen zwei Fassungen aus, für den am Anfang Mann u n d Frau waren – nicht als Gegensätze, sondern hier als eine Einheit, aus der das Volk entspringt; dort beide zugleich entstanden und beide gleichermaßen von den Göttern mit „Geist, Seele und Lebenskraft" begabt.

Was bedeutet „Gleichheit" der Geschlechter? Ganz anderes, als was man mit der Gleichheitsideologie im Auge hat – und was für die Zukunft der Geschlechter befürchtet, demonstriert oder als Menetekel an die Wand gemalt wird.

Die Neuauflage ist um ein Kapitel erweitert worden, das die Entwicklung in einen größeren Zusammenhang stellt und den sie hemmenden Vorurteilen, irreführenden Parolen und durch sie genährten Befürchtungen den Boden entzieht im Hinblick auf ein bisher durch sie verschleiertes, für alle bejahenswertes Ziel.

1. November 1980 Dr. Sigrid Hunke

ERSTES BUCH

Vorbilder

Dir, Herrin, bin ich untertan

Steh ich auch ärmlich neben Eurer Pracht
Und unvermögend neben Eurer Macht,
Ich tu, was ich vermag, fleh Euch um Gnade,
Dien Euch und lieb Euch mehr als jedes Gut,
Hüt' mich vor Schmach, faß um Euch edlern Mut.
(Raimbaut de Vaqueiras)

Frau Agathe bat zu Tisch. Sie hatte die letzten Sätze der höhnischen Kritik gehört, die Hemprich zum besten gab, und wandte sich daher mit der Frage an Rauch, wie er die Sache ansähe. Er wich sehr geschickt aus und wollte ablenken. Aber das gelang nicht. Die Verfolgerin fragte ihn schließlich geradezu, in welchem Lager er stände.

. . . . .

„Oh", sagte die Hausfrau, „Sie sind zu höflich, es uns zu sagen, bevor wir uns nicht erklärt haben."

„Sie haben es getroffen, gnädige Frau. Ich bin vielleicht nicht zu höflich, aber in Ihrer Gegenwart und als Ihr Gast bin ich wirklich weder Spartakist noch Rechtsputschist — da möchte ich wirklich nichts anderes sein als höflich."

„Vielleicht meinen Sie, Sie könnten uns die Enthüllung nicht zumuten, daß Sie ein Spartakist sind?" nahm Susanne den Ton von Rauch auf. Es war ihre Absicht, ihn in die Rolle des süßholzraspelnden Leutnants zu bringen.

„Ich wäre zumindest besorgt, gnädige Frau", erwiderte Rauch, „ob ich mich vor Ihnen als Kommunist und als nichts anderes würde behaupten können."

Eine Unterhaltung, die in einer Gesellschaft der zwanziger Jahre über politische Fragen geführt wird. An einen Mann wird eine Frage gerichtet, deren Beantwortung er sich zu entziehen bemüht. Nicht ein Mann hat diese Frage gestellt — ihm

würde er vielleicht anders erwidert haben —, sondern eine Frau. Und diese Frage wird nicht einfach beantwortet oder abgelehnt. Der Angeredete weicht aus. Er spielt sich auf eine andere Ebene hinüber, auf der nicht mehr die Sache selbst gilt, sondern dies, eine Beziehung zu schaffen von ihm zu seinem Gegenüber. Er lenkt von der Sache als solcher ab und von der für ihn unangenehmen Lage, indem er der Fragenden mit einer verbindlichen Huldigung entgegnet, die ihr die Rolle der Partnerin eines galanten gesellschaftlichen Spieles zuweist und zugleich sein Bild in ihren Augen und die Lage, in welche die Frage ihn versetzt hat, vollständig verändert. „In Ihrer Gegenwart" ist er nicht, was er ist. Der Dame gegenüber möchte er „wirklich nichts anderes sein als höflich".

Wir kennen ihn gut, den charmanten Zauberer, der die gefällige Form eines galanten Benehmens spielend meistert und die Geschmeidigkeit des Verstandes mit der Fähigkeit verbindet, sich jeder Lage und jedem Partner anzupassen und ein Spiel der Beziehung herbeizuführen auf der Grundlage einer Höflichkeit, die jeder sachlichen Erörterung überlegen ist und sie außer Kurs setzt.

Wir kennen ihn alle, den liebenswürdigen Verwandler, der aus jeder Agathe eine Dame zu machen vermag und ihr das beglückende Bewußtsein gibt, der Rolle, die er ihr zuteilt, würdig zu sein.

Sind wir ihm nicht erst gestern abend begegnet? Oder war es vor hundert Jahren und mehr? Denn unser sachliches, nüchternes Jahrhundert hat ja wohl wenig Platz mehr für ihn und wenig Zeit für seine Höflichkeit. Oder ist nicht vielmehr Agathe schuld?

Aber auch wenn er sehr zum Leidwesen vieler Frauen und auch einiger Männer nur selten noch seine alles verzaubernde Rolle spielt oder spielen darf, so hat er uns aus den Jahrhunderten seines glanzvollen Auftretens doch ein unübersehbares Inventar an Requisiten, Stichworten und Szenenanweisungen aus seiner Welt hinterlassen, die wir in die unsere eingefügt haben, ohne uns überhaupt darüber Rechenschaft abzulegen.

Was ist das für eine Welt, aus der er kommt?

Am Hofe der Herzogin von Urbino an den Hängen des Apennin trifft sich im beginnenden 16. Jahrhundert allabend-

lich ein erlesener Kreis von gebildeten, fürstlichen Frauen, Gelehrten, Künstlern und Aristokraten zu Gesprächen, in denen sie das Porträt des vollkommenen Hofmannes zu zeichnen unternehmen. Bei allen lebhaften, mit Witz und Humor vorgebrachten Meinungsverschiedenheiten sind sich alle darin einig: der vollkommene Hofmann müsse vor allem, was man sonst noch von ihm fordere, ein vollendeter K a v a l i e r sein.

Ein vollendeter Kavalier — das bedeutet ihnen: ein Mann, der nicht nur wohlgebildet ist an Leib, Seele und Geist, sondern der von der Natur mit „dem gewissen Etwas" begabt ist, *das bewirkt, daß er gleich beim ersten Anblick jedermann angenehm und liebenswert erscheinen muß, und dieses Etwas soll alle seine Handlungen schmückend einleiten und begleiten.* Ohne diese natürliche Anmut sind selbst seine besten Eigenschaften und Fähigkeiten wertlos, denn die Anmut erst schmückt all sein Tun und macht ihn wohlgefällig, sie leiht selbst einer Unart den Zauberglanz der Liebenswürdigkeit.

Der vollendete Kavalier — wie der Hof von Urbino ihn sich wünscht — muß stets eine gewisse Lässigkeit und Leichtigkeit zur Schau tragen, welche die angewandte Mühe verbergen und alles, was er tut und spricht, als ohne die geringste Kunst oder Anstrengung und als absichtslos hervorgebracht erscheinen lassen; denn nur dort ist wahre Kunst, wo man sie nicht erkennt. Beherrscht er irgendeine Fähigkeit oder Kenntnis in hervorragender Weise, so soll er sich zur Geltung bringen, jedoch mit einsichtigem Bedacht, indem er geschickt die Gelegenheit herbeiführt, sich vor den Personen darzubieten, nach deren Anerkennung er strebt. Er muß jedoch dem Anscheine der Absichtlichkeit ausweichen und sein Vortreten nur durch Zufall oder über dringliche Bitten geschehen lassen. Nicht nur in der Unterhaltung, im Gespräch oder musikalischen Vortrag soll er seinen Geist und Witz auf unauffällige Weise glänzen lassen, sondern auch die Leibesübungen mit Bedacht und Anmut so ausführen, daß er der hochgeschätzten allgemeinen Gunst teilhaftig wird. Doch soll er nur solche Fertigkeiten betreiben, bei denen er das Ebenmaß des Körpers, die Gewandtheit und Geschmeidigkeit seiner Glieder zeigen kann und die, wenn sie von Anmut begleitet sind, *ein liebliches Schauspiel gewähren.*

Darum — fügt einer der herzoglichen Gäste hinzu — wird ein vollendeter Kavalier bei allem, was er tut und spricht, den Ort und die anwesenden Personen und die Unterschiede zwischen den einzelnen wohl beobachten und sich, sein Benehmen

ständig verändernd, immer nach dem richten, mit dem er umzugehen hat, damit seinen Tugenden und Fertigkeiten *der ihnen zukommende Beifall werde.* Niemals aber wird er sie vor geringen Leuten oder einer zu großen Menge zeigen, die sein wahres Verdienst nicht zu würdigen fähig sind. Vielmehr soll er, wenn er einmal in ein Scharmützel oder eine Feldschlacht verwickelt wird, darauf bedacht sein, sich von der Masse abzusondern und seine herrlichen und verwegenen Taten in möglichst kleiner Gesellschaft zu verrichten, jedoch vor den Augen aller edlen und angesehenen Männer des Heeres, denn es ist *verwerflich,* sich selber der gebührenden Anerkennung und Ehre zu berauben, die stets sein einziger Zweck sein müssen.

Wenn er aber *die Waffen bei öffentlicher Schaustellung führt, tiostiert, turniert oder sich im Stockspiel oder einer anderen körperlichen Fertigkeit zeigt, wird er immer bedenken, wo und in Gegenwart wessen er sich befindet, und darauf achten, daß er im Waffengebrauch nicht weniger zierlich und behende als sicher sei und die Augen der Zuschauer an allen Dingen weide, die ihm nach seiner Ansicht Anmut verleihen; er wird sich darum kümmern, immer ein schön aufgezäumtes Pferd, nette Kleider, die richtigen Abzeichen und geistreiche Wahlsprüche zur Schau zu stellen, wodurch die Blicke der Zuschauer angezogen werden,* denn ihr Beifall ist sein höchstes Bestreben, ihre schlechte Meinung aber die härteste Strafe, die ihn treffen kann. Kurz — er soll stets gefällig sein, um Wohlgefallen zu erregen.

Doch *wie nie ein Hof, so groß er auch sei, Prunk und Glanz an sich haben kann und anmutslos bleibt ohne die Damen, ebenso kann auch der Kavalier nicht gefällig, ergötzlich und kühn sein und keine ritterlichen Taten verrichten, wenn er nicht durch den Umgang, die Liebe und das Wohlgefallen der Damen dazu bewogen wird.* Denn nur den Damen und dem Wunsche, ihnen zu gefallen, verdanken alle anmutigen und aller Welt wohlgefälligen Dinge ihr Dasein. Ohne sie wäre das Leben nicht lebenswert, *sondern roh und anmutslos und rauher als das der Tiere in gebirgiger Wildnis. Wer weiß nicht, daß es nur die Frauen verstehn, aus unserm Herzen alle kleinmütigen und niedrigen Gedanken, Sorgen und Kümmernisse zu lösen und deren stete Begleiterin, die müde Traurigkeit?*

Um ihnen zu gefallen, sucht der Kavalier stets, seine Liebenswürdigkeit zu steigern, und fürchtet nichts mehr als Schande, die ihn in den Augen der Damen herabsetzen könnte. Um ihretwillen schmückt er seine Seele mit Schönheit und Anmut,

um ihretwillen besteht er Gefahren und verwendet so viel Sorgfalt auf die anmutige Durchführung aller geistigen und körperlichen Fertigkeiten. Um der Damen Beifall und Gunst zu erringen, befleißigt er sich einer galanten und artigen Redeweise *nicht nur, wenn ihn eine Leidenschaft gepackt hat, sondern auch in der bloßen Absicht, der Dame, mit der er spricht, Ehre zu erweisen, da er der Ansicht ist, ihr durch die Liebe, die er sich anmerken läßt, zu bezeugen, daß sie der Liebe würdig ist und daß ihre Schönheit und Tugend so groß sind, daß sie jeden zwingen, sich um sie zu bemühen.*

Hier erst schillert, glitzert und sprüht sein ganzes Wesen, wenn er im Kreise schöner Frauen die Feinheit und Geschmeidigkeit des Geistes übt wie eine funkelnde Klinge, wenn er galante Huldigungen gleich Fackeln in den Nachthimmel jongliert und mit dem Feuer, das herabtropft, immer neue entzündet und steigen läßt. Jede Unterhaltung wird hier ein leichtes, unverbindliches Spiel mit Bällen, die hinüber und herüber fliegen, die umgedreht und miteinander vertauscht werden, ein Spiel, bei dem alles erlaubt ist, wenn es nur mit Anmut vorgetragen und in eine blumenreiche Sprache verhüllt wird.

Auch aus der Liebe macht der Kavalier ein Spiel und genießt den Reiz und die Süße der Gefahr, die hinter jedem Wort sich verbirgt und die Glut schürt. Dabei wird es stets sein Streben sein, immer dasselbe zu wollen, was die Geliebte will, jeder Laune sich anzupassen und ihren Wünschen als Befehlen zu gehorchen. Die Dame aber wird, um sich der Wahrhaftigkeit seiner Liebe zu versichern und sie in beständiger Erregung zu erhalten, eine abweisende Härte annehmen, die doch nicht jede Hoffnung ausschließt. Sie wahrt den Ruf der Züchtigkeit und Keuschheit und wird dem Geliebten dadurch noch begehrenswerter, daß sie alle Verehrer gleichmäßig auszeichnet und erst dann, wenn er von Eifersucht geplagt oder an der Aussichtslosigkeit verzweifelnd sich von ihr abwendet, ihm entgegenkommt.

Dies ist der Kavalier, wie ihn der italienische Diplomat und Schriftsteller Graf Castiglione in dem der Herzogin von Urbino gewidmeten „Cortegiano" seiner Zeit und der ganzen abendländischen Welt als Vorbild hinstellte, ein Vorbild, das — von allem Wandel des Zeitstils kaum berührt — seit Jahrhunderten im Mittelmeerraum als ein Muster und Beispiel lebendig war.

Der „Kavalier" ist eines der möglichen Vorbilder mittelmeerischen Menschentums, die Selbstvollendung seines Wesensbildes, in der alle stilhaften Wesenszüge ihre vollkommenste Steigerung erfahren haben. Sie bestimmen sich hier aus dem Bezogen-Sein des Menschen auf alles, was sein Dasein umgibt. Jegliches, was er in seiner Welt vorfindet, hat für ihn einen Wert nur, sofern es eine Beziehung zu ihm hat und er sich darin wiederfindet. Die Natur, wie sie aus der Hand des Schöpfers kommt, die wilde, rohe, ungepflegte, verwirrt, erschreckt ihn und stößt ihn ab. Alle Natur, auch die „Natur" der Frau, erfüllt ihn mit einem unbestimmten Grauen vor einem Ausgeliefertsein an Willkür und Sinnlosigkeit. Dem Manne erscheint die Frau erst wahrhaft schön, wenn sie „umgewandelte Natur" ist, ihr Körper durch Pflege einen Darbietungswert für ihn erhalten hat. Nur wo Natur durch die gestaltende Hand des Menschen gebändigt ist, kann sie ihm gefallen. Sie erhält Sinn und Wert für ihn erst, wenn er ihr den Stempel seines Wesens aufgedrückt, sie durch klare Ordnung, Schönheit und Maß zur Kunst geadelt hat. Nicht nur in den Erscheinungen seines Alltags, auch im Weltall sucht er die Beziehung zu sich selbst. Er will die Welt als etwas von seinesgleichen, als Rahmen ihm angepaßt, um in ihr sich wiederzufinden. Wissentlich oder unwissentlich ist er in all seinem Tun bezogen auf ein Anderes, ein „alter ego", einen anderen Menschen. Ja, nur durch sein Verhältnis zum anderen erlebt er sich als ein Selbst.

So ist der Kavalier — im Gegensatz zum Gentleman, von dem er sich auch in anderen Zügen wesenhaft unterscheidet — stets auf einen Partner oder zumindest auf einen Zuschauer bezogen. Zuschauer ist jeder und alles, was in seinem Umkreis ist, vor allem aber die Frau, die „Dame". Jede Situation, und sei es ein Gespräch über alltäglichste Dinge, wird für ihn der Boden, aus dem eine Beziehung vom einen zum anderen herauswächst, als bedürfe es des Eingespanntseins in das Jetzt und Hier und als schaudere es ihn in der einsamen Kahlheit, im kalten, sachlichen Fürsichsein, wenn es den überspringenden Funken nicht trägt, der das geladene Spannungsfeld zwischen Mensch und Mensch durchzuckt.

Der Mensch solcher Art braucht diese „Beziehung zum anderen", denn nur sie rettet ihn aus der unbestimmten Angst vor einer Einsamkeit, die ihn mit allen Schrecken bedrängt und bedroht. Die ursprüngliche Trennung seines Ichs vom Seienden wird ihm als ein Alleinsein, als grenzenlose Verlassenheit be-

wußt. Um dieser Angst zu entgehen, vor der Verlorenheit in der Welt und der Leere im eigenen Innern zu entfliehen, sucht er in einem anderen Sicherheit und Gewißheit über sich selbst zu erlangen, durch einen anderen Menschen seine Wirklichkeit und seinen Wert bestätigt zu finden. Darum braucht er wirklich diese Beziehung, auf daß sie die Not vor der Leere des Herzens und der Furcht vor dem Alleinsein wende zu der heilenden Gewißheit, gehalten zu werden in dem Netzwerk der Gesellschaft, in ihrem „Blick" sich wesenhaft zu fühlen, durch ihre Anerkennung, ihren Beifall bestätigt zu werden. Wo eine Seele dieses Stils Einsamkeit verspürt, „antwortet sie mit abgewandtem Schauder oder mit einer lauten und in der Tiefe verzweifelten Beredtsamkeit, all ihre Gebärde ist deutbar als ein Wegspielen der letzten Einsamkeit: der feingemessene Takt des Lebens und alle feingesponnene Weise seines gesellschaftlichen Spiels entspringt vielleicht zuletzt aus einer Angst vor dem Einsamsein und ist ein Tanz an den Scheiden des Schicksals".

Den Grund für diese Furcht vor dem Alleinsein sieht der Romanist und Erforscher romanisch-mittelmeerischer Wesensart Eduard Wechßler in Zwangsvorstellungen und Gaukelbildern. Sie drängen sich diesem Menschen auf, um ihn ungerufen und mit der erschreckenden Gewalt leibhaftiger Wirklichkeit heimzusuchen, ihn zu bezaubern oder zu ängstigen; er fühlt sich ihnen wehrlos ausgeliefert, sobald er den zuverlässigen Halt des Verstandes und der Sinne verläßt oder verliert. „Die Traumbilder sind manchmal so schwarz, daß sie zum Tode treiben", gesteht Madame de Sévigné. Zahllos sind derartige Bekenntnisse, die von den Schrecknissen und Ängsten vor den als wirklich geschauten Wahngestalten sprechen. *Was eigentlich Furcht hervorruft,* schreibt der Franzose Tillier, *ist nicht eine Gefahr an sich, sondern das sind die Bilder, welche die Einbildungskraft beschwört* — die Einbildungskraft, der diese Menschen daher lieber entfliehen und der sie den Verstand zum Vormund bestellt haben.

Wechßler führt diese Erscheinung auf die Zugehörigkeit dieser Menschen zu dem basedoiden Typus oder B-Typus zurück, den der Marburger Psychologe Jaensch als einen der Urtypen seelischer Anlagen erkannt und am mittelmeerischen Menschen erforscht hat. Der Mensch dieses Typus hat die Möglichkeit, Gesichtseindrücke, aber auch Gehör- und Hautempfindungen frei und unabhängig von echten Sinneswahrnehmungen zu erzeugen, die von der Einbildungskraft geschaffenen Anschau-

ungsbilder nach außen zu verlegen, so daß er sie wie scharf gesehene Bilder und Ereignisse zu erblicken glaubt. Die Schreckhaftigkeit vor solchen selbst erzeugten, real gesehenen Bildern ruft die Furcht vor dem Alleinsein hervor und damit das Verlangen nach Gesellschaft. *Meine Einbildungskraft hat Angst vor dem Alleinsein,* bekennt auch Madame de Staël, *alle Arten von Gefahren treten wie Gespenster vor mich hin; ich liebe die Gesellschaft, oder besser gesagt, ich verabscheue die Einsamkeit.* Die Gesellschaft allein bewahrt hier die Menschen vor jener „müden Traurigkeit", von der Castiglione spricht, sie ist „das Heilmittel und eine Linderung verschaffende Arznei".

Was aber könnte geeigneter sein, den Menschen diese „müde Traurigkeit" und die Furcht vor dem Alleinsein vergessen zu machen und sich als sich selbst und wesenhaft zu erleben, als das andere Geschlecht? In seinem eigenen Geschlecht findet er — sei er Mann oder Frau — nur das, was er auch ist und was ihm mangelt. Das Gegengeschlecht aber ist ihm das Andere, in dem er die Fülle zu umarmen hofft, die ihn seiner eigenen Leere und Einsamkeit entreißt. Das andere Geschlecht ist ihm der Gegenpol, dessen er zu seiner Selbstverwirklichung bedarf. Den Mangel treibt es zur Fülle, aus deren Verbindung — nach dem griechischen, von Platon überlieferten Mythos — Eros entstammt. Nur aus dieser Spannung entgegengesetzter Pole geht hier alles Lebendige hervor, alle Bewegung und alles Erregende, das für diese Menschen das eigentliche Leben ausmacht. Die Ruhe bedeutet hier Aufhebung der Spannung, Unbeweglichkeit, jene „tödliche Langeweile", in der das Leben erlahmt. Deshalb entbehrt letztlich das Gleichgeartete der Magie, die den Menschen aus seinen trüben Kümmernissen zu befreien und ihn zu verwandeln vermag. Das eigene Geschlecht — sei es Mann oder Frau — sieht seinesgleichen mit dem nüchternen, strengen Blick, der ihn seiner geheimsten Geheimnisse entkleidet. Unter dem Blick des Mannes empfindet der Mann, was er ist, unter dem Blick der Frau, was er sein kann. Und um dies zu sein, bedarf er ihrer.

Ebenso kann auch der Kavalier, wie Castiglione sagt, *nicht gefällig, ergötzlich und kühn sein und keine ritterlichen Taten verrichten, wenn er nicht durch den Umgang, die Liebe und das Wohlgefallen der Damen dazu bewogen wird.* Nur den Frauen und dem Wunsche, ihnen zu gefallen, verdankt das Leben des Mannes allen Zauber, alle Schönheit und allen Wert — wie umgekehrt das Dasein der Frau durch den Mann seine Be-

glückung empfängt. Um ihretwillen steigert er seine Liebenswürdigkeit und all seine Fähigkeiten. Denn vor ihr zu bestehen, in ihren Augen ihren Beifall zu lesen, sich in ihrem Blick bestätigt zu finden, zu g e f a l l e n — das ist Bestreben und Sorge, Triumph und Erfüllung.

Doch gefallen zu wollen nicht aus kahler Eitelkeit, sondern aus einer echten Güte, die den anderen beglücken und ihm eine wertvolle Gabe darreichen will. Wenn der Kavalier darauf achten soll, *daß er die Augen an allen Dingen weide,* und der Gesellschaft *ein wohlgefälliges Schauspiel zu bieten schuldig* ist, so spricht darin die Pflicht zu Rücksichtnahme auf das Empfinden des Beschauers und zu seiner Beglückung.

Ja, gefallen wollen ist alles andere als ein entschuldbares Streben, gefallen wollen ist Pflicht des Kavaliers wie der Dame, denn

Was sich verbirgt, kennt niemand,
und was man nicht kennt, das entzückt nicht.
Töricht ist's, Schönheit gleich einem Schatz zu verbergen —

sondern hervor trete die Schönheit und fordere Bewunderung, empfiehlt Ovid einer Schönen, und:

Wo sie auch sei, sie strebe mit Ernst danach zu gefallen,
Sei sie mit ganzem Gemüt Reiz zu entfalten bedacht.

Wer gefallen will, muß ständig den Blick auf den Zuschauer gerichtet halten. Er muß sich selbst und sein Verhalten kontrollieren, um es nach der Wirkung auf den Beschauer zu regulieren, denn er kann die Tribüne nicht überfliegen, ohne dem Todeshauch der Ausgestoßenheit und Einsamkeit zu verfallen. Er empfängt sein Urteil von der Tribüne, sie ist Zuschauer und Richter zugleich. Sie teilt Anerkennung und Ehre aus. Sie kann ihn erhöhen oder ins Nichts stoßen. Denn jeder ist das, was er ist im Urteil der Welt!

Das erfordert eine feine Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes und Wesens, denn der vollendete Kavalier, der den Augenblick beherrscht, der jede Situation meistert und mit selbstverständlicher Mühelosigkeit auf der Wölbung der rollenden Kugel tanzt, er muß dem Wechsel der Tribüne sich anpassen, dem Zuschauer sich verähnlichen; er ist der große Improvisator des Lebens, der überlegene Spieler.

Doch seine Vielseitigkeit ist nicht ein wildes Gewächs übermütiger Schößlinge und Launen — dies wäre nicht edel ge-

wachsen im Sinne seines Gesetzes. Es wäre ein Verstoß gegen das vorgeschriebene Regelwerk der Gesellschaft, das die Beziehung von Mensch zu Mensch in feste Formen faßt, nach denen es zu gefallen gilt. Wohlgefällig sein heißt vollendete Erfüllung der Form.

Wie der Mensch der Bezogenheit aus der Angst vor dem Unendlichen, dem Unergründlichen und Unermeßlichen das ihm das Ungeheure ist, den Blick auf das in Raum und Zeit Vorfindbare, das „Tatsächliche", wendet, aus der Angst vor dem Ungewissen, Unbestimmten, Fließenden auf das Gesicherte, klar Geordnete und Berechenbare, und wie er vor den Schrecknissen des Alleinseins und der Verlassenheit seiner Seele in die Gemeinsamkeit flüchtet, so bedarf er im Umgang mit seinen Mitmenschen einer eindeutigen und allgemein verbindlichen Verkehrsordnung, die der Gesellschaft die feste Bindung gibt und in ihr ihm seinen Platz anweist.

Das decorum, die Etiquette, der gute Ton ist das Gewissen des Kavaliers. In ihm spricht die Stimme der Gesellschaft ihr „Man tut" und „Es schickt sich nicht". Doch liegt hier die Gefahr nicht fern, daß das „Schickliche" das Sittliche erwürgt. Je stärker das Leben dieses Stils sich verfeinert und durchkultiviert, desto fester erfaßt das Regelwerk die Beziehungen von Mensch zu Mensch, desto mehr erstickt es das Wachstum individueller Kräfte. Es beschneidet, was eigenwillig und spontan naturhaft zu wachsen begehrt, wie Buchsbäume und Taxus in Versailles und der Isola Bella. *Unaufhörlich fordert die Höflichkeit, befiehlt der Anstand; unaufhörlich folgt man der Sitte, aber niemals der eigenen Eingebung,* klagt Rousseau an, und der französische Forscher Renan stellt fest: *Bei uns geht es nicht mehr um Wahrheit, nur um Geschmack und guten Ton; es kommt nicht darauf an, was ist, sondern das, was uns zu sagen schicklich dünkt.*

Wie in der mittelmeerischen Welt das gesamte Leben, auch das Einzelleben, die Einzelpersönlichkeit in ihrer Hochform sich zum Kunstwerk zu gestalten streben, so ist auch dieses Spielregelwerk zu einer Gesellschaftskunst ausgebildet, in dem als allgemeinstes Gesetz die Maxime des Maßes waltet. Das Maß schmückt die Welt und die Seele mit dem Stirnreif der Schönheit, es schmückt auch ihre Geste und jede Bewegung und hält sie in der Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Und bewahrt sie vor Übermaß und Unmaß. Maßhalten ist Ausdruck höchster Formerfüllung.

Das wußte auch Ovid. Und die es nicht wußten, lernten es von ihm:

Mit zur Schönheit gehört, das wilde Gemüt zu bezähmen,
Strahlender Friede geziemt Menschen, den Tieren die Wut.
Zornigen schwillt das Gesicht,
schwarz starren vom Blute die Adern,
Grimmer als Gorgos Blick zuckt aus den Augen die Glut.
„Fort mit dir! Das bist du nicht wert!" so sagte zur Flöte
Pallas, als in des Stroms Spiegel ihr Antlitz sie sah.
Nur mit gefälligem Blick lockt man die Liebe herbei.

Alles Maßlose, jede Übertreibung sind hier „ästhetische Sünden", die schlecht sitzenden Kleider der Seele:

Jupiter mag die Frau vor solchen Verbrechen bewahren,
der im geringsten daran liegt, daß sie Männern gefällt.

Maßhalten in allen Gefühlsäußerungen ist nicht das gleiche wie Selbstbeherrschung, so ähnlich sie sich auch äußerlich sehen. Die richtige Mitte zwischen zwei Extremen zu wählen in jeder seelischen Regung und ihrer Geste zu harmonischer Ausgeglichenheit und wohlgefälligem seelischem Gleichgewicht heißt dem Übermaß der Leidenschaft ausweichen, ihre Bewegungen und ihren Ausdruck ständig überwachen und sie nach ihrer Wirkung auf den Zuschauer überprüfen und einrichten. Im Gegensatz zum Maßhalten als einem negativen Ideal, das gegen das Zuviel und Zuwenig sich abgrenzt, entspringt Selbstbeherrschung einem Gefühl für persönliche Würde, aus Selbstachtung, und ist nicht bezogen auf andere. Wer Selbstbeherrschung übt, weicht dem Gefühl als solchem nicht aus, er bejaht seine Leidenschaften, aber er ergibt sich ihnen nicht; er nimmt von ihnen Abstand und „beherrscht" sie, um in jeder Lage sich selbst zu besitzen, weil nur, wer sich selbst in der Gewalt hat, das von außen Kommende bewältigen kann.

Jedes Übermaß, ja jedes Abweichen und Anderssein sind für den mittelmeerischen Menschen *unvereinbar mit jedem geselligen Verkehr und ungeheuerlich,* wie Montaigne sagt. Denn jede Besonderheit, alles, was auffällt, durchstößt und zerstört die klar gezogenen Grenzen, die die Gesellschaft oder die „Vernunft" für alle abgesteckt hat und die Geltung und Bestand sichern.

Wenn es nur heimlich geschieht, so ist alles erlaubt. Doch wer vor dem Zuschauer sich eine Blöße gibt, wer hier „aus

der Rolle fällt", wird lächerlich in den Augen der Welt, er macht sich „unmöglich". Nichts aber fürchtet der Mensch der Bezogenheit wie dies Urteil, denn es verstößt ihn aus dem Kreis, in dem allein er sich bestätigt findet, und ohne seine Tribüne ist er nichts. Dieses Urteil wird ohne Strang und Beil vollstreckt und ist dennoch ein Todesurteil. Der Herr hört auf ein Herr zu sein, die Dame hört auf eine Dame zu sein in den Augen der Welt. Lächerlichkeit wiegt schwerer als das Laster. Sie ist für den, der gefallen will, die tiefste Niederlage. Darum gilt es in erster Linie, den Schein zu wahren und die Form nicht zu verletzen, denn die Gesellschaft verzeiht jedes Vergehen, wenn es nur in gefälliger Form vor sie tritt, doch sie verwirft es, sobald es gegen die Spielregel verstößt. So befiehlt Ovid dem Kavalier keineswegs, nur einer Geliebten treu zu sein und das Doppelspiel zu meiden, wohl aber dann das Geheimnis zu hüten.

Die vorbildlichste, die geschliffenste Beherrschung der gesellschaftlichen Formen aber macht noch nicht den Kavalier, dies alles bleibt leer und kalt, wenn nicht echte, natürliche Anmut es durchlebt, die angeboren ist und unnachahmlich, denn sie ist „Sache einer unbewußten Genialität". Anmut ist die essentia des Kavaliers. Das beste Herz, die reinste Gesinnung und der höchste Verstand sind bei ihm nichts ohne dies Geschenk der Götter. Vollendete Anmut adelt jegliches Tun. Sie ist der Zauberglanz, der seine Glieder umfließt, den er mit jeder Bewegung, mit jedem Wort und jedem Lächeln ausstrahlt, der alle seine Gaben des Geistes und die Tugenden seines Herzens erst leuchten läßt, der dem Laster selbst eine freundliche Farbe zu geben vermag und jeden, der in seinen Strahlkreis tritt, verklärt und ihm ein Leuchten leiht. Der Kavalier ist der Meister anmutiger „Darbietung", der vollendete Spieler vor und mit seinem Partner.

In Wechselrede und Unterhaltung, in der Konversation, die er übt als ein kunstvolles Spiel, gewinnt er jenen festlichen Höhepunkt, in dem sein ganzes Wesen aufblüht und seine Anmut und Liebenswürdigkeit ihren vollen Reiz entfalten. Hier kann er sein Bestes geben an Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, an Witz und sprühender Laune, die im Hinüber und Herüber des Spieles sich immer neu entzünden. Hier wird der belangloseste Gegenstand zum anmutigsten Thema entwickelt, denn — wie es vom Chevalier de Gramont heißt — er

machte selbst *Dinge bedeutsam, die im Munde eines anderen nichtssagend gewesen wären.*

Nicht ein „Gegenstand" des Gespräches, nicht die Sache ist hier wichtig, sondern die Brücke, die sie schlägt von einem zum andern, und das Sichdarbieten im geistreichen Spiel der Gedanken mit dem Partner. Kein Gedanke kennt ein Verweilen oder In-die-Tiefe-Dringen, sondern — nach einem Wort Wechßlers — nur *ein leichtes und schnelles Tippen und Nippen, ein Streifen und Gleiten, damit der bewegliche Gedanke seine kleine, bekömmliche Mahlzeit habe. Dabei schlürft man ein neues, witziges bonmot, eine Anekdote (nouvelle à la main) wie einen Leckerbissen, etwa eine Auster. Und wir fangen an zu begreifen, wie dieses beides zu einer großen Angelegenheit werden konnte.* Sehr treffend hat auch der Dichter Alexander von Gleichen-Rußwurm das Wesen des Esprit beschrieben: *Scharf sehen, hell sehen, nichts verwischen und nirgends verweilen, sind die Gebote des Esprit. Sobald man verweilt, verschieben sich die Begriffe. Das Wahre und Prägnante des unmittelbaren, vorurteilslosen Erfassens und Auffassens verfliegt wie die Blume eines Weines, den ein Chemiker analysiert. In der scharfsichtigen Eile liegt der glänzende Reichtum des Esprit, aber auch seine Armut. Er kann die Tür der Weisheit auftun und ihr seine Komplimente machen, er ist niemals die Weisheit selbst.*

Wie in der Konversation, so wahrt der Kavalier in jeder Art Genuß sein Ich. Er gibt sich niemals zu langem Verweilen hin, um sich völlig zu verlieren, sondern wählerisch und erfinderisch von Stufe zu Stufe eilend nascht er hier, kostet dort. Selbst beim höchsten Genuß des Leibes und der Seele liest er aus, um das Erlesene wissentlich zu genießen. Und darum konnte die ARS AMATORIA des Ovid das Lehr- und Lieblingsbuch der Kavaliere aller Zeiten werden.

Lernt, junge Leute, die Kunst, fein zierlich die Worte zu setzen,
Brauchen werdet ihr oft, was ihr mit Mühe gelernt,
Draußen nicht nur im brausenden Leben des Marktes,
Schöne Rede gilt auch in der Liebe verschwiegenem Spiel.

Auch die Liebe ist immer ein anmutiges Spiel, sei es von blutigem Ernst oder leichtfertig und frivol. Und sie ist ein kunstvolles Spiel, so wie Ovid, der römische Liebeskünstler, es die Jugend seiner Zeit lehrte. Eine Welt, der seinen verwandt

oder anverwandelt, pries ihn nach Jahrhunderten noch als ihren Lehrmeister: *Naso magister erat!*

Wer in unserem Volk der Kunst zu lieben noch fremd ist,
Mag sie aus diesem Gedicht lernen und liebe danach.
Kunst hält beim Fahren die Zügel, Kunst spannt das Segel,
Also leite und führ' auch in der Liebe die Kunst!

Seine ARS AMATORIA ist die erste psychologische Studie dieser Welt des Kavaliertums in ihrer heiter lächelnden Lebenskunst, einer Welt der Schönheit und Anmut, aus echt mittelmeerischem Leben und Erleben in seiner Reinheit hier vielleicht zum erstenmal hervorgestiegen.

Mit schalkhaftem Lächeln erteilt Ovid den Jünglingen und Mädchen seine Ratschläge und Regeln, nach denen es zu gefallen gilt:

Ja, manches Herz ward gewonnen,
Als der Jüngling mit sanftem Griff das Kissen zurecht schob,
Mit dem Fächer artig kühlte die Luft oder höflich
Den Schemel rückte dem feinen beweglichen Füßchen.

zu werben durch Gefälligkeiten, selbst wenn sie schimpflich sind — wenn sie nur gefallen:

Acht' es dir nicht für Schimpf —
denn wär's auch Schimpf, es gefällt doch!

Darum findet die sorgende Hilfsbereitschaft leicht ihre Grenze dort, wo die Gefahr, dem Partner zu mißfallen, droht:

Faßt sie dennoch das Fieber mit glühenden Armen,
Stelle als Pfleger dich ein, nütze die mißlichen Tage.
Denke, du säest Geduld, um später Liebe zu ernten.
Was auch die Pflege verlangt, tu es mit Opfermut willig,
Mag sie es sehn, wie du weinst,
und ekle dich nicht, sie zu küssen,
Schwach, doch erfreut schmiegt sie sich wehrlos an dich.
Tu ein Gelübde für ihre Genesung. Doch laut. Sie soll's hören.
. . . . .
Aber beachte auch pflegend die schickliche Grenze!
Gilt's zu verbieten, was Gaumen und Laune begehren,
Gilt es, ein bitteres Tränklein zur Heilung zu mischen,
Räume dem Nebenbuhler das Feld, geh und komm später!

Um der Dame gefällig zu sein, soll der Kavalier stets hinter ihr zurücktreten und ihr den Vorrang geben, seine eigene Meinung hinter der ihren bergen und der Vortrefflichkeit ihres Geistes huldigen, indem er ein eigenes Verdienst ihr zur Ehre gereichen läßt:

Hast du im Kopf einen Plan, so laß es erscheinen,
Als hätte sie ihn erdacht. Sie zuerst spreche davon.
Frei willst du lassen einen der Sklaven, sie soll es wünschen ...
Ihr gib die Ehre von solchen Taten. Nichts, wahrlich, verlierst du,
Doch die Geliebte glaubt, daß sie dich völlig beherrscht.

Ihr zu gefallen, soll er jeden Gefallen ihr tun, jeder Laune sich fügen, jedem Wunsche sich anpassen:

Führe die Rolle nur aus, die dir dein Mädchen erteilt.
Tadelt sie, tadle auch du; und lobt sie, lobe du gleichfalls.
Sag, wenn sie Ja sagt, Ja; Nein, wenn sie etwas verneint.
Lächelt sie, lächle du mit; wenn sie weint, so versuche zu weinen,
Richte nach ihrem Gesetz Mienen und Blicke du ein.
Schwingt im Spiel mit der Hand sie die elfenbeinernen Würfel,
Wirf so schlecht, wie du kannst; willig bezahle den Wurf.

*

Wett auf den Wagen, den die Erwählte bevorzugt,
Sei einer Meinung mit ihr und birg die eigene Ansicht.

Schmiegsam und gewandt soll er jede Gestalt annehmen, jede Rolle spielen, die der Augenblick verlangt, und sich immer bezaubert von den stets wechselnden Reizen der Geliebten zeigen:

Ist es dir ernstlich darum zu tun, eine Schöne zu fesseln,
Mußt du ihr völlig entzückt scheinen von ihrer Gestalt.
Trägt sie thyrischen Purpur, so lobe die herrliche Farbe,
Trägt sie ein koisch Gewand, schwärme für Seide aus Kos,
Glänzt sie im Goldschmuck, sag,
sie glänze noch heller als golden,
Geht sie in zottigem Flausch lobe den zottigen Flausch,
Naht in der Tunika sie, so rufe: „Du setzt mich in Flammen!"

Seine Gewandtheit aber erweist sich erst, wenn er voll Entzücken selbst Schönheitsmängel zu preisen versteht, als wäre von besonderem Reiz und ein Vorzug, was unvollkommen ist:

N e n n s t du es neu, neu scheint dir alles. Namen verbessern.
Herrlich brünett nenn ein Weib, das in Wahrheit pechdunkel,

Schielt eine der Schönen, so gleicht sie Venus, der Göttin,
Hat sie brandrotes Haar, sage, sie sei wie Minerva,
Ist sie zum Sterben mager, so lobe die Schlanken,
Ist sie gar winzig und klein, finde sie zierlich und leicht.
Aber als lieblich erblüht muß man die Rundliche preisen.
Borge vom Vorzug, dem Nachbarn, für jeglichen Fehler.

Der vollendete Kavalier, der alle Register beherrscht, legt man die Schultern jeder Dame, auch der Minderschönen, *den Mantel der Schmeichelei, aus den kühnsten Superlativen gewoben* (Ginzkey), und niemals findet die Dame ihn zu weit, denn sie „fragt ja nicht nach dem Wahrheitsgehalt einer galanten Bemerkung, sie empfindet nur ihren spielerischen Wert. Anmut im Spiele ist ihr mehr als Wahrheit". Im gleichen Stile des Denkens läßt Platon seinen Sokrates erklären: *Ich hatte in meiner Einfalt geglaubt, man müßte die Wahrheit sagen über einen Gegenstand; das wäre die Grundlage; dann brauchte man nur daraus das Schöne auszusuchen und recht artig vorzutragen. — Aber freilich, ein rechtes Lob besteht wohl vielmehr darin, dem betreffenden Gegenstande alles erdenklich Schöne und Gute nachzurühmen, ob es nun stimmt oder nicht. Und wenn es gelogen ist, so schadet das nichts.*

Auf jeden Fall aber wird der gewandte Kavalier in diesem „flirtenden" Spiel stets geschickt Miene und Wort in Einklang halten und seine eigentliche Ansicht verbergen hinter dem Scheine einer Verzauberung, die der Dame das genußreiche Bewußtsein ihrer Begehrenswürdigkeit schenkt:

Nur daß bei solcherlei Wort du nicht als Heuchler erscheinest,
Hüte dich, oder daß gar Lügen dich strafe dein Blick!
Kunst, die versteckt ist, nützt;
doch verrät sie sich, bringt sie dir Schande,
Und auf ewige Zeit raubt sie mit Recht das Vertrauen.

Auch Gesetze und Brauch gilt es zu achten, doch die Sitte erlaubt jedes Mittel, wenn es der Erwählten zu gefallen gilt, und ist der Weg auch *nicht edel, so ist er doch bewährt und üblich.* Um die Spröde zu erweichen, braucht der Mann sich auch der Tränen nicht zu schämen; er soll ihr nur flehend sein weinendes Auge zeigen,

Aber gelingt es dir nicht, die Wimper zu netzen,
(Über die Tränen gebietet jedes Auge nicht immer)
Gib mit dem Finger den Wangen tauende Tropfen.

Ja, die Sitte läßt den Verliebten bei seinem Werben sogar Lob ernten für absonderliches Gehaben, das ihm die größte Schande einträge, wenn er sich unterstände, einem anderen Zweck damit zu dienen als diesem, schreibt in Athen 400 Jahre vor Ovid Platon. *Doch dem Verliebten steht all dies als Zierde an. Die Sitte gibt ihm die Freiheit dazu ohne Schande, als betriebe er ein rühmliches Werk. Und muß man nicht staunen: er allein findet bei einem Eid, wie wenigstens die Leute sagen, Vergebung durch die Götter, wenn er seinen Schwur bricht. Liebeseid sei kein Eid, heißt es. Götter und Menschen haben dem Liebenden jede Freiheit gegeben: so will es unsere Sitte.* In gleichem Sinne ruft Ovid den Verliebten zu:

Sei im Versprechen nicht scheu,
mit Versprechungen lockt man die Mädchen.
Ruf zu Zeugen des Schwurs Götter, soviel wie du willst,
Jupiter lacht aus der Höh' ob des Meineids eines Verliebten,
Läßt vom Aeolischen Süd wehn in die Lüfte den Schwur.
Jupiter selbst schwur oft beim Styx meineidig der Juno,
Und sein Beispiel spricht wahrlich doch günstig für uns!

Dieses „flirtende" Spiel aber ist nicht nur ein Teil der Gesellschaftskunst in all seiner Unverbindlichkeit und als bloße Galanterie. Echt mittelmeerisch ist der Gedanke, durch das Spielen der Rolle des Verliebten *in wirkliche Liebe zu fallen,* durch die Erfüllung der Form den Inhalt der Form Wirklichkeit werden zu lassen, durch Identifikation mit einer „Maske" ein vorher nicht vorhandenes Gefühl allererst zu erzeugen:

Spiel den Verliebten und sprich,
als seist du im Herzen verwundet.
Daß dies glaublich ihr wird, wirke mit jeglicher Kunst.
Auch ist die Mühe nicht groß:
Man müsse sie lieben, so denkt ja
Jede, der Häßlichsten scheint reizend die eigne Gestalt.
Oft schon fiel, wer sich verliebt gestellt, in wirkliche Liebe,
Und was er zuerst zu sein vorgab, war er zuletzt.
O ihr Mädchen, je freundlicher ihr euch zeigt dem Versteller:
Desto sicherer wird wahr die erheuchelte Glut.

„Verstellung" aber ist auch das wichtigste Mittel, das dem Spiel erst seinen Reiz verleiht und das die Glut schürt und zur Flamme entfacht. Darum empfiehlt Ovid:

Reize mit Kälte den Stolz, warte, sie kommt dir entgegen.
Doch vor dem Sieg verstecke des Hoffens freudiges Banner:
Unter der Maske des Freundes nah' der Geliebte.
Oftmals sah ich,
wie so die verdrießlichste Schöne getäuscht ward.
Der sich Verehrer genannt, ward der Geliebte zuletzt.

Wahre Liebeskunst will nicht geradlinig offenes Werben und freimütige Hingabe. Zu rasches Gewähren, zu leicht errungener Sieg sind dieser Liebe nicht dienlich. Sie bedarf des verschlungenen Spiels von Werben und Sichversagen, von Verstellung und Listen, an denen die Leidenschaft sich immer neu entzünden kann. Denn *was entflieht, scheint vielen erwünscht, doch verhaßt, was sich aufdrängt; herbei wünscht mancher, was spielend den Händen entronnen, und er verschmäht eine Frucht, die er allzu leicht pflückte.*

Mit diesen Worten trifft der große Seelenkenner Ovid in das Herzstück mittelmeerischer Liebesweise. Denn die Liebe im Stile der Bezogenheit lebt von der ständig mit Spannung geladenen Luft zwischen Pol und Pol. Sie bedarf des immerwechselnden Reizes, der das Feuer schürt und nicht erkalten läßt, denn *Leidenschaft ohne Gefahr kühlt ab, verwässert am Ende,* warnt Ovid,

Ja, die Beleidigung schürt selbst längst erloschene Flamme,
Sieh, ich gesteh es, ich selbst liebe nur, bin ich verletzt.

Aber

Die ganz sicher uns ist, die Lust schafft wenig Vergnügen.

Und darum, so rät Ovid den Jünglingen wie den Mädchen, *erfinde Gefahren!*

Denn es versiegt das Feuer der Schönen, wähnt sie sich sicher.
Laß sie nicht gähnen in kampflosem Glück,
laß sie Feindinnen fürchten.
Flammen verlöschen unter der Asche, nährt sie kein Brennstoff.
Aber sie lecken den Schwefel mit Gier und leuchten aufs neue.
Auch wenn ein Herz in süßen Träumen wunschlos sich einwiegt,
Gib ihm der Eifersucht Stich, wie der Flamme den Schwefel.
Wärme die kälternde Glut, reize die Sinne der Schönen,
Daß sie erbleicht und dich haßt, erfährt sie, was du getan.
Glücklich bist du, tausendmal glücklich, schilt sie und jammert,

Möchte wohl zweifeln zuerst,
dann schwinden Farbe und Stimme.
Gern wär ich der Geliebte, dem wild sie die Haare zerrauft,
Dem sie zerkratzt das Gesicht mit rosigen Nägeln,
Den sie mit Wut erblickt, unfähig, die Tränen zu halten,
Den sie verbannen will und, ach! zum Leben bedarf.
Wie lange, fragst du mich nun, soll sie verzweifeln, die Arme?
Eile dich, setze ein Ziel, daß nicht Qual sie verbittert.

Und so empfiehlt er auch den Mädchen:

Wechselt mit frischen Waffen — rat ich — die stumpfen,
Habt ihr den Jüngling im Netz, er glaube sich einzig darin.
Sicher nur erst im Genuß, fürchte er plötzlich den Gegner.
Laß ihn ängstlich erzittern. Angstlos altert die Wonne.
Eifersucht stachelt die Lust, facht sanfte Liebe zur Glut.
. . . . .
Wärest du frei auch wie Thais, erfinde Gefahren,
Schließe die Tür, laß nur das Fenster als Eingang, erbleiche,
Lasse die Zofe ins Zimmer stürzen und rufen:
„Alles verloren!" Bebe, stecke den zitternden Knaben
Rasch in die dunkelste Nische, renne voll Eifer! —
Rufe ihn wieder und nimm mit heißesten Küssen die Angst.

*

Nicht gar zu eilig sei mit der Antwort. Längeres Harren
Stachelt den Wunsch, es darf sich nur endlos nicht dehnen,
Weil bei der endlosen Sehnsucht endlich die Liebe versiegt.

Der Mensch dieses Stils kennt nicht jene Sehnsucht, die in die Ferne hinausgreift und sich ins Unendliche zu weiten vermag. Ein wenig der Verzögerung ist erwünscht — *währt sie zu lange nur nicht,* denn sie erzeugt die nötige Spannung. Seine „Sehnsucht" (cura) erträgt es nicht, sich „endlos zu dehnen", sie muß immer den Gegenpol erreichbar wissen:

Bleibe zu lange nicht aus! Sehnsucht stirbt mit der Zeit,
Fernes entschwindet . . .

Darum muß dies Spiel sich stets innerhalb einer gewissen Grenze, innerhalb des Spannungsfeldes halten. In der Ungewißheit unabsehbarer Weitung aber würde die Spannung erlahmen, müßte das Feuer verlöschen und die Liebe zugrunde gehen.

Doch nicht nur die unabsehbare Ferne, auch das Zunahe gefährdet eine Liebe dieser Art. Das errungene Glück, das Gewohnheit geworden ist, und das Schwinden des ständigen Reizes lassen die Liebe verkümmern — *dies ist der Grund, weshalb in der Ehe die Frau nicht geliebt wird,* erklärt Ovid. Ebenso wie zu schnelles Gewähren, wie ein mühelos errungener Sieg der Liebe nicht dienlich sind, ebenso dürfen die Partner sich nie in allzu festem Vertrauen wiegen — was die Grundlage von Ehen anderen Erlebensstiles ist, hier vermag es ihren Bestand zu gefährden:

Was man leicht uns gewährt, das nährt nie lange die Liebe.
Mische zuweilen der Lust kränkende Weigerung bei.
Laß auf der Schwelle ihn ruhn,
laß „grausame Türe!" ihn klagen,
Laß demütig ihn flehn, laß ihn auch zürnen und drohn.
Speisen, zu sehr versüßt, sind fad und langweilen den Gaumen,
Aber ein bitter Gewürz vermehrt die Eßlust und reizt.
Sagt, warum liebt so selten der Ehmann die Ehfrau?
Weil er sie immer besitzt, sie kennen nicht Riegel noch Tür.

Auch in der Ehe bedarf es für Menschen dieser Art eines gewissen Spannungsfeldes zwischen Mann und Frau und des immer erneuten Reizes, wenn die Liebe nicht an der Ehe sterben soll. In diesem „weil er sie immer besitzt" liegt ihr tödlicher Keim. Nur der Ehepartner, der es versteht, das ständig erregende Spiel von Werben, Sichversagen, von Verstellung, Eifersucht und List weiter zu spielen, kann hoffen, etwas von der Magie zu bewahren, die er vor der Ehe für den anderen besaß. Es ist Tragik und Gefahr der so erlebten Ehe, daß die Verbindung eben das zerstört, was sie erwünscht gemacht hat, und — sofern die Sitte es ermöglicht — suchen die Ehepartner die im Zunahe des Alltags verflüchtigte Magie außerhalb der Ehe. Denn „die ganz sicher uns ist", die Lust entbehrt allen Zaubers, sagt Ovid. Daher spielt in mittelmeerländischen Kulturen die Geliebte als Hetäre, als Kurtisane, als „domna" oder Mätresse eine so große und eine die Ehefrau so völlig überragende Rolle. So auch konnten Kavalier und Dame die großen Vorbilder mittelmeerischen Gemeinschaftslebens werden.

Wenn Ovid auch nur diese eine — zwar wesentliche — Seite des Kavaliertums besingt, so ist seine Studie doch ein klassi-

scher Ausdruck echten mittelmeerischen Lebensstiles, der das stark indogermanisch bestimmte Römertum in wachsendem Maße durchzog und zur Zeit des Kaiserreiches bereits das gesamte kulturelle und gesellschaftliche Leben beherrschte, durch griechisches Vorbild beeinflußt und begünstigt. Jetzt, als die Sonne des Südens die härteren und strengeren Schichten aus dem Norden zertaute und aufzulösen begann, zog es seine Kräfte aus dem einheimischen Boden.

In Griechenland hatte sich dieser Vorgang schon einige Jahrhunderte früher abgespielt. Immer wieder schwingt hier das Pendel zur mittelmeerischen Komponente aus, wenn es auch zum Indogermanischen wieder zurückkehrt, das dann um so stärker und in sich gefestigter in Erscheinung tritt. Die Geschichte des griechischen Geistes ist nicht die einer organischen, in sich geschlossenen Entwicklung und Vollendung eines in sich einigen und geradlinigen, maßvollen und harmonischen Geistes, der als solcher den Einflüssen Vorderasiens und des Orients entgegenstand und in der Auseinandersetzung mit ihnen sich aufrieb. Durch die ganze griechische Geschichte hindurch, angefangen bei Homer, ringen diese beiden verschiedenartigen Kräfte miteinander — nicht nur in Architektur und Dichtung, sondern in allen Bereichen des Geistigen und der allgemeinen Lebensführung —, so im Dorertum mit seiner großartigen Wucht und Mächtigkeit, seiner schlichten Strenge und seinem sittlichen Ernst und dem eleganten Joniertum in seinem liebenswürdigen Leichtsinn und seiner zierlichen, graziösen Anmut, dem ganze Zeitalter hörig waren.

Jener griechische Geist der Selbsterkenntnis, des Maßes, der Schönheit und der Harmonie, verkörpert in der Gestalt des Apollon, ist die in vielen Kämpfen erst erstrittene Einheit, in welche die beiden so verschiedenen Kräfte sich gegenseitig hinaufsteigerten, in der sich die Gegensätze versöhnt und ihr Wogengang sich geglättet hatte. In Sophokles, Pindar und schließlich noch einmal in Platon finden beide Elemente ihre großartige Synthese, um in der Sophistik und Euripides die Krise des Geistes und die Zersetzung der Gesellschaft offenbar werden zu lassen — eine Krise, die ihre Ursache in dem Aufgehen des südgewanderten Indogermanentums im Mittelmeerlande und dem Vordringen mittelmeerischen und vorderasiatischen Geistes hatte.

Im Griechentum bilden sich Züge jener Kavaliershaltung heraus, denen wir bereits in der höfischen Adelskultur der Odyssee

begegnen: so wenn Odysseus sich der lieblichen Tochter des Phäakenkönigs naht in der Absicht, von ihr in die fremde Stadt geführt zu werden. Bevor er sein Anliegen vorbringt, macht er sich den Sinn des Mädchens geneigt, indem er mit vielen galanten Worten ihre göttliche Schönheit und Lieblichkeit feiert und so der durch sein wildes Aussehen erschreckten Nausikaa mit seinem höfischen Benehmen beweist, daß er kein ungehobelter Unhold ist. Oder wenn Telemachos die Geheimhaltung seiner Ausfahrt vor seiner Mutter Penelope damit begründet: *Daß sie nicht gar durch Tränen ihr schönes Antlitz entstelle.*

Doch in dem Maße, in dem die Frau unter orientalischen Einflüssen, mit der Verbannung aus der Öffentlichkeit in die Bezirke des Hauses, aufhört, Partnerin des Mannes zu sein, entfällt die wesentliche Voraussetzung für eine Weiterbildung der Kavaliershaltung — die Bezogenheit auf das andere Geschlecht. Dem Charakter der Kultur der großen klassischen Epoche entsprechend als der „exklusivsten Männerkultur, welche die Geschichte kennt", ist jetzt der Mann in erster Linie auf das e i g e n e Geschlecht bezogen.

Im bezeichnenden Gegensatz zum dorischen Sparta, wo Knaben und Mädchen die gleiche Erziehung genießen und die Gattin ebenso selbständig über Haus und Eigentum gebietet, wie sie sich frei in der Öffentlichkeit bewegt, lebt die Athenerin der klassischen Zeit als Gattin und Mutter in orientalischer Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben und jeder Art Geselligkeit, selbst von der im eigenen Hause, und in einer Unterordnung und Geringschätzung, die in der Geschichte der Kulturvölker kein Beispiel hat. Weder kann die Ehefrau auf ihres Mannes Zuneigung noch auf seine geringste sittliche Verpflichtung ihr gegenüber rechnen — Ehe und Liebe sind hier „unvereinbare Gegensätze". Denn — wie Demosthenes erklärt — *wir haben Hetären, um uns mit ihnen zu vergnügen, außerdem gekaufte Dirnen, um unseren Körper zu befriedigen, und endlich Frauen, die uns rechtmäßige Söhne schenken und für unsere häuslichen Angelegenheiten sorgen sollen.* Allein die Hetäre nimmt an der Welt des Mannes und an der Geselligkeit teil. Doch bildet sie lediglich die „glänzende Ausnahme" — die „Liebe" zu einer Frau befriedigt nach Platon nur die Notdurft, die Liebe des Mannes zum Manne aber trägt den alles verklärenden Schimmer der Geistes- und Persönlichkeitsbildung.

Zwar erwächst weiterhin aus der Bezogenheit in der Partnerschaft und dem Wunsch, in der Gesellschaft wohlgefällig und der Liebe und Anerkennung würdig zu sein, aller Wert des Mannes. Aus dem 5. Jahrhundert sind uns Ratschläge und Regeln für den geselligen Verkehr von Theognis von Megara überliefert, deren Befolgung den Jüngling in der Gesellschaft angenehm und liebenswert machen soll. Mit zunehmender Entfaltung ionischen Geistes reift im Zeitalter des Perikles das mittelmeerische Mannesideal, das in Alkibiades seine vollkommene Verkörperung findet — er ist das Vorbild der gesamten nach Eleganz und Anmut strebenden männlichen Jugend. Und Aristoteles spricht von der Kunst der Unterhaltung, der richtig angewandten schönen Muße, deren Erlernung zur Bildung des Menschen gehöre, und erwägt, ob das Blasen der Flöte sich für den Jüngling schicke, ob es ihn nicht verunstalte und seine Schönheit zerstöre. Doch der Bezogenheit auf das gleiche Geschlecht eignet nicht jene polare Spannung und erregende Dynamik, die das Verhältnis von Kavalier und Dame charakterisieren.

In der Absage an das mittelmeerische Gesetz der Polarität meldet sich ein indogermanischer Zug aus dem Stilgesetz des Neben- und Miteinanders, des Gleichgerichtetseins, wenn er hier freilich auch mittelmeerischen Gehalten und Formen dienstbar gemacht wird. Das Griechentum dieser Epoche sieht keine Veranlassung, b e i d e Geschlechter als ebenbürtig nebeneinanderzustellen, wie die von indogermanischem Geist bestimmte alte, aristokratische Zeit noch tat und es für die germanische Welt schlechthin charakteristisch ist. Indem jetzt die Frau, ins Haus verbannt und nicht für voll genommen, für den Mann als Partnerin nicht in Frage kommt, muß hier das gleiche Geschlecht an ihre Stelle treten. Fern aller Erschütterung, welche die Spannung des Entgegengesetzten bringt, und fern dem „Eros des Unmaßes" (Platon), dem vom Mittelmeermenschen gefürchteten Sichverlieren in einem rauschhaft erlebten Unermeßlichen, zielt der gleichgeschlechtliche Eros des Griechen einerseits auf Übereinstimmung, auf „Harmonie", andererseits auf Klarheit, Ordnung und Maß. In der Vereinigung der Liebenden gleichen Geschlechts strebt der eine nach Weisheit, Schönheit und Tugend, der andere danach, im Schönen das Gute zu zeugen und unsterblich zu werden. Dieses Streben nach Erkenntnis, nach dem Schönen und dem Guten macht das Vorbild des griechischen Mannes. Vornehm heitere Gelassenheit, vollendete Anmut und

maßvolle Harmonie werden an ihm von Dichtern und Weisen gepriesen, sie wurden an Sophokles bewundert, den Simmias als den „Anmutvollen" feiert. In der „Kalokagathie", der Vollendung des Sittlichen im Schönen, gipfelt das Ideal apollinischen Griechentums.

Seine stiltypischen Züge aber werden die Samenkörner, die in späteren Kulturen keimen sollten und zum Kavaliersideal entscheidende Beiträge geliefert haben.

Als Rom seinen Fuß auf griechischen Boden setzt — zunächst in den griechischen Provinzen Siziliens —, findet es ein Volk, in dem indogermanischer Geist der Vergangenheit angehört und die alten Götter nur noch von Marmorsockeln herabblicken, ein Volk aber, das andere, reizvolle Schätze vorzuweisen hat und neuen, hellen Schmuck trägt, neu und reizvoll für den Eroberer. Und so geschieht es, daß der Sieger über griechisches Land der Besiegte des griechischen Geistes wird, griechischer Künste und Sitten, griechischen Denkens und Geschmacks, griechischer Lebensführung und Eleganz, die zunächst von den Anhängern der alten Römertugenden unter dem verächtlichen Begriff des „graecari" aufs schärfste verurteilt und bekämpft wurden, doch unaufhaltsam die römische Jugend und bald die Kreise der Vornehmen und Reichen eroberten. Horaz rühmt dies in seinen Episteln:

Griechisch Land ward erobert; erobernd den rauhen Besieger
führt es die Kunst in Latium ein, beim Volke der Bauern:
so wich garstige Plumpheit zierlicher Eleganz.

Dies Griechenland schenkt dem römischen Volk das Vorbild gefälliger, anmutvoller Darbietung und weltläufiger Eleganz, vor dem selbst ein Nero kniet als dem einzigen Ideal, das seine zügellose Laune anerkennt, und vor dessen Verkörperung in dem vollendeten Weltmanne Petronius, dem „arbiter elegantiarum", er sich als der einzigen Autorität seines Lebens beugt.

Doch hier, in der Gesellschaft des augusteischen Zeitalters, findet das Kavaliertum erst seine eigentliche Gestalt. Denn zu der schönen Würde und Selbstsicherheit des Auftretens, der vornehmen Gelassenheit und den gepflegten Manieren, zu den verfeinerten Lebensgewohnheiten und der Kunst, ein angenehmer Gesellschafter zu sein, und vor allem der echten inneren und äußeren Anmut tritt hier das Wesentliche hinzu.

Erst in jenem Rom des Kaiserreiches tritt für den „Kavalier" die Frau in den Mittelpunkt des Lebens und ihm als seine Partnerin gegenüber. Jetzt erst wird galantes Verhalten der Dame gegenüber gefordert und ausgebildet, jetzt auch wird die Liebe zum weiblichen Geschlecht das in unendlichen Variationen abgewandelte Hauptthema. „Die Liebe — so schreibt Gleichen-Rußwurm — im modernen Sinne als Schwärmerei, als zögernde, dann begeisterte Hingabe, als Galanterie, als Leidenschaft, als höchste Wonne und als Todesschmerz, als Stolz und tiefempfundene Schmach, ist zuerst in der römischen eleganten Welt des Imperiums gekannt, gepflegt und bis in ihre merkwürdigsten Schattierungen analysiert worden. Es handelt sich nicht mehr um pflichttreue Ehrgefühle oder um die sinnliche Laune junger Lebemänner käuflichen Frauen gegenüber, sondern um freie Herzenswahl, Überwindung von Gefahr und Schwierigkeit, um geduldiges Warten, Bitten von seiten des Mannes, um kluges Wehren oder Gewähren von seiten der Dame, kurzum es entsteht jene Sitte der Galanterie, die einen geheimen Reiz und Zauber, eine dauernde Spannung, eine Menge abenteuerlicher Kriegslisten in die Gesellschaft bringen und dieselbe zu einem Spiel machen voll Interesse und Fährlichkeit wie das politische Spiel", und wie Ovid es lehrte.

Dieser wird nun auf Jahrhunderte hinaus der Lehrmeister galanter Sitten, die anerkannte Autorität in allen Fragen des Verhaltens von Kavalier und Dame. Von ihm empfangen auch die Troubadoure Südfrankreichs und die Trouvères Nordfrankreichs entscheidende Anregungen.

Das römische Vorbild vollendeter Weltgewandtheit und Lebensart, das das augusteische Zeitalter zur Blüte gebracht hatte, war bereits den Legionen Caesars nach Gallien gefolgt und hatte dort auf seine Weise erobert, was durch das Schwert zuvor unterworfen worden war. Von Caesar heißt es, daß er, der sich gesucht elegant gab und mit auffällig zur Schau getragener Pose den Weltmann spielte, auf eine böswillige Bemerkung über seine Soldaten entgegnete: *Meine Soldaten siegen, auch wenn sie parfümiert sind.*

Doch selbst zu jener Zeit fanden sich in Gallien schon hellenische Einflüsse vor, die mehrere Jahrhunderte vor der Zeitwende ununterbrochen durch ionische Handelssiedlungen an Mündung und Lauf der Rhône mit griechischen Waren als

griechische Sprache und Schrift zu den Galliern gedrungen waren. Spätgriechischer und römischer Weltstil und ihre schulmäßig überlieferten Vorbilder galten den Galliern fortan als eine Vorschrift, die weder ersetzt noch abgelöst werden konnte. Sie übten uneingeschränkten Einfluß auch auf das kulturelle und gesellige Leben der gallo-römischen Welt, das der römische Bischof Sidonius Apollinaris im 5. Jahrhundert in seinen Briefen nach Rom schildert. Der elegante Bischof preist hier die „urbanitas gallica", die das Erbe der römischen Urbanitas angetreten habe, und schreibt an seinen Schwager Agricola: *Was willst Du mehr? Du findest hier griechische Eleganz, gallischen Überschwang und italische Beweglichkeit, dazu öffentlichen Prunk, häusliche Achtsamkeit und königliche Gelehrsamkeit.*

Was so durch Jahrhunderte vor allem an den Höfen entwickelt und gepflegt wurde, erblüht in der Zeit der Troubadoure zu eigentümlicher Schönheit und Lieblichkeit. Und es reift hier ein Vorbild, genährt aus der eigenen, doch stets an der Antike orientierten Tradition — wobei die Ideen und Grundanschauungen Ovids die bedeutendste Rolle spielen —, das aber seine besondere historische Prägung und neue, wesentliche Züge aus dem maurischen Spanien und durch das Feudalwesen empfängt, ferner durch christliche Einflüsse, wenn auch größtenteils in bewußtem Gegensatz zur christlichen Kirche und ihren Anschauungen.

Am stärksten wirkte der unmittelbare Einfluß der *arabischen* Welt, die ihre Herrschaft im Westen bis an die Pyrenäen getragen hatte und auch den arabischen Minnesang als Muster und Vorbild den Nachbarn schenkte — jene kunstvolle Blüte des beduinischen Wüstenlebens wie der arabischen höfischen Welt, unverwelklich und sich gleichbleibend durch Jahrhunderte.

Alle Lebenswerte des Arabers bestimmen sich aus seinem Verhältnis zu seinem Gott, auf den er in allem seinen Tun und Lassen hingewandt ist, auch wenn er sich seiner Hand zu entwinden bemüht. Allāh ist ihm der Erhabene und Allmächtige, von dessen Willen er schlechthin abhängt und in dessen Ratschlüsse er sich ohne Frage und Vorbehalt ergibt. Aus dem Urerlebnis des gewaltigen Abstandes zwischen Gott, dem absoluten Herrn, und dem gänzlich abhängigen Menschen fließt dem Araber das *Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit*, die nur in Gehorsam, Demut und Ergebenheit die göttliche Gnade erlangen

kann. Vermessenheit und Hoffart aber überliefern die „Ungläubigen" der Hölle — durch sie wurde der Engel Iblîs, der sich geweigert hatte, auf Allâhs Befehl hin sich vor Adam niederzuwerfen, zum Satan, „schaitan radjîm", und er wurde *„von den Engeln verjagt und mit Feuer beworfen"*. Die höchsten Tugenden des „Gläubigen" aber sind Niederwerfung, Selbsterniedrigung, „tawâdu", Demut, „dull", und geduldiges Hinnehmen alles dessen, was Allâh über den Menschen verhängt hat, „sabr". Ergebung in den Willen Allâhs, „islâm", macht den wahren Knecht Gottes, „abd Allâh", — das Vorbild arabischen Lebens.

Die Verhaltensweise, die das Glaubensleben des arabischen Menschen durchzieht, bestimmt auch seine anderen Erlebensbereiche und kennzeichnet zwei historisch bedeutsam gewordene Gestaltungen, sein Feudalwesen und seinen Minnesang. So stark ist die durchgehende Gleichheit im Verhältnis des Gläubigen zu seinem Gott und dem des Liebenden zur Geliebten, daß selbst der Wissenschaftler „bei vielen arabischen Versen im Zweifel sein kann, ob sie religiös oder erotisch sind, wenn kein Prosarahmen vorhanden ist", da die wesentlichsten Motive der religiösen Dichtung mit denen der Liebeslyrik weitgehend übereinstimmen.

Wie der Gläubige als „abd", als Diener oder Knecht oder Sklave vor seinem Gotte in grenzenloser Ergebenheit, „ubûdîja", steht, ebenso faßt der Minnesänger auch sein Verhältnis zur Geliebten als Dienstverhältnis auf:

Aber ich bin derjenige,
der, wenn ein Rufer von Eurer Seite bei mir vorüberginge,
während ich in meinem Grabe läge,
sich ihm melden würde mit den Worten:
„Hier bin ich zu deinen Diensten!"

(Al-Fâdil)

Wenn du nicht weißt,
daß ich dein Leibeigener bin,
so befiehl mir zu holen, was du willst,
und ich werde gehorchen.

(Abû Bakr Ibn Bâqî von Andalusien, gest. 1145)

Selbst wo das tatsächliche Verhältnis genau umgekehrt ist, können wir beispielsweise von dem Kalifen von Cordoba Sulaimân al Musta 'în (1009) hören:

Tadelt nicht einen König, der sich in der Liebe demütigt:
die Demütigung vor der Liebe
ist Herrlichkeit und ein zweites Königtum.

*

Was schadet es, daß ich ihr Sklave in der Liebe bin,
während die Kinder der Zeit und auch sie meine Sklaven sind?

Der um das Jahr 1000 n. Chr. in Cordoba lebende Schriftsteller Ibn Hazm erzählt, wie der berühmte Dichter Ar-Ramadi auf einer Straße Cordobas eine Sklavin erblickt, die *sein ganzes Herz ergriff, so daß die Liebe zu ihr all seine Glieder durchdrang.* Er folgt ihr, bis sie sich umwendet und ihn fragt, warum er ihr nachgehe. *„Meine Herrin"*, redet er sie an, *„bist du eine Freie oder eine Sklavin?" „Eine Sklavin"*, antwortet das Mädchen, worauf der berühmte Dichter in der Art seiner Anrede fortfährt: *„Meine Herrin, wo kann ich dich nach dieser Begegnung wiedersehen?"*

Der mächtige Al Hakam, Emir von Andalusien (961—976), der ebenso grausam in der Niederwerfung von Revolten vorging, wie er sich als unterwürfiger Liebhaber in seinem Harem zeigte, richtete folgende Verse an die „Gazellen seines Schlosses":

Sie unterjochen mich, einen Herrscher,
dessen Beschlüsse sich der Liebe unterwerfen,
wie einen gefesselten Gefangenen.

Das Übermaß der Liebe hat ihn zu ihrem Sklaven gemacht,
obgleich er ein mächtiger König ist!
Und ob er weint, klagend vor Liebe, quälen sie ihn,
meiden sie ihn und bringen ihn an den Rand des Todes!
Die Gazellen des Schlosses ließen ihn,
der die Schmerzen tiefer Liebe erlitt, einsam im Staube.
Lieber legt er seine Wange demütig auf die Erde,
als daß er sich auf eine seidene Liegestatt bettet:
Demütiges Gebaren ziemt einem freien Mann,
sobald er ein Sklave aus Liebe wird!

Der Liebhaber unterwirft sich jeder Regung, jedem Sprung der wechselnden Launen seiner Geliebten, denn sie ist — nach Ibn Hazms Worten — *ein zartes Rohr und ein schwankender Zweig, böse und huldvoll nach Gutdünken und nicht aus sachlichen Gründen.* Die Frau dieses Stils will launisch sein, in ihren Stimmungen und Gefühlen schwankend von Augenblick

zu Augenblick, und der Mann genießt die Laune des Weibes. Er will sie bald spröde, bald anschmiegsam, bald grausam, bald hingebungsvoll, bald als huldvoll gewährende Herrscherin, bald als zürnende Gottheit, der er seine Ergebenheit erweisen kann:

Sei hochmütig: ich werde es ertragen.
Sei stolz: ich werde es erdulden.
Überhebe dich: ich werde mich fügen.
Wende dich ab: ich werde mich dir zuwenden.
Sprich: ich werde zuhören.
Befiehl: ich werde gehorchen.

(Ibn Zaidûn 1003—1070)

Der Mann liebt diese völlige Unterwerfung unter ihre schillernden Augenblickseingebungen und kleinen Grausamkeiten:

Quäle, tue Unrecht, meide —
schön bist du doch ganz und gar!
Und tu, was du willst! Was
du auch immer tust, es steht dir gut.
Ich halte aus, ob du nun willst oder nicht,
und ertrage dein Sprödetun. (Mudgalis)

Eines der Mittel, die Ergebenheit und Unterwürfigkeit des Liebhabers auf die Probe zu stellen, ist die „falsche Beschuldigung" durch die Geliebte. Ibn Hazm (994—1064) schreibt in seinem Buch über Theorie und Praxis der Liebe, „Das Halsband der Taube": *Zu dem Wunderbaren, was sich in der Liebe zuträgt, gehört die Unterwürfigkeit des Liebenden seiner Geliebten gegenüber. Wenn die Geliebte ihm fälschliche Vorwürfe macht, dann bittet er bei jeder Schuld, die sie ihm beimißt, um Verzeihung und gesteht die Verfehlung ein, obwohl er daran unschuldig ist, bloß aus Unterwerfung unter ihre Worte und Ergebung in ihren Widerspruch.* Und er schildert eine darauf folgende Versöhnung der Liebenden: *Ist schon einmal etwas Reizvolleres und Köstlicheres von einem Zeugen miterlebt, von einem Auge erschaut oder aus einer Phantasie geboren worden als die folgende Szene? Es ist kein Beobachter vorhanden, kein Unliebsamer ist anwesend und kein Verleumder in der Nähe. Und nun treffen sich zwei Verliebte, die sich wegen einer Schuld, die der Liebende begangen haben soll, entzweit haben. Es ist schon eine kleine Weile her, ein gewisses Meiden hat bereits eingesetzt, und hier steht nun nichts einer langen Aussprache im Wege. Jetzt fängt der Liebende an, sich zu entschuldigen, sich*

zu demütigen, sich zu erniedrigen und seine kleinen Argumente vorzubringen, wobei er soviel Kühnheit wie Selbsterniedrigung und Eigentadel wegen des Geschehenen offenbart. Bald macht ihn seine Unschuld kühn, bald heischt er Vergebung, bittet um Verzeihung und bekennt sich schuldig, ohne es zu sein. Währenddessen schaut sein Lieb die ganze Zeit zu Boden, wobei es ihm ab und zu einen heimlichen Blick zuwirft. Manchmal läßt es ihn lange in dieser Lage verharren, bis es schließlich verstohlen lächelt. Dies aber ist das Zeichen der Wiedergewährung der Gunst ... Dies ist eine Szene, der gegenüber alle Beschreibungen unzulänglich sind und bei deren Schilderung alle Zungen versagen.

Ibn Hazm fährt fort: *Ich habe den Teppich von Kalifen betreten und den Versammlungen von Königen beigewohnt, ich habe aber keine Ergebenheit erlebt, die der eines Liebenden vor seiner Geliebten gleicht. Ich bin dabeigewesen, wo sich Leute vor Sultanen entschuldigten und wo Menschen der schwersten Verbrechen im Bunde mit unbotmäßigen Rebellen bezichtigt wurden, aber ich habe noch nichts Erniedrigenderes gesehen als die Situation eines irrsinnig Verliebten angesichts eines zürnenden Liebchens, das von Groll erfüllt und von Unfreundlichkeit beherrscht ist.*

Und der Mann, der sich nichts Köstlicheres vorstellen kann als die Szene tiefster Erniedrigung des Liebhabers vor der Geliebten, eine Szene, *bei deren Schilderung alle Zungen versagen,* — dieser Ali Ibn Hazm, der Ovid des maurischen Spaniens, der nicht etwa arabischer Herkunft ist, sondern wahrscheinlich einer westgotischen oder keltoiberischen Familie entstammt, die seit drei Generationen zum Islam übergetreten ist und hohe Ämter am Hofe von Cordoba einnimmt, bekennt, unter dem arabischen Vorbild stehend, von sich: *Ich war gefügiger als ein Überwurf und weicher als Baumwolle. Dabei würde ich mich beeilen, mich bis zum Äußersten zu erniedrigen, wenn es von Nutzen wäre, und jede Gelegenheit der Selbstdemütigung wahrnehmen, wenn es wirkungsvoll erschiene:*

Mich dünkt, daß die Erniedrigung der Seele jemand ehrt,
Wenn die Erniedrigung ihm schenkt,
wonach sein Herz begehrt.
Wie oft geschieht's,
daß in den Staub der Mensch sein Antlitz legt,
Auf daß er morgen wiederkommt, geachtet und gehegt.

Denn Niedrigkeit, die Ehre bringt,
taugt für den Jüngling mehr
Als Ehre, folgt das Reittier der Verachtung hinterher.
Wer sich noch nie erniedrigt hat, weiß nicht, was Ehre ist.
Wer keine Müdigkeit verspürt, die Ruhe nicht genießt.

Den Gedanken, daß Erniedrigung zur „Ehre" gereicht, spricht auch der arabische Dichter Al-Farid aus, der noch einmal die wesentlichen Motive dieser Liebeslyrik anschlägt:

Laß dich ersehnen: du kannst und verdienst es.
Tyrannisiere mich:
die Schönheit hat an dich ein Übermaß von Gaben
verschwendet.
Mein Geschick liegt in deiner Hand.
Verfüge über mich nach deinen Launen,
denn die Schönheit hat dich
zu meiner unumschränkten Herrin gemacht.

Wenn Unglück der Preis meiner Liebe sein sollte,
so will ich gern das Opfer sein.
Prüfe mich! Prüf mich auf jegliche Weise,
damit du weißt, ob ich dich liebe auf jegliche Weise.
Ich werde deiner Prüfung keine Vorschriften machen:
ich unterwerfe mich jeder Probe, auf die du mich stellst.

Nur in einem bitte ich dich, nachsichtig zu sein:
fordere nicht,
daß mein Leben n i c h t von dir abhängen könnte!
Meiner Leidenschaft genügt es,
wenn ich dich demütig anflehen kann.
Indem ich mich sehr tief neige,
werde ich hoch erhoben und werde dich erlangen.
Ich bin dein Untertan — du bist meine Königin!
Mit lauter Stimme bekenne i c h es und rühme mich dessen.

Man beschuldigt mich, daß ich dich zu sehr liebe,
Die Männer meines Stammes werden nicht müde,
mich als dein Opfer zu verspotten.
Zwar, deine Liebhaber sind zahlreich,
sie sterben durch dich oder leben durch dich.
Fürwahr, für dich zu sterben muß höchste Wollust sein.

Ich bin dein Sklave, niemals denke ich daran,
mich von dir freizumachen,
und wenn du selbst mich freilassen würdest,
ich würde die Freiheit ablehnen,
und wenn du mich fortschicktest,
ich würde zu dir zurückkehren.
Deine Schönheit hat mich gefangengenommen!
Dein Zauber hat mich in Ketten gelegt!
Lieb geworden ist mir meine Sklaverei!

Um die Wende des 11. Jahrhunderts beobachten wir, wie das arabische Vorbild des Verhaltens zwischen Mann und Frau als des zwischen demütig ergebenem Diener und angebeteter Herrin die Nachbarn jenseits der Pyrenäen ergreift. Seit Jahrzehnten schaut die provenzalische Welt auf den maurischen Süden, und wie sie bereit ist, die Art der Kriegführung, der Kleidung und Sitten des täglichen Lebens sowie die Formen des feudalen Dienstes als vorbildlich von ihrem Todfeinde zu übernehmen, so folgt sie auch in Dichtung und Gesang dem fremden Beispiel und fügt neuen Klang in die alte Liebesweise, die zu ihrem Teil von Ovidischer Liebeskunst gelernt hat. Die elf Gedichte Guillaumes IX., Herzogs von Aquitanien und Grafen von Poitiers (1071—1127), zeigen in ihrer Abfolge den Wandel von der alten zur neuen Weise des Singens und Verhaltens in der Liebe und enthalten zugleich als eine erste Sammlung des dichterischen Werks in limousinischer Volkssprache die Hauptmotive, welche die großen provenzalischen Dichter in immer neuen Variationen anstimmen.

Guillaume, der reichste und mächtigste Mann nach seinem Lehnsherrn, dem Könige von Frankreich, und *einer der größten Hofleute der Welt und einer der größten Frauenverführer, ein Ritter, tapfer in Waffen und unbändig im Minnedienst* — wie die den alten Handschriften beigefügte, provenzalische Lebensbeschreibung mitteilt — dieser Guillaume, der lateinisch spricht und seinen Ovid gelesen hat, bringt als Beute von seinem Kreuzzug im Nahen Osten das arabische Vorbild in die Heimat, und im Gefolge seines jungen Weibes aus Nordspanien tragen Sänger vom Hofe von Aragon maurischen Geist und maurische Lebensart nach Südfrankreich. Er selbst trägt seine zarten und gefühlvollen Minnelieder der höfischen Gesellschaft vor und macht damit die Huldigung des weiblichen Geschlechts durch

den einfachen Sänger, der bisher den verrufenen und verachteten Kreisen der Gaukler zugerechnet wurde, hoffähig. Neben den fürstlichen Liebhabern des Minnesangs sind es die zahllosen berufsmäßigen Troubadoure, die, dem niederen Adel, dem Bürgerstand und den einfachsten Volksschichten entstammend, die Gesellschaft unterhalten und das artige Lob der — stets ungenannten — Herrin darbringen.

Den arabischen Vorstellungen und dem feudalen Dienstverhältnis entsprechend überträgt jetzt der Troubadour, der sich außerdem zumeist als Angehöriger des Dienstadels der „domna" gegenüber in untergeordneter Stellung befindet, die Prinzipien der Ergebenheit und Dienstbereitschaft und die Symbole und symbolischen Handlungen des feudalen Rechts — wie den Akt der Huldigung, das Knien, das Küssen des Fußes und den Handkuß als Ausdruck der Ergebung — auf seine Beziehung zur Frau.

Alles, was für den Araber natürlich ist, was dort organisch gewachsen ist, erlebt hier eine M o d e. Wenn Bernart de Ventadorn singt:

Mehr, edle Frau, verlang ich nicht,
Als daß Ihr duldet meinen Dienst,
Ich werde, was auch mein Gewinnst,
Euch dienen mit Vasallenpflicht.
Seht her — ergeben, willig, froh
Geb ich mich ganz in Eure Macht!

so ist dies als bloße Galanterie gemeint, der Herrin dargebracht, um sie zu ehren. Was für den Araber stilechtes Verhalten war, weil es aus dem eigenen Erleben entsprang, wird nun aus poetischer Fiktion bestenfalls zu gewollter Nachahmung und Nachempfindung; oft jedoch bleibt es bloße Allegorie innerhalb des galanten Verkehrs, ein Federball des gesellschaftlichen Spieles, so bei Giraut de Bornelh, den nichts glücklicher machen kann als

Nähm sie in Ehr und Gnade mich
Als hörig und leibeigen an,

oder wenn Bernart sich sehnt, *bei ihr, ihr Sklav' zu sein,* und ihr versichert:

Dein eigen bin ich, Herrin mein,
Zu deinem Dienste stets bereit,

Verschworen als der Lehnsmann dein
Bleib ich dein eigen alle Zeit.

In gleichem Sinne singt Peire Vidal:

Da ich mich darein gefunden,
Ganz in ihrer Macht zu sein,
Sag auch sie mir nimmer Nein;
Wehrlos bin ich ihr verbunden,
Sie verkauf mich, schenk mich hin!
Denn ein Narr ist, wer da sagt,
Daß mir fremde Gunst behagt;
Noch ihr Groll freut meinen Sinn
Mehr als andrer Lustgewinn.

und, indem er den Gedanken der „falschen Beschuldigung" aufnimmt:

Ohne Frevel tat ich Buße,
Bat um Gnade ohne Schuld;

denn:

Schlichte Demut läßt's geschehen,
Daß der Stolz sich vor ihr neigt,
Und wo sich kein Helfer zeigt,
Mir im Kampfe beizustehn,
Hilft mein Knie'n und Gnadeflehn.

Und ganz im Sinne Ibn Hazms bekennt Arnaut Daniel:

Beugt doch die Liebe, die ins Herz mir eingeht,
Mich leichter, als ein Mann die schwanke Rute.

Ist in der Tat auch der Gedanke des Dienstes und der Ergebung im Minnelied oft nichts als ein poetischer Schmuck, der Herrin dargebracht, um sich selbst zu schmücken und ihr zu gefallen, und die dichterische Gleichsetzung von Dienstpflicht und Liebesneigung nur ein geistreiches Spiel, da in dieser neuen Dichtersprache alle Begriffe doppelsinnig schillern, so bilden sich hier doch wesentliche und grundlegend neue Anschauungen, die für das Verhalten und Verhältnis von Kavalier und Dame bis heute bestimmende Kraft und Geltung behalten haben. Der arabische Anteil ist seitdem aus dem Kavaliersideal nicht fortzudenken.

Indem der Troubadour und mit ihm auch der vornehme Herr, den ja kein sozialer Unterschied von der „domna" trennt, möglicherweise sogar der Lehnsherr des Gatten in dichterischer Fiktion als ihr „Dienstmann" sich auffassen, ja sich als „Leibeigene" bezeichnen und beteuern, daß sie zu jeder Dienstleistung bereit sind, welche die Herrin von ihnen verlangen mag, und sich sogar darein ergeben wollen, wenn sie sie als ihre Sklaven verkaufe oder verschenke, so entsteht aus dieser fiktiven Erniedrigung des „cavaliers" auf der anderen Seite eine — nicht bloß poetische — Hinaufwertung der Frau zu schwindelnder Höhe, die ihrer tatsächlichen Rechtslage und Stellung keineswegs entspricht, ja geradezu als ideelle Reaktion gegen den Zwang der Wirklichkeit gelten kann. Der Minnedienst ihres Sängers oder „cavaliers" täuscht der Frau eine Freiheit vor, die ihr sowohl durch Rechtsbrauch wie durch Sitte versagt ist, und feiert ein unselbständig und ohne eigene Willensentscheidung gehaltenes Wesen, über das bei der Eheschließung wie über einen Handelsgegenstand bestimmt wird, als allmächtige Herrscherin:

Herrin, ich weiß, wenn's nicht die Gnade schafft,
Reicht nimmer, Euch zu lieben, meine Kraft.
Ihr steht so hoch, das fühlt mein Herz mit Nöten,
Daß, was ich tun mag, nie der Ehr entspricht,
Mich Euch zu weihn; und doch ich laß Euch nicht!

Steh ich auch ärmlich neben Eurer Pracht
Und unvermögend neben Eurer Macht,
Ich tu, was ich vermag, fleh Euch um Gnade,
Dien Euch und lieb Euch mehr als jedes Gut,
Hüt' mich vor Schmach, faß um Euch edlern Mut.

Kein König und kein Kaiser auf der Welt
Wär meiner Herrin nicht mit Stolz gesellt;
Denn so an Macht wie an erhabnem Sinne
Steht sie ob allen Frauen rings im Kreis.
Sie ist's, die edler sich zu tragen weiß,
Sie grüßt und spricht zu holderem Gewinne,
Freut sich am Preis, zu dem sie strahlend stieg.

„Schön-Ritter" Ihr: bekriegt von Eurer Minne,
Fleh ich, daß Gnad und Milde Euch besieg,
Wie ich geschlagen Euch zu Füßen lieg.

(Raimbaut de Vaqueiras)

Diese Erhöhung wurde in religiöser Wendung zu einer Vergöttlichung der Frau, die als Verkörperung und Vermittlerin ewiger Werte verehrt oder als Gottes Stellvertreter angesehen wird: ER herrscht im Himmel, wie SIE über die Erde herrscht.

Gott hat Thron und Himmel, sie
teilt er mit Gefährten nie;
Ihr doch ließ des Friedens Krone
er allhier an jedem Ort.
Traun, das ist ein wahres Wort!
Denn die Welt geflissentlich
richtet nach der Herrin sich.

(Rambaud III. Graf von Orange)

Ja, gelegentlich wird sie geradezu mit dem dreieinigen Gott gleichgestellt. Der gratia Dei entsprechend übt sie an dem sie anbetenden Ritter „Gnade", ist sie ihm die „gnädige" Frau. So wird der Frauendienst von den Troubadours auf Grund ihrer Abwendung von der Kirche und ihren Idealen, nach dem Vorbild des christlichen Heiligenkultes, als Frauenkult entwickelt, dessen Nachfolge dann erst der Marienkult antritt, um die Ungläubigen, in weltlicher Lust Verstrickten der Kirche zurückzugewinnen.

Diese höfische Kultur setzt an Stelle des griechischen Bildungsideals der Kalokagathie, der Vollendung des Sittlichen im Schönen, und dem der römischen Urbanitas, der feinen städtischen Bildung und Lebensart, das Ideal der „cortezia", in der das Menschentum dieser Zeit sich vollendet. Die Cortezia zielt zunächst auf gute Sitte und edlen Anstand, nicht auf „Sittlichkeit". Doch es gibt nach Goethe *kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das keinen tieferen sittlichen Grund hätte.* In einer der Unterweisungen, in denen ihre Forderungen niedergelegt sind, schreibt der Troubadour Garin de Braune: *Die Cortezia besteht darin, sich beliebt zu machen, und weiß zu hüten, was anderen gefällt.* In diesem Wunsche zu gefallen und der gegenseitigen Rücksicht auf den anderen und das, was ihm gefällt, ihm angenehm ist, — in dieser „Güte der Darbietung" wurzelt die Sittlichkeit dieser höfischen Welt, eine Ethik im Stile der „Darbietung". Wie alles Wissen und alle gelehrte Bildung hier der Veredelung des geselligen Lebens, des Geschmacks und des Wesens dienen, so sind auch alle Tugenden, die von diesen Menschen gefordert werden, alle inneren Vorzüge, die der Troubadour an der Herrin preist und die zum Ideal des höfischen

Ritters gehören, das, was die Persönlichkeit schmückt und sie den anderen wohlgefällig macht, denn der andere soll in dem, was ihm dargeboten wird, „einen wirklichen Wert empfangen". Wenn einer der französischen Trouvères sagt: *Die Höflichkeit besteht darin, bei jeder Begegnung und jedem gegenüber, der dessen bedarf, ein wenig mehr zu tun, als die simple Pflicht fordert,* so spricht hier die innere Genugtuung einer schenkenden Güte, die der äußeren Erfüllung der Form erst ihren sittlichen Gehalt gibt.

Wie das griechische Prinzip des Maßes das Wesen aller Tugend ausmachte, so wird hier die „mezura" die eigentliche Maxime höfischer Moral. Die „mezura" schreibt vor, wie der „cavalier" und die „domna" sich zu halten und zu bewegen, wie sie zu lächeln und zu grüßen haben, sie setzt den Gefühlen und ihren Gebärden feingezogene Grenzen, sie zeigt auch, wie in der Minne die richtige Mitte zu wahren sei.

Das höchste Ziel aber, das diese Weltanschauung erstrebt, das Recht, nein, die unbedingte Pflicht dieser Menschen ist der „joy", die heitere Beschwingtheit und Leichtigkeit bei allen Gelegenheiten, die sprühende Fröhlichkeit, die dem Vergnügen nicht erlaubt, abzugleiten, tierisch zu werden oder in sattem Behagen einzuschlafen. Diese Fröhlichkeit soll alles Häßliche und Spießige vernichten, alle Trübsal und Traurigkeit vertilgen oder doch wenigstens verbergen. Ihr dienen Amüsement und Konversation, „deport" und „solatz", was nach Wechßler ursprünglich „soviel wie Tröstung, Aufheiterung und Zuspruch" bedeutet und in denen das Bedürfnis nach Geselligkeit aus Furcht vor dem Alleinsein und der Wunsch zu gefallen zu höchster, beseligender Lebenskunst veredelt wurden.

Dieses Vorbild von Kavalier und Dame, wie die mittelmeerische Welt es hervorbrachte, wenn es einige Züge auch von den Arabern lieh, fand — nachdem es auch ganz Frankreich sich gewonnen hatte — über Flandern, Brabant und Burgund Eingang in den deutschen Lebensraum. Aber während es sich bisher auf den Boden beschränkt hatte, aus dem es gewachsen war, betrat es hiermit einen Boden, auf dem Männer und Frauen andere Wege des Zu- und Miteinanders zu gehen gewohnt waren.

Er soll dein Herr sein

> Siehe, du wirst sterben! Denn du hast Gottes Gebot nicht gehorcht: du hast mehr auf die Stimme deines Weibes gehört, die ich doch in deine Gewalt gab, daß du sie dir zu Willen hieltest.
>
> *(Das Leben Adams und Evas 26)*

„Und du wirst mein Gebieter sein und ich dir untertan" — mit diesen Worten läßt Hugo von Hofmannsthal ein junges Mädchen sich ihrem Bräutigam angeloben, das noch kurz vorher über den faux pas eines Verehrers: *„Und abends auf dem Fiakerball bin ich Ihr Herr"*, indigniert die Stirn runzelt, worauf der Kavalier sich erschrocken verbessert: *„Ich meine: ich Ihr erster Knecht, denn Sie sind immerdar die Königin!"*

Unter j e n e m Wort ist jahrhundertelang die Frau in die Ehe getreten — in d i e s e m hat sie die Huldigungen des Kavaliers entgegengenommen. Gebieter und Dienerin — ergebener Diener und Dame! Die Rollenverteilung kann widerspruchsvoller nicht gedacht werden: hier Erhöhung und Ehrung der Frau durch die beflissene Ergebenheit des Mannes in ihre Wünsche und Befehle — dort untertäniger Gehorsam der Frau gegenüber dem Eheherrn und Gebieter. Und dennoch hat diese Rollenverteilung durch Jahrhunderte für zwei Lebensbereiche innerhalb des Lebens von Mann und Frau Geltung gehabt.

Um den unvereinbaren Widerspruch zu begreifen, der auf den ersten Blick nichts als eine Umkehrung der Rollen zu sein scheint, — mehr: um Sinn und Bedeutungsinhalt des Vorbildes vom Eheherrn und dem ihm untertanen Weib zu verstehen, wie es noch das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch und die Anschauungen weitester Kreise beherrscht, fragen wir: wo hat dieses Vorbild seine Wurzeln und aus was für einem Erleben heraus ist es organisch gewachsen?

Seit Goethe wiederholt man in Deutschland mit Fleiß: *„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung."* Was aber ist dies für eine „Bestimmung", und wer hat sie gesetzt? Luthers Bibelübertragung faßt diese „Bestimmung des Weibes" in das den Frauen zum Schicksal gewordene Wort: *„Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein!"* (Genesis 3, 16). Dieses Wort, das bei uns fordernd und formend über dem Weg der Frau und über der Ehe gestanden hat, verweist uns auf die Erzählung von der Schöpfung des Menschen und dem Sündenfall, wie die Alten sie von Generation zu Generation überliefert haben, bis die Schule des Jahwisten sie um das Jahr 1000 v. Chr. in künstlerische Form von hoher Vollendung gegossen hat. In der wortgetreuen Übersetzung durch Kautzsch und Gunkel lauten die für unseren Zusammenhang wesentlichen Stellen der Genesis (1. Buch Mosis) 2, 4b ff.:

Zur Zeit, als Gott Jahwe Erde und Himmel machte, da formte er den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem. Er setzte den Menschen in den Garten in Eden und ließ dort allerlei Bäume emporwachsen, lieblich anzuschauen und wohlschmeckend zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Nun gab Gott Jahwe dem Menschen den Befehl: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, aber von dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du von ihm issest, mußt du sterben! Und Gott Jahwe sprach: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, ich will ihm ein Wesen schaffen, das ihm beisteht und zu ihm paßt. Da formte Gott Jahwe aus der Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zu dem Menschen. Aber der Mensch fand kein Wesen darunter, das ihm hätte beistehen und zu ihm passen können. Da ließ Gott Jahwe einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, nahm eine seiner Rippen und baute sie zu einem Weibe aus und brachte sie dann zum Menschen. Die beiden aber, Mann und Weib, waren nackend und schämten sich nicht.

Nun war die Schlange listiger als alle Tiere des Feldes, die sprach zum Weibe: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baume des Gartens essen? Das Weib erwiderte der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott befohlen: Ihr sollt nicht davon essen, noch sie berühren, sonst müßt ihr sterben. Da sprach die Schlange zum Weibe:

Ihr werdet ganz gewiß nicht sterben! sondern Gott weiß wohl: sobald ihr davon eßt, da werden euch die Augen aufgetan, daß ihr werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses. Da nun das Weib sah, daß der Baum gut zum Essen und eine Lust für die Augen und daß der Baum begehrenswert sei, um durch ihn klug zu werden, da nahm sie von seinen Früchten, aß und gab auch ihrem Manne, der neben ihr war, und der aß auch. Da taten sich ihnen beiden die Augen auf, und sie erkannten, daß sie nackend waren; da nähten sie sich Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen daraus.

Als sie die Schritte Gott Jahwes hörten, der sich beim Tagwind im Garten erging, da versteckten sich Mann und Weib. Gott Jahwe aber rief: Wo bist du? Der Mensch sprach: Ich scheute mich, ich bin ja nackend, da habe ich mich versteckt. Gott Jahwe sprach: Wer hat dir kund getan, daß du nackend bist? Du hast doch nicht von dem verbotenen Baume gegessen? Der Mensch sprach: Das Weib, das du mir beigesellt hast, die gab mir von dem Baume, und ich aß. Da sprach Gott Jahwe zum Weibe: Was hast du getan! Das Weib sprach: Die Schlange hat mich verführt, daß ich aß. Da sprach Gott Jahwe zur Schlange:

Weil du solches getan hast, verflucht sollst du sein ...

Und zum Weibe sprach er:

Ich will dir viel Mühsal bereiten mit Schwangerschaften:
mit Schmerzen sollst du Kinder gebären
und wirst doch nach deinem Manne verlangen,
er aber soll Herr sein über dich!

Und zum Manne sprach er: Weil du deinem Weibe gehorcht und von dem Baume gegessen hast, von dem ich dir zu essen verboten hatte:

Verflucht sei der Acker um deinetwillen!
Unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang!
Dornen und Gestrüpp soll er dir tragen;
und du sollst das Kraut des Feldes essen.
Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen,
bis du zum Erdboden zurückkehrst,
denn ihm bist du entnommen.

Denn Erde bist du, und zur Erde mußt du zurück!

Und der Mensch gab seinem Weibe den Namen Eva, und sie wurde die Stammutter aller Lebendigen. Und Jahwe Gott sprach: Fürwahr, der Mensch ist geworden wie unsereiner, indem er Gutes und Böses erkennt; daß er nunmehr nur nicht etwa seine Hand ausstreckt und auch von dem Baume des Lebens nimmt und ißt und ewiglich lebt! Da entfernte ihn Gott Jahwe aus dem Garten Eden, damit er den Boden bebaue, dem er entnommen war. Da trieb er den Menschen aus ...

Wie keine andere Stelle des großen dichterischen und gesetzkünderischen Werkes, des Pentateuch, den wir nach Luther „Die fünf Bücher Mosis" nennen, hat diese Geschichte von der Schöpfung des Menschen, vom Sündenfall durch Evas Ungehorsam, der Verfluchung Evas und Adams und ihrer Vertreibung aus dem Paradies auf die Gemüter der deutschen Hörer gewirkt. Wie werden hier Mann und Frau in ihrem Verhältnis zueinander gesehen?

Adam ist von Jahwe in besonderer Schöpfung und um seiner selbst willen erschaffen worden. Erst später und, damit Adam nicht allein sei, faßt Jahwe den Entschluß, das Weib zu bilden. Er schafft die Frau nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Mannes willen und für den Mann. So formt er sie auch nicht aus der gleichen Erde wie den Mann selber und wie seine anderen Geschöpfe. Er baut sie aus einem Teil des Mannes. Evas Entstehung ist kein eigengesetzlicher spontaner Akt wie Adams Erschaffung; sie ist dem Manne nicht ebenbürtig, sie entstammt ihm und ist für ihn gemacht, er ist des Weibes Ursprung und Zweck. „Die beiden aber, Mann und Weib, waren nackend und schämten sich nicht." Bis hierher ist alles in seiner Ordnung.

Nun aber beginnt das Verhängnis. Die Schlange verführt Eva, und Eva verführt Adam, von dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen. Was ist die Folge dieser Tat? Sie erkennen, daß sie nackend sind, und schämen sich — durch eine Sünde haben sie ihr Geschlecht entdeckt. Die weitere Folge ihrer Tat ist: sie werden von Jahwe verflucht. Um ihres Ungehorsams willen und, weil sie den Mann verführt hat, soll die Frau an ihrer Geschlechtlichkeit leiden und dennoch nach ihrem Manne „lechzen", dem sie untertan sein soll.

Durch den Genuß der Frucht hat der Mensch Erkenntnis erlangt und ist entgegen Jahwes Willen göttlicher Natur teilhaftig geworden, aber er hat die Erkenntnis durch Sünde erworben, weil er nicht Gott, sondern dem Weibe gehorcht hat.

Um dieser Sünde willen wird Adam zum Joch des Lebens verurteilt. Auf daß er nun, da er wissend ist, nicht auch noch die Hand nach dem Baume des Lebens ausstrecke und unsterblich und damit Gott gleich werde, weist Jahwe ihn aus dem Garten, die Erde zu bebauen, aus der er genommen ist, und die Mühsal des Lebens zu dulden, bis er zum Staube zurückkehrt. Die Mühsal der Gebärenden und der vom Manne Tyrannisierten ist der Fluch des Weibes, die Mühsal des Arbeitenden und der Tod sind der Fluch des „Menschen".

Wie sah also der Jahwist das Verhältnis Adams und Evas? Sie beide führen ihr Leben unter dem Fluch der Sünde, die Eva über sie gebracht hat, in Mühsal und Elend. Von Anbeginn Adam nicht ebenbürtig, ist Eva nur für ihn da und seiner Gewalt unterstellt. Ihrer Geschlechtlichkeit unterworfen, ist sie leicht zur Sünde zu verführen und versucht, den Mann zu verführen. Darum hat sie seinem Willen zu gehorchen, und er ist Herr über sie.

Diesem Schöpfungsbericht und der mit ihm verbundenen Paradiesgeschichte, in denen die Schule des Jahwisten, ohne eine der altorientalischen Schöpfungsüberlieferungen zu übernehmen, allerlei Einzelerzählgut zu einer geistigen und künstlerischen — wenn auch nicht völlig bruchlosen — Einheit gestaltet hat, ist in der Bibel ein anderer Schöpfungsbericht vorangestellt. Während man für die jahwistische Schöpfungsgeschichte (Gen. 2, 4 ff.) die Zeit um oder nach 1000 v. Chr. annimmt, setzt man den sogenannten priesterlichen Schöpfungsbericht (Gen. 1, 1 ff.) um etwa 550 v. Chr. an. Dieser jüngere Bericht sagt nichts aus über die Art der Zuordnung der Geschlechter, ja, er hat gar nicht die Erschaffung eines einzelnen Mannes und einer Frau zum Gegenstand. Nachdem Gott die verschiedenen Pflanzen- und Tiergattungen geschaffen hat „in unbestimmter Anzahl von Exemplaren, damit die Art durch die ihr innewohnende Fruchtbarkeit dauernd erhalten bleibe", beschließt er die Erschaffung der „Menschheit": *Und Gott schuf die Menschheit nach seinem Bilde ... männlich und weiblich schuf er sie* (Gen. 1, 27) und gibt ihr den Auftrag: *Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan.*

Dieser jüngere, priesterliche Schöpfungsbericht will das erhabene Werk des Schöpfers preisen. Und ungeachtet der im Text folgenden Sündenfallgeschichte besteht die von ihm ange-

nommene Gottesebenbildlichkeit der Menschheit weiterhin fort. Hier atmet ein völlig anderer Geist als in der eingeschobenen Geschichte von Adam und Eva, die den Menschen in seiner Sündigkeit sieht. Durch das ganze Alte Testament hindurch ziehen sich diese beiden ihrem Stile nach verschiedenen Geisteshaltungen, die sowohl in der Selbstauffassung des Menschen und seinem Verhältnis zu Gott und zur Welt zum Ausdruck kommen als auch in dem durchaus verschiedenen Verhältnis zwischen Mann und Frau.

So geht im Alten Testament neben der Auffassung von der Herrschaftspflicht des Mannes über die Frau und ihrer sündigen Triebhaftigkeit, mit der sie ihn verführt und vom rechten Wege abzieht, wie der Sündenfallmythus es darstellt, stets eine andere Auffassung von Mann und Weib einher, die dem arabisch-semitischen Stilgesetz angehört. Sie zeigt sich in den Erzvätergeschichten und zahllosen anderen Frauengestalten und hat ihren reinsten und zugleich schönsten, zeitlos gültigen Ausdruck im Hohen Liede Salomonis gefunden.

In diesem „Lied der Lieder" klingt die zärtliche, die Sinne berauschende Sprache der Liebenden auf, die nichts von einer Sündhaftigkeit ihres leidenschaftlichen Begehrens und Gewährens und nichts von einer Verschiedenwertigkeit der Geschlechter wissen.

Wie zierlich ist dein Schritt
in deinen Sandalen, o Fürstentochter!
Die Fugen deiner Schenkel stehen
gleich aneinander wie zwei Spangen,
von eines Meisters Hand gefertigt.

Dein Nabel ist wie ein runder Becher,
dem niemals das Getränk mangelt.
Dein Leib ist wie ein Weizenfeld,
umsät mit Lilien.

Deine Brüste sind zwei junge Rehzwillinge,
dein Hals ein elfenbeinerner Turm,
deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon
nahe am Tor Bathrabbim.

Dein Kopf steht auf dir gleich dem Berge Carmel,
und das Haar auf deinem Haupte
ist wie des Königs Purpur,
in ein Netz gefaßt.

Wie schön bist du, o Liebste unter allen!
Wie herrlich bist du in deiner Wollust!
Dein Wuchs ist gleich dem des Palmbaums
und deine Brüste gleich den Weintrauben.

Ich sprach: Ich muß auf den Palmbaum steigen
und seine Früchte ergreifen.
Und deine Brüste werden für mich
gleich den Trauben des Weinstocks sein
und der Hauch deines Mundes
wie Duft von Äpfeln.

Wie erlesener Wein ist dann dein Mund,
wert dem Freunde geöffnet zu werden
und bedeckt mit den Küssen
seiner Lippen und Zähne.

Im Wechselgesang besingt auch die Liebende den Geliebten:

Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen,
das zwischen meinen Brüsten hängt.
Mein Freund ist mir eine Traube Copher
in den Weingärten zu Engeddi.

Siehe, meine Freundin, du bist schön!
Schön bist du!
Deine Augen sind wie Taubenaugen.

Siehe, mein Freund, du bist schön —
schön und lieblich!
Unser Bette grünet!

Diese Liebeslyrik spricht mit den gleichen Worten von der gleichen Sinnenfreude und der gleichen Süße der Leidenschaft wie die Sänger der Wüste in ihren Liebesliedern seit je und noch heute.

Was für ein Stilgesetz aber drückt sich in dem alten Schöpfungsbericht, der Erzählung vom Sündenfall der ersten Menschen, und seiner Darstellung des Verhältnisses von Mann und Weib aus?

Um zu verstehen, was für ein Erleben zu jener jahwistischen Sicht des Geschlechterverhältnisses geführt hat, müssen wir

weiter ausholen: Wer ist nach dem Mythos Adam? Und wer ist Eva?

'adam heißt: der Mensch. Und der Mensch ist der Mann.

Eva, hebr. hawwa, wird von der Hebraistik von aramäisch hiwja: die Schlange hergeleitet. Diese Deutung bestätigt sich durch die Vermutung anderer Forscher, die den Namen Hawwa mit der phönizischen Schlangengöttin und Göttin der Unterwelt Hwt in Zusammenhang bringen. Was bedeutet das?

Wir müssen hier einen dem modernen Menschen ungewohnten Schritt zurück zu der Schauweise mythischer Zusammenhänge antiker Menschen wagen, der nur scheinbar vom Wege abführt. In der Paradiesesgeschichte haben wir es mit drei Motiven zu tun, die mit stark mythischen Inhalten beladen sind: die Schlange, der Baum der Erkenntnis und der Baum des Lebens. Daß die Schlange, die hier als Gegenspieler Jahwes auftritt, etwas anderes ist als eins der Geschöpfe, die er soeben geschaffen hat, deutet schon der Alttestamentler Gunkel an: „Die Schlange ist ihm feindlich gesinnt, trotzdem hat er sie nicht aus dem Garten vertrieben; hat er zu spät gemerkt, welchen Schaden sie anrichten konnte? Ganz eigentümlich ist auch, daß seine Drohung an die Menschen, sie würden an dem Tage, wo sie von dem Baume essen, des Todes sterben, nicht in Erfüllung geht, während sich die Worte der Schlange, die diese Voraussage Lügen strafen, durchaus bestätigen. Ebenso erweist sich ihre Aussage, daß die Menschen durch den Genuß des Baumes ein gottähnliches Wissen erhalten würden, als Wahrheit: ihre Augen öffnen sich wirklich!"

Hinter der Gestalt dieser Jahwe feindlichen Schlange, die das gleiche Wissen wie Gott besitzt und den Menschen die Wahrheit über Jahwes Verbot enthüllt, worauf sie von seinem Fluch getroffen wird, hat eine in jüngster Zeit unternommene Deutung der analytischen Psychologie durch Ewald Roellenbleck eine weibliche Schlangengottheit sichtbar gemacht, wie sie im gesamten Kulturraum des alten Orients als Urmuttergottheit verehrt wurde und auch im alten Kanaan als Liebes- und Fruchtbarkeitsgöttin beheimatet war. Ebenso wie die griechische Athene ursprünglich selbst die Eule „war", so wurde die Göttin selbst als Schlange oder mit der Schlange dargestellt.

Demnach haben wir in der mit göttlichem Wissen begabten Paradiesesschlange einen Erinnerungsbestand einer Urmuttergottheit zu sehen. Eva aber und die Schlange sind dasselbe in zweierlei Gestalt. Doch nicht nur hinter der Schlange blickt die

alte Muttergottheit hervor, auch der Erkenntnis- und der Lebensbaum sind nach dieser Deutung Symbole der Urmutter, so daß also „Eva, Schlange, Lebensbaum und Erkenntnisbaum alle eines und dasselbe" sind, die Urmuttergottheit, deren Berührung Jahwe dem Menschen verbietet!

Warum diese Feindschaft zwischen Jahwe und ihr?

Die vergleichende Religionsgeschichte zeigt — mit einer einzigen Ausnahme — bei allen antiken Völkern, die das Göttliche in personhaften Gestalten verehren, ein Nebeneinander von männlichen und weiblichen Gottheiten. Es ist wie ein Uranliegen, den beiden einander zugeordneten Prinzipien alles Lebenden im Kosmos wiederzubegegnen, das Väterliche und das Mütterliche als Ursprünge alles Lebens zu begreifen. Ebenso wie bei den Indoariern und in China, bei den Mittelmeervölkern und den Germanen steht auch im gesamten Orient, bei den großen Kulturvölkern wie bei den kleinen Völkerschaften, neben dem männlichen Gott eine Muttergottheit.

Überall auf ihrem Wege, den die geistigen Eltern und Voreltern Adams und Evas in jahrhundertelanger Wanderschaft von ihrer Heimat im Norden bis nach Palästina durchziehen, überall wo sie siedeln, in Babylonien, in Harran und im östlichen Aramäerland, treffen sie auf die Verehrung männlicher und weiblicher Gottheiten. So kennt Babylonien neben einem „König der Länder und Vater der Götter" eine „Mutter der Götter" und eine „Herrin der Länder", neben einem „König von Himmel und Erde" (Enlil) eine „Herrin von Himmel und Erde" (Istar). Auch als sie in Kanaan eindringen, stoßen sie auf die Verehrung des Baal und der Baalat, unsichtbarer Machtwesen, die als „Herr" und „Herrin", als höchste Besitzer und Eigner einer Stadt, einer Landschaft, eines Weinbergs, eines Baumes oder einer Quelle hinter den sichtbaren Königen oder Herren stehen, aber nicht, wie man sich meistens vorstellt, personifizierte Naturkräfte oder Naturgegenstände sind. Neben dem Ba'al, der als Herr des Ortes zugleich Spender der Fruchtbarkeit des Landes ist, verehren die Kanaanäer die Ba'alat als Schutzherrin und als Fruchtbarkeits- und Muttergöttin: in der Patronin alles zeugenden Lebens Astart, der in enger Beziehung zum Fruchtbaum stehenden und aus ihm herausgewachsenen Aschera oder in der Liebesgöttin Qades, dargestellt mit der Schlange, die zugleich Symbol der Unterwelt ist. Wir sahen

bereits die Beziehung der Schlangengöttin zur Unterwelt; auch in ihr manifestiert sich die Urmutter, denn zu ihr, der alles Leben entstammt, kehrt es wieder zurück. Ihr, der „Großen Mutter", der Magna Mater, ist das werdende und sprossende Leben wie das Vergehen zugeordnet, Zeugung und Tod, Erde und Unterwelt.

Als einzige Ausnahme in jener Zeit bekennt sich Israel in großartiger Einseitigkeit zu dem ausschließlich männlichen Gott. Dennoch bricht die Magna Mater im Alten Testament gelegentlich durch, z. B. in der Ruach, einem weiblichen Geistwesen, das wie eine Vogelmutter bei der Schöpfung der Welt schützend *über den Wassern schwebt* und das später in der Gestalt der Taube als „Heiliger Geist" in die Dreieinigkeit Gottes eingehen sollte, in der mit göttlichem Wissen begabten Paradiesesschlange und dem Unsterblichkeit verleihenden Lebensbaum u. a. m. Doch ebenso wie in der Gestalt der Schlange wird die Urmutter auch als „Erde" oder als „Urtiefe des Meeres" von diesen Menschen sogleich mit vorwiegend gefährdenden, den Menschen feindlichen Zügen ausgestattet.

Dieses Durchbrechen muttergottheitlicher Reste vor allem auch in vielen mutterkultlichen Festen verrät, daß durch andersartiges Vorbild in dem Volk etwas mächtig war, das sich gegen das „rein Geistige" dieses maskulinen Gottes auflehnte und in Widerstreit trat. Bezeichnenderweise waren es gerade die Frauen, die nach der furchtbarsten Demütigung durch den zornigen Gott in einer Revolution gegen Jahwe, die zur Steinigung des Jeremias führte, nach der von den Kanaanäern entlehnten Himmelskönigin verlangen: *Das Wort, das du zu uns im Namen Jahwes geredet hast, — wir hören nicht auf dich, wir wollen vielmehr das Wort, das wir gegeben haben, der Himmelskönigin zu räuchern und ihr Trankopfer zu spenden, in seinem ganzen Umfange getreulich halten!*

Doch zu einer Entwicklung „weiblicher Religiosität höherer Artung" gelangt Israel nicht. Vielmehr geschieht das Seltsame, daß dieses Volk, das als einziges im alten Orient der Welt den Gedanken einer für alle Völker verpflichtenden Moral schenkte, „die Gestalt einer weiblichen Gottheit nicht über die primitiven Stufen hinausentwickelt", sondern auf der rein triebhaften Stufe der Mutterbeziehung verharrt und über die orgiastische Verehrung der Muttergottheit in wilden Ausschweifungen und ekstatischem Sinnentaumel nicht hinausgelangt, während sowohl in Babylonien wie in Ägypten, wo dies Volk doch lange

Zeit verweilt hat, „die Vorstellungen von der Muttergottheit fortlaufend geläutert, zu immer höherer geistiger und sittlicher Reife hinaufentwickelt" wurden, wie dieses Dankgebet eines Mannes an Isis bezeugt:

Du heilige und ewige Retterin des Menschenvolkes,
allezeit freigebig gegen die Sterblichen, die dich umfassen.
Du schenkst süße Mutterliebe allen, die in Not sind.

Kein Tag, keine Stunde, kein kurzer Augenblick vergeht,
da du nicht deine Gaben ausschüttest.
Auf dem Meer und auf dem Lande, überall
schützest du die Menschenkinder
und breitest deine Rechte über sie aus,
verscheuchst des Lebens Stürme
und entwirrst die hoffnungslos verwirrten Fäden des Schicksals,
du linderst die Unwetter des Verhängnisses
und hinderst der Sterne unheilvollen Lauf.

Dich ehren die Götter droben,
dir dienen die Geister der Unterwelt,
du lässest kreisen das Weltenrund,
du erleuchtest die Sonne, regierst die Welt, zertrittst die Hölle.

Dir antworten die Gesteine,
zu dir kehren die Jahreszeiten,
deiner freuen sich die Götter,
dir dienen die Elemente. –

Ich aber bin zu geringen Geistes, dir würdig zu danken,
und mein Gut ist viel zu klein, dir Opfer zu bringen;
nicht habe ich der Rede Fluß, in Worten zu sagen,
was ich fühle von deiner Herrlichkeit.
Ein tausendfacher Mund und eine tausendfache Zunge,
eine ewige Reihe unendlicher Gebete, sie reichen doch nicht aus.

So will ich dankbar tun,
was der arme, doch fromme Mann tun kann:
dein göttlich Antlitz und deine allerheiligste Gestalt
will ich in meiner Brust geheimnisvoller Tiefe bergen
und dort bewahren und meiner Seele vorstellen.

Jahwe aber ist ein „eifersüchtiger" Gott. Und wenn auch „die Sehnsucht nach einer ‚Mutter' neben dem auf seine Ausschließlichkeit ‚eifersüchtigen' Vatergott sich zaghaft immer erneut her-

vorwagt" und das Volk sich zu orgiastischen Ausschweifungen bei den in Kanaan der Muttergottheit geheiligten grünen Bäumen hinreißen läßt, bis Jahwe befiehlt: *Du sollst dir neben dem Altar Jahwes, deines Gottes, den du dir errichtet, keinen heiligen Baum von irgendwelchem Holze einpflanzen* (Deuteronomium [5. Buch Mosis] 16, 21), so tilgt er endlich die Muttergottheit gänzlich aus gemäß seinem Gebot, das er am Beginn des Bundes seinem Volke gibt: *Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus, weggeführt hat: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Du sollst dir kein (Gottes-) Bild verfertigen, noch irgendein Abbild von etwas, das im Himmel droben oder auf der Erde drunten oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich vor solchen nicht niederwerfen und sie nicht verehren; denn ich, Jahwe, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott* ... (2. Buch Mosis [Exodus 20, 2]). Mit der endgültigen Ausmerzung jeglicher Verehrung dessen, was im Himmel droben, auf der Erde drunten oder im Wasser unter der Erde ist, ist der Sieg über die „Große Mutter" vollkommen, und Jahwe, der rein geistige, männliche Gott, herrscht endlich allein.

Wir erinnern uns — von Anbeginn ist Feindschaft zwischen ihm und der gottgleichen Schlange gewesen. Sie, die ihre Macht an den Menschen erprobt, trifft sein Fluch, *Erde zu essen ihr Leben lang*, wie er den Menschen mit dem Fluch des Todes belegt, indem er, dem Jahwe seinen göttlichen Odem in die Nase geblasen hat, zur „Erde" zurück muß. Wie hier in der Paradiesesgeschichte, so rückt überall im Alten Testament die mit dem Fluch beladene, als Fluch aufgefaßte „Erde" in engste Beziehung zur Unterwelt, der unersättlich und wahllos verschlingenden, die durch den ebenfalls als Strafe geglaubten Tod belastet ist. Ja, den Acker — die tragende, fruchtbare und gütig nährende Erde selbst — trifft Jahwes Fluch: *Verflucht sei der Acker um deinetwillen!*

Wie ist es zu verstehen, daß diese Menschen, die seßhaft geworden, vom Acker- und Weinbau in dem fruchtbaren Kanaan leben, das sie nährende und ihnen Gaben spendende Erdreich unter dem Zeichen der Verdammnis erblicken? Wie ist es zu verstehen, daß sie als einzige unter den Völkern des Orients das mütterliche Prinzip entweder überhaupt verleugnen oder zu einem unheilvollen und verderblichen abwerten?

Es müssen schwerwiegende seelische Erlebnisse sein, die die-

sen Zerfall des Menschen mit der Mutter Erde verursacht haben. Zweifellos trifft Roellenbleck das Richtige, wenn er schließt, daß ein tiefes Zerwürfnis in seiner Seele zwischen ihm selbst und der „Erde" stattgefunden haben müsse, das ein naives Urvertrauensverhältnis zum nährenden Erdreich verhindert hat.

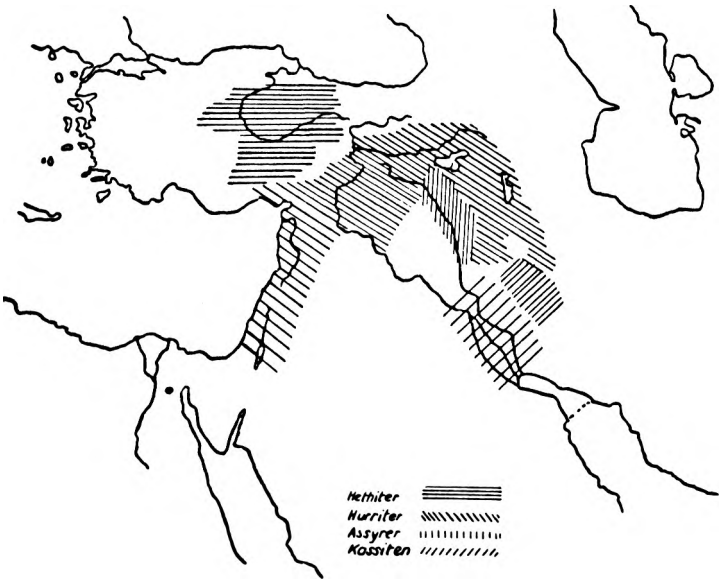
Was ist es, was das innere Schicksal dieser Menschen bestimmt und ihr seelisches Gesetz geformt hat? Von der Beantwortung dieser Frage wird das psychologische Verständnis auch jenes Wortes abhängen, das der Jahwist über den Eingang zum Dasein des Menschen — Mann und Frau — geschrieben hat.

Gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. bricht aus dem armenischen Hochgebirge hervor in erst langsamem Vordringen, dann immer mächtiger anschwellend eine Völkerwelle nach dem Süden. Es sind Menschen weder semitischer noch indogermanischer Herkunft und Sprache, die in vorhistorischer Zeit in den Gebirgsklüften und Tälern Armeniens östlich des Euphrat gesessen haben und sich, veranlaßt durch die Ausbreitung der Indogermanen und durch die in der Gebirgszone zunehmende Bevölkerungsdichte, über die südlichen Randgebirge nach Mesopotamien und Syrien hinein ergießen. Unter ostindogermanischer, genauer: indoarischer, Führung bilden diese Churri in Obermesopotamien das Reich Mitanni, das der mächtigste Staat Vorderasiens in den Jahrhunderten zwischen 1800 und 1400 wird und das lange Zeit eine Oberherrschaft über Assyrien ausübt und es „vollständig hurritisiert".

Doch die churrische Völkerwanderung macht keineswegs in Mesopotamien halt. Während die westindogermanischen „Hethiter" sich die westlich des Euphrat sitzenden, den Churri engverwandten Bergvölker unterwerfen, die man als Proto-Hatti bezeichnet, und in Anatolien das Hethiterreich gründen, überschwemmt bereits die churrische Völkerwelle, aktiviert durch ihre indoarische Herrenschicht, ganz Syrien und Palästina. So kommt es Jahrhunderte vor der Einwanderung der israelitischen Stämme zu einer weitgehenden Besetzung des Kulturlandes durch die Churri. So stark scheint die Überwanderung der kanaanäischen Besitzer des Landes durch die Gebirgsvölker geworden zu sein, daß Südpalästina und gelegentlich ganz Palästina und Syrien von den Ägyptern, in den bisher bekanntgewordenen ägyptischen Zeugnissen aus der Zeit zwischen 1500 und 1200, Haru (H:rw), Land der Churri oder — wie sie im

Alten Testament heißen — Horim (Horiter), genannt wird. Noch im Alten Testament werden ihre Wohnsitze verzeichnet.

Erst ein Jahrtausend, nachdem sie ihre Heimat verlassen haben, ist die politische Machtstellung der Churri in Vorderasien vollends dahin und endgültig wieder auf die armenische Gebirgszone beschränkt, wo aus einem neuen Zusammenschluß



Die Völker des Alten Orients nach Abschluß der Wanderungen des 2. Jahrtausends v. Chr.

der Churri-Länder das Reich Urartu entsteht mit seinem Zentrum am Van-See.

Dennoch haben die Churri in den von ihnen durchsetzten Völkern geistig und blutsmäßig nachhaltige Wirkungen hinterlassen. Für Assyrien ist der starke churrische Einfluß auf dem Gebiete des Rechts, in den verhängten Strafen, in Sanktionsformeln und Flüchen von Verträgen und vor allem im Kriegsrecht und im Kriegswesen selbst, ferner für die Form der historischen Berichterstattung, für das Gebiet der bildenden Kunst und der Baukunst im einzelnen nachgewiesen. Gerade die Eigenart des assyrischen Wesens und seine Verschiedenheit vom babylonischen, die sich erst nach der churrischen Überfremdung geltend macht, „beruht sehr wesentlich auf der Auf-

saugung des Hurritertums Obermesopotamiens durch die semitischen Assyrer. Die Mischung semitischer und hurritischer Elemente war so auffrischend und belebend, daß die Assyrer, ursprünglich ein unbedeutendes Völkchen an der äußersten nördlichen Peripherie des altorientalischen Kulturgebiets, in den Mittelpunkt der Geschichte rücken und in niegeahnter Ausdehnung das gesamte Gebiet des Alten Orients ... in einem gigantischen Weltreich vereinen konnten".

Wie weit das churrische Element auch in Palästina, abgesehen von seinem blutsmäßigen Anteil an der Bevölkerung und seiner geistigen Mitwirkung an der Gestaltung des kulturellen und religiösen Lebens, gegenständliche Spuren hinterlassen hat, werden Archäologie und Altertumskunde vielleicht eines Tages klären. Stilpsychologisch läßt sich noch im Palästina Israels das einheitliche Stilgefüge jenes Menschentums, das auch der assyrischen Welt seinen Stempel aufdrückte, deutlich sich vom arabisch-semitischen abhebend, erkennen. Insbesondere in entscheidenden religiösen und sittlichen Ideen, die gegenüber den semitischen etwas völlig Anderes und Verschiedenes bedeuten; sie erweisen sich, auch gegenüber der „eigen- und einzigartig religiösen Färbung" der gemeinsemitischen Mythen des Alten Orients, als einer Welt angehörig, „die mit der des Alten Orients nicht das geringste zu tun hat".

Ja, es mag sein, daß es diese die Städte und städtischen Zentren bevorzugenden, unsemitischen Bevölkerungselemente waren, nicht aber die ihrem Wesen nach geschichtslos lebenden und denkenden arabisch-semitischen Wüstenstämme, die das historisch gerichtete Denken entfaltet und in der Aufzeichnung des Alten Testaments „buch"mäßig niedergelegt haben — wie auch die Entwicklung des historischen Berichts bei den Assyrern nachgewiesenermaßen von den Churri angeregt worden ist. Es ist denkbar, daß — ebenso wie erst die Mischung akkadisch-semitischer und churrischer Elemente die Assyrer zu ihrer weltgeschichtlichen, politischen und militärischen Tat befähigt hat — auch dem religiösen Genius Israels aus der Verschmelzung mit den Nachfahren jener Gebirgsvölker die schöpferische Kraft zuwuchs, die ihn seine einmalige geistige Leistung vollbringen ließ.

Was für ein Schicksal hat diese armenischen Gebirgsvölker, deren Nachkommen in Palästina heimisch wurden, und ihr

seelisches Gesetz geprägt? Wie erlebt dieser Mensch — den wir fortan den hurritischen nennen werden — wie erlebt er die Welt und wie das Göttliche? Wie sieht er sich selbst und wie sieht er sein Verhältnis zur Frau?

Armenien, das Ursprungsland der Hurriter, wird beschrieben als ein ernstes und düsteres Land mit gewaltigen und kahlen Gebirgen, mit weiten Steinöden und finsteren Tälern. Es ist ein Land ohne Bäume und ohne Vogelsang, schweigsam und abgeschieden. Gegen Norden, Osten und Süden durch hohe und unwegsame, in langen Wintermonaten tief verschneite Gebirgswälle umschlossen und im Westen durch breite Steppenplateaus isoliert, liegt es wie eine abgeriegelte Völkerburg abseits der großen Weltstraßen — abgeschlossen auch gegen den Einfluß des Meeres, arm an Regen und Pflanzenwuchs. Die hohen, meist vulkanischen Plateaus des Innenlandes gewähren dem Menschen mit ihren gipfelbedeckten Schneefeldern, ihren leeren Steinöden und schauerlichen Blockmeeren keine Möglichkeit, das Leben zu fristen. Nur auf den aufgeschütteten Sohlen der tausendfach tief in das Land geschnittenen, sonnenarmen Täler und Schluchten, wo die spärlichen Quellen rinnen, findet er die dürftige Erdkrume und Wasser zur Berieselung, um Obstgärten und Äcker anzulegen, und nur bis zu geringer Höhe den allernötigsten Graswuchs für seine Herden.

Das Leben in diesen schattendunklen Tälern ist dumpf und trübe, die Arbeit auf dem trockenen und steinigen Acker mühselig und schwer. Übergangslos folgen zähneklappernde Nächte den schweißigen Tagesstunden, folgt der kalte und lange Winter einem kurzen und hektisch heißen Sommer. Mit einer bestürzenden Flut von Gegensätzen erschreckt der Himmel dieses Landes beständig seine Bewohner und ängstigt sie durch jähe Gewitter, durch starke und häufige Erdbeben und durch Lavamassen, die plötzlich aus der Erde hervorquellen und sich aus riesigen Vulkankegeln herniederwälzen. Umgeben von titanischen Wällen und abgeriegelt durch unübersteigbare, tief verschneite Pässe, leben die Menschen eingeschlossen wie in einen Kessel, ohnmächtig der Natur ausgeliefert und unfähig, sich aus eigener Kraft aus ihrem Kerker zu befreien. In den Linien dieser Natur, sagt der Geopsychologe Banse, *liegt so etwas wie das Achselzucken stumpfgeprügelter Verzweiflung und ohnmächtiger Ergebung. Dieses Armenien ist ein Grab.*

Wie tief mußten die Menschen unter dem unausweichlichen und mühseligen Druck des Daseins, das ein solches Land ihnen

mehr mißgönnt als gönnt, empfinden, daß die „Erde es nicht gut mit ihnen meine, daß sie von ihr verworfen, abgelehnt seien"! Wie tief mußten sie, die überall und schon in frühester Zeit im alten Stammlande unter fremdem Joch lebten, empfinden, daß, wo immer sie ausgewandert auch siedeln mochten, sie stets nur geduldete, an den Rand verwiesene Fremdlinge waren auf einem Boden, der ihnen nicht gehörte und von dem sie jederzeit verstoßen werden konnten!

Der ganze Jammer des am Leben Leidenden und vom Leben Ausgestoßenen klagt sich in diesen Worten aus:

Mein Auge ist trübe von Kummer,
Mein Leben geht hin in Jammer,
Meine Jahre zerrinnen in Seufzen,
Meine Kraft zerfällt vor Elend,
Meine Gebeine verwelken.
Vor allen meinen Feinden ward ich zum Schimpf,
Meinen Nachbarn zum Spott,
Ein Schrecken für meine Bekannten.
Mich flieht, wer mich sieht, auf der Straße,
Wie ein toter Hund bin ich vergessen,
Ein gleich verdorbenem Zeug.

(Psalm 31, 10—13)

Den von der Natur Verworfenen, „aus dem Paradies" Verstoßenen vermochte die Erde nichts von vertrauender Lebensgeborgenheit oder heilhafter Seinsmächtigkeit zu geben. Für sie ist die Welt nicht *kosmos*, das Geordnete, wie für den Griechen, — nicht *natura*, das Geborene, das Gewachsene, wie für den Römer — sie ist nicht *rita*, das wohlgefügte Weltgebäude, wie für den Indoarier — nicht *midgard*, das Heilsland, wie für den Germanen. Die Welt ist für den Hurriter schreckvoll und unberechenbar, grausam und zerstörerisch, willkürlich und tückisch zu Boden schlagend, unheilvoll und böse.

Die gleichen Züge, die der hurritische Mensch an seiner Welt erlebt, hat er auch seinem Gott beigelegt; denn — wie der Alttestamentler Paul Volz erklärt — dieser rein geistige Gott trägt „zugleich Züge, die wir nicht anders als dämonisch nennen können. — Ich gebrauche das Wort nicht in dem allgemeinen Sinn des Erhabenen, Machtvollen und schlechthin Unbegreiflichen, sondern in dem beschränkteren Sinn des Unheimlichen, Grauenvollen, Verderblichen, Grausamen, Feindlichen und fast Satanischen". Vor diesem unheimlichen, gefährlichen und un-

erklärlich zürnenden Jahwe, der „Lust hat am Vernichten, unversehens und listig zu Fall bringt, der unbarmherzig straft, Grausames fordert und Böses schafft", empfindet der Hurriter lähmenden Schrecken und bebende Angst, tödliches Entsetzen und schlotterndes Grauen. Von jener Sicht des hurritischen Menschen her auf das, was ihm die Welt ist, könnte wohl das sonst Rätselhafte verständlich werden, daß er Jahwe „nicht in der gleichmäßigen Ordnung, im segensreichen Walten der Natur" erlebt, „sondern viel stärker und unmittelbarer in der Unnatur, im wilden Aufruhr, in den furchtbaren Katastrophen, im brüllenden Orkan — wenn im Erdbeben das Weltgebäude zittert, wenn es am hellen Mittag Nacht wird, wenn der Wildbach dahertost und wegschwemmt oder aus dem riesigen Gewölk unaufhörlicher Regen gießt, wenn der Blitz plötzlich erschlägt, wenn blühende Gegenden auf einmal und für immer in Schutt und Asche gelegt werden. Da spürt der Fromme Jahwes Gegenwart, da empfindet er seine Nähe mit Grauen, da sieht er Jahwes Herrlichkeit, die ist wie ein fressendes Feuer".

Die „Unnatur" ist es, die den hurritischen Geist bannt und sein Gemüt beklemmt, die das Dasein mit Leid und Bedrängnis erfüllt.

Weshalb aber diese Bedrängnis, warum all die Mühsal, woher das Leid? Denn — antwortet der Hurriter —

alle, die geboren sind,
sind von Gottlosigkeiten entstellt,
voll von Sünden
und mit Schuld beladen.

(IV. Buch Esra 7, 68)

Und es klingt wie ein Erinnern an jenes finstere Tränental, wenn er erklärt: *Darum sind die Wege in diesem Äon schmal und traurig und mühselig geworden, elend und schlimm, voll von Gefahren und nahe an großen Nöten.* (IV. Buch Esra 7, 11).

Das Leiden am Leben erzeugt im hurritischen Menschen ein Gefühl absoluten menschlichen Unwerts, erlebt als Gefühl der Sündhaftigkeit. Wenn Jesaja gesteht: *Ich bin unreiner Lippen und von einem unreinen Volke,* so bezieht sich dies Bekenntnis nicht auf die Summe einzelner Vergehen, sondern auf sein Dasein selbst. Diese „Sünde" ist hier ein Zustand, den jeder

Mensch bereits in sein Dasein hinein mitbringt, sie gehört zu seiner Wesensart, zu seinem Menschsein. *Denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf* (Genesis 8, 21).

Wenn wir als das Urerlebnis des arabischen Menschen das der Abhängigkeit schlechthin erkannten, hervorgerufen durch das in dem ungeheuren Raume der Wüstenlandschaft aufbrechende Gefühl eigener Winzigkeit und Nichtigkeit, so sehen wir als das Urerlebnis des hurritischen Menschen die Sündhaftigkeit schlechthin, hervorgegangen aus dem in der Mühsal und Dürftigkeit des „Jammertales" erlebten lastenden Druck des Daseins.

Nicht der „Knecht Gottes" ist hier das Vorbild wie für den arabischen Menschen, sondern der „Gerechte", der unter dem Gesetz des „Geistes" wandelt — sein Gegenpart der „Sünder", der auf sein „Fleisch" säet. Zwar haben Menschen beider Erlebensstile — dessen, den wir hier ungenau den arabischen nennen, und des hurritischen — an dem gewaltigen geistigen Gebäude, das im Alten und Neuen Testament seine großartige Gestaltung erhielt, mitgewirkt und ihr Eigenstes hineingebaut; hier jedoch haben wir ausschließlich das Stilgesetz des hurritischen Menschen im Auge.

Hurritisch erlebt ist die Eingeschlossenheit in das „Tal", das Verhaftetsein und die Verhaftung in der dunklen und dumpfen Tiefe; aus ihr gebiert sich das Sehnen zu dem reinen Lichte des Gipfels, der Aufschrei nach Befreiung von dem Verhaftetsein und der Erdenschwere des „Fleisches", das Hoffen auf das, was nicht von „dieser Welt" ist.

> *Hienieden auf Erden ruf ich zu dir,*
> *wenn mein Herz in Angst ist,*
> *du wollest mich führen auf einen hohen Felsen.*
>
> (Psalm 61)

Wenn alle Sehnsucht des Germanen hinaus, in die Weite und Ferne, drängt, der Blick des mittelmeerischen Menschen herum, im Kreise geschlossener Horizonte, wandelt, so kennzeichnet das Streben des hurritischen Menschen die „Richtung hinauf aus dem ‚Jammertal'", nach oben zu der lichten Reinheit des „Himmels", das *Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.*

In unendlichen Variationen wiederholt sich dieser Aufschrei des am Leben leidenden Menschen: *Entsende dein Licht und deine Treue! Sie sollen mich geleiten und mich bringen zu*

deinem heiligen Berg und zu deiner Wohnstatt. — Wer darf hinaufkommen auf Jahwes Berg? — Wer darf wohnen auf deinem heiligen Berg?

Jahwe hat im Himmel seinen Thron,
Seine Augen halten Ausschau,
Seine Wimpern prüfen die Menschen,
Jahwe prüft den Gerechten und den Sünder.
Auf die Sünder läßt er Feuerkohlen regnen
und Schwefel und Glutwind ist ihr Becheranteil,
die Gerechten schauen sein Antlitz. (Psalm 11)

Denn

Er neigte sich zu mir, hörte mein Schreien.
Er zog mich empor aus der Elendsgrube, aus Kot und Schlamm,
Er stellte meine Füße auf Felsengrund. (Psalm 40)

Von allen Seiten fühlt sich der hurritische Mensch umstellt und gebunden, gebunden und gebannt durch die Angst im Dunkel, durch die Furcht vor den unerwarteten Schlägen des Schicksals, vor den überraschenden Katastrophen und der größten, der Weltkatastrophe, gebunden zugleich durch seine eigene Erdenschwere, durch das erdverhaftete, schlaffe und sündige „Fleisch". So geht all sein Streben hinauf aus dem Dunkel und der Finsternis zu dem „Licht", empor aus dem Staub zu dem Glanz und der Herrlichkeit der Höhe, aus der Todbefangenheit zum ewigen Leben, aus der Unreinheit zur Heiligkeit, vom triebhaften, sündigen „Fleische" zum reinen „Geiste". Der Weg der „Vergeistigung" ist der Weg der „Erlösung" — Erlösung aus dem Jammertal, aus Leid und Sündigkeit. „Erlösung" ist der höchste Wert innerhalb der stilhaften Wertordnung aller Menschen, die aus jener Zwiegespaltenheit zwischen „Geist" und „Fleisch" leben, die Clauß daher als Erlösungsmenschen bezeichnet hat und von denen wir im hurritischen Menschen eine Sonderform vor uns haben.

Kraft seines ausgeprägten numinosen Gefühls hat der Hurriter das Erlebnis der Zwiegespaltenheit der Welt in seine religiöse Schau hineingenommen und zum Göttlichen, einem in seiner Weise geschauten Göttlichen, in Beziehung gesetzt. Trotz der „dämonischen" Züge ist Jahwe zugleich ein geistiger und sittlicher Gott und wird es immer mehr, je mehr man seine erbarmungslosen Vernichtungstaten als **Strafen** für den sündigen Wandel des Menschen auffaßt. In religiöser Wendung wird

so auch die Not und Mühsal dieses Lebens als die Folge des göttlichen Gerichts über die Sünder verstanden und „dieser Welt" eine „jenseitige", zukünftige Welt der Gerechtigkeit und des Heils gegenübergestellt, in der alle Qual des Leidens von dem tausendmal zu Boden Geschlagenen genommen wird und sich herausstellen muß, daß dennoch Gottes Wege mit seinem Volk, dem ausgestoßenen, sich ungeliebt wissenden, nichts als lauter Liebe gewesen sind.

Die Erlösung aber ist nur dem verheißen, der im Geiste wandelt und das Fleisch abtötet und überwindet und so dem Geiste zum Siege verhilft in seinem ewigen Widerstreit gegen das Fleisch.

Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist. Dieselbigen sind widereinander, daß ihr nicht tut, was ihr wollt. (Gal. 5, 16—17)

Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. (Röm. 7, 4)

Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? (Röm. 7, 23—24)

Das „Fleisch kreuzigen" — das heißt, die Begierde, das Begehren nach sinnlicher Lust, bekämpfen, das Leben der natürlich gegebenen Triebe und Antriebe unterdrücken, die großen Leidenschaften abtöten, sich von den Genüssen und Lockungen der „Welt" abkehren, alle natürlichen Neigungen zertreten, ja, die natürlichen menschlichen Bindungen zerreißen, denn *wer nicht hasset Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern um meinetwillen, der ist mein nicht wert.* Denn sie alle sind „Fleisch" und sind die großen Versucher und Verführer, die von dem Weg zum „Geiste" fortführen, so daß der Mensch Gottes „nicht wert" ist.

So wie „einst" Eva den „Menschen" verführte.

In dem Mythus vom Sündenfall hat der hurritische Geist das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, jenen der Wesensart des Men-

schen als zugehörig geglaubten Zustand, verzeitlicht und aus einem einmaligen, konkreten Geschehen das durch alle Zeiten gültige menschliche So-Sein gedeutet.

Wie sind das Leid und der Tod in die Welt gekommen, fragt im IV. Buch Esra der Seher den Engel des Herrn. Und er antwortet: Seit Adams Fall ist die ganze Menschheit in Sünde und Schuld verstrickt; aus der Sünde des ersten Menschen ist eine furchtbare Ernte erwachsen, so daß niemand unter den Weibgeborenen ist, der nicht voll ist von „Gottlosigkeit". Um dieser Sünde im Paradiese willen ist die ganze Schöpfung gerichtet und so voll Mühsal, Ungemach und Herzeleid geworden, um jener ersten Sünde willen müssen die Menschen den Tod erleiden. *Besser wäre es, wir wären nie auf die Welt gekommen, als nun in Sünden zu leben, zu leiden und nicht zu wissen, weshalb!* (IV. Esra, 4, 12).

In diesen nachkanonischen Schriften brechen unter dem Einfluß des spätiranischen Dualismus die hurritische Weltangst und der Weltekel zugleich mit der Hoffnung auf Erlösung aus diesem Jammertal und auf die Herrlichkeit, die das von oben kommende Reich bringen wird, ungehemmt hervor. Wie einundeinhalb Jahrtausend zuvor die hurritischen Völkerwellen aus den nordöstlichen Gebirgsländern sich über den Vorderen Orient bis nach Palästina ergossen, so folgt ihnen jetzt eine neue Woge hurritischen Geistes. Sie wird von den in Knechtschaft, innerer Uneinigkeit, Jammer und Elend lebenden Menschen inbrünstig aufgefangen und läßt in ihnen die Erwartung der Endzeit und die asketische Abwendung von der Sündenwelt zu einem apokalyptischen Rausch anschwellen.

Hatte das Vorbild der Geschlechterbeziehungen aus der Genesis, das die Frau zwar als ein inferiores, zweitrangiges Wesen in der Abhängigkeit des Mannes hielt, ohne ihr jedoch mit Feindschaft und Haß zu begegnen, kaum das israelitische Volk in seiner Gesamtheit beeinflußt, so schwelgt jetzt die Zeit in Gefühlen des Hasses und des Abscheus vor dem weiblichen Geschlecht.

Unter diesen „nachkanonischen" Schriften des Alten Testaments, die zwar von den Kirchenvätern in das Alte Testament aufgenommen wurden, aber nicht zur Bibel, dem eigentlichen „Kanon", gehören, findet sich nun auch eine Erzählung vom „Leben Adams und Evas", die während des Mittelalters im ganzen christlichen Abendland verbreitet war und viel gelesen wurde. Dieses Adambuch wurde aus einem griechischen Text

übertragen, der seinerseits die Übersetzung eines verlorengegangenen hebräischen Adambuches ist.

Hier im „Leben Adams und Evas" (Vita) haben die Worte, mit denen Jahwe die Frau verflucht, eine vorher nicht gekannte Schärfe angenommen. Aber nicht nur Jahwe allein verdammt Eva. Der Mann selbst klagt jetzt das Weib an, um sich von seiner eigenen Schuld freizusprechen, die Jahwe ihm zur Last legt. Schreiend vor Todesangst wirft er sich vor Gott nieder, als er sein Ende nahen fühlt. Da spricht Jahwe zu ihm: *Siehe, du wirst sterben, denn du hast Gottes Gebot nicht gehorcht: du hast mehr auf die Stimme deines Weibes gehört, die ich doch in deine Gewalt gab, daß du sie dir zu Willen hieltest.* (Vita 26). Und zu seinen Söhnen spricht Adam: *Eure Mutter ist es, deretwegen ich sterben muß!*

Adams Sünde besteht darin, daß er der „Verführung durch das Fleisch" nachgab, das seiner Herrschaft unterworfen sein sollte, damit er es niederhalte. Das Weib ist „Fleisch", ist die Verführerin, die den Menschen vom rechten Wege ablenkt, so daß er Gottes nicht wert ist. *Du böses Weib, was hast du uns da angerichtet! Entfremdet hast du mich von der Herrlichkeit Gottes* (Apokalypse Mosis 21), ruft Adam unmittelbar nach der Tat aus. *Was hast du angerichtet,* klagt er in seiner Todesangst sein Weib an, *da du über uns großen Zorn brachtest, nämlich den Tod, der nun unser ganzes Geschlecht beherrscht! Was hast du getan! Große Plage hast du über uns gebracht, Vergehen und Sünde über unser ganzes Geschlecht. Und das, was du getan, berichte meinen Söhnen nach meinem Tode; denn die von uns erstehen, werden von der Arbeit nicht befriedigt, sondern matt werden, uns verfluchen und sagen: Alle Übel haben unsere Eltern über uns gebracht, die von Anbeginn waren.* (Vita 44).

Seine Söhne aber sollen nicht ihre Eltern verfluchen, sondern ihre Mutter! Damit wälzt Adam alle Schuld von sich ab auf Eva, die *Unwürdige und Sünderin,* wie sie selber sich nennt. Und sie selbst schwelgt in wilder Selbstanklage: *Gesündigt habe ich, Gott, gesündigt, Vater des Alls, gesündigt an dir, gesündigt gegen deine auserwählten Engel, gesündigt gegen die Cherube und Seraphe, gesündigt gegen deinen unerschütterlichen Thron, gesündigt, Herr, viel gesündigt, und alle Sünde ist durch mich in die Schöpfung gekommen!* (Vita 32).

Nach Adams Tode berichtet Eva ihren Söhnen, „was sie getan hat" und wie Jahwe sie verfluchte: *Weil du auf die*

Schlange gehört, meinem Gebot aber nicht gehorcht hast, sollst du in Geburtswehen und unerträgliche Qualen verfallen, sollst Kinder gebären unter vielen Schmerzen, und in Einer Stunde wirst du zum Gebären kommen und dein Leben verlieren vor großer Not und Wehen. Da wirst du bekennen und sagen: „Herr, Herr, errette mich, so will ich mich nicht wieder der Fleischessünde zuwenden!" Und darum werde ich auf dein Wort dich richten der Feindschaft wegen, die der Feind dir eingegeben hat: denn du wirst dich doch wieder zu deinem Manne wenden, und er soll dein Herr sein! (Apok. Mosis 25).

Wenn das Weib auch geloben wird, niemals wieder dem Hinabzuge des Fleisches zu verfallen, so wird es dennoch sein Wort brechen und immer von neuem sich der Fleischessünde ergeben. Das Weib ist schwach und unfähig, sich über sein Fleisch zu erheben. Seine Schwachheit und sein Fleischverhaftetsein machen sein Wesen aus, sie sind „Feindschaft gegen Gott". Das Weib handelt triebhaft nach seinen Begierden, und wegen seiner Triebhaftigkeit braucht es einen Herrn, dem es gehorcht. Von dem Weibe im besonderen gilt:

> *Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber das gute Vollbringen habe ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. So ich aber tue, das ich nicht will, so tue ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet.*
>
> (Römer 7, 18—20)

Zur Strafe für ihre Schwachheit hat Gott sie in des Mannes Gewalt gegeben.

Um ihrer „Feindschaft" gegen Gott willen lehnt Jahwe auch jede Gnade ihr gegenüber ab: *Als die Zeit nahte, da sie gebären sollte, ward sie von Schmerzen befallen. Und sie rief zum Herrn also: Erbarme dich meiner, Herr, und hilf mir! Aber sie ward nicht erhört, und Gottes Barmherzigkeit war nicht um sie.* (Vita 19)

Erst als Eva in ihrer Verzweiflung und ihren Schmerzen ihren *Herrn Adam anfleht,* Gott für sie zu bitten, schickt Jahwe seine Engel *um Adams willen* und, *weil seine Bitten und Gebete groß sind.*

Die Verführung durch das Weib in dem Mythos vom Sündenfall wiederholt sich in der ebenfalls stark mythologischen Erzählung vom Fall der „Gottessöhne" durch die verführerischen „Töchter der Menschen", von dem die Genesis berichtet: *Da sahen die Gottessöhne nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen sich zu Weibern, welche ihnen irgend gefielen. Jahwe sprach: mein Geist soll nicht ewig im Menschen walten (soll nicht erniedrigt werden), denn sie sind Fleisch, so soll ihr Leben fortan nur 120 Jahre dauern. Zu jener Zeit waren die Riesen auf Erden, da die Gottessöhne die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugten — das sind die Recken der Urzeit, die hochberühmten. Da aber Jahwe sah, daß des Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens allezeit nur böse war, da bereute Jahwe, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und war tief bekümmert. Da sprach Jahwe: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde.*

(Genesis 6, 2–7)

Auch hier sind die Weiber der Anlaß, daß selbst die „Gottessöhne" von Jahwe abfallen. Durch ihre Schönheit verführen sie die Engel zu sinnlicher Begierde, so daß die Gottessöhne — wie es später im Buch Henoch heißt — *sich an ihnen verunreinigen* und *sich mit den Weibern verderbt, wie die Menschenkinder tun, getan, sich Weiber genommen und sich in großes Verderben auf der Erde gestürzt haben.* Auch hier bringen die Frauen das Verhängnis über die ganze Menschheit und wecken Gottes Zorn, daß es ihn reut, die Menschen geschaffen zu haben, und er beschließt, seine eigenen Geschöpfe in der Sintflut wieder auszurotten.

Die ganze Angst des geiststrebigen, seines „Geistes" nicht sicheren Mannes spricht aus diesem Gebet an Jahwe:

Halte mich zurück, o Gott, von schlimmer Sünde
und von jedem bösen Weibe, das den Toren zu Fall bringt!
Auch betöre mich nicht die Schönheit eines gottlosen Weibes,
oder wer überhaupt heilloser Sünde unterlegen ist!

Offensichtlich hat die Schönheit des „bösen Weibes" dem Unseligen schon arg zugesetzt, denn — so bekennt er —

Da meine Seele schlummerte, uneingedenk des Herrn,
wäre ich beinahe zu Falle gekommen,
in tiefen Schlaf versunken, fernab von Gott.

Fast wäre meine Seele aufgelöst worden zum Tod,
nahe den Pforten der Hölle, mit den Sündern zusammen,
Weil sich meine Seele vom Herrn,
dem Gott Israels, entfernt hatte,
wenn nicht der Herr sich meiner angenommen hätte
in seiner ewigen Gnade.

(Psalm Salomos 16)

Es ist die Angst des geiststrebigen Menschen wie vor aller „Natur" so auch vor dem weiblichen Geschlecht, die den hurritischen Mann bannt. Auch hier bringt die weibliche „Schönheit" den Mann zu Fall, die für ihn nichts ist als Bosheit des Weibes. Die männliche Schwachheit entschuldigt sich mit der „Gottlosigkeit" des Weibes und entlastet sich vor Jahwe durch die Erklärung, daß seine „Seele in tiefen Schlaf versunken" war — in wachem Zustande aber ist sie sich des rechten Weges wohl bewußt.

Denn daß das Weib ein Fallstrick ist, weiß auch *Der Prediger* (7, 26):

Ich wandte mich ringsum, zu erkennen und zu erspähen
Und zu suchen Weisheit und sicheren Schluß,
Und da fand ich bitterer als den Tod
Das Weib, dieweil ein Fangnetz sie ist
Und Garne ihr Herz, Fesseln ihre Arme.

Dieses Wort wird später dem „Hexenhammer" zum „Beweis" für die abgründige Bosheit „der" Frau dienen.

Nicht anders spricht der alte Ruben, der vor seinem Tode seine Söhne um sich versammelt und ihnen erklärt:

Schlecht sind die Weiber, meine Kinder! Denn weil sie keine Macht oder Gewalt über den Mann haben, so handeln sie listig durch ihr Gebaren, wie sie ihn zu sich ziehen sollen. Und wen sie nicht mit Gewalt zu bezwingen vermögen, den bezwingen sie durch Betrug. Denn auch über sie redete der Engel Gottes zu mir und belehrte mich, daß die Weiber dem Geiste der Hurerei mehr unterliegen als der Mann, und im Herzen hegen sie tückische Anschläge gegen die Männer und durch den Schmuck verwirren sie zuerst ihre Gedanken und durch den Blick streuen sie das Gift ein, und dann nehmen sie sie durch die Tat gefangen.

(Testamente der zwölf Patriarchen I, 5)

Fragen wir, was für ein Erlebnis diesem Urteil des alten Ruben über die Frauen zugrunde liegt, so erfahren wir aus seinem Munde dies:

Ich lehre euch, hört auf Ruben, euren Vater! Achtet nicht auf den Blick eines Weibes und seid nicht allein mit einer verheirateten Frau und gebt euch nicht ab mit der Beschäftigung der Weiber! Wenn ich nämlich nicht die Balla gesehen hätte, wie sie sich badete an einem geschützten Ort, so wäre ich nicht in die große Sünde hineingeraten. Denn nachdem mein Denken die weibliche Nacktheit erfaßt hatte, ließ es mich nicht schlafen, bis ich die scheußliche Tat verrichtete. Denn als mein Vater Jakob zu seinem Vater Isaak gegangen war ... da war Balla trunken und lag schlafend unverhüllt in ihrem Schlafgemach. Und ich ging hinein und sah ihre Nacktheit und beging die Sünde und ging hinaus, indem ich sie schlafend verließ. Achtet also nicht auf die Schönheit der Weiber und merkt nicht auf ihre Taten!

In diesem „Wenn ich nämlich" spricht sich die doppelte Moral des Mannes offen aus. Denn der klügelndste Verstand kann nicht behaupten, daß hier Balla den Ruben „durch die Tat gefangen" und ihn aktiv verführt habe. Das Weib ist hier tatsächlich völlig passiv, völlig „unschuldig". Balla weiß nicht einmal, daß Ruben sie nackend erblickt hat, als sie an dem vor fremden Augen geschützten Ort badete. Als er ihr Gemach betritt, schläft sie. Doch der Anblick der „weiblichen Nacktheit" hat sich in seinem Gemüt eingenistet, die unverhüllte Nacktheit der Schlafenden erregt seine Begierde, und er unterliegt.

Dies Erlebnis der „Sünde" — die nur deshalb für ihn zur „scheußlichen Tat" wird, weil Balla seine Stiefmutter ist, einer „Sünde" aber, an der das Weib aktiv gar keinen Anteil hat — hindert Ruben nicht, jenes vernichtende Urteil über das „listige Gebaren" der Verführerinnen zu fällen.

In der Warnung seiner Söhne vor den Frauen fährt Ruben fort: *Wenn ihr rein sein wollt in Gedanken, so hütet die Sinne vor jedem Weib! Jenen aber befehlt auch, sich nicht zu verbinden mit Männern, damit sie auch selbst rein seien in der Gesinnung. Denn die ständigen Zusammenkünfte sind, auch wenn die Sünde nicht zur Ausführung kommt, für sie eine unheilbare Krankheit, für uns aber eine ewige Schmach vor Beliar.* Daß allein die Zusammenkunft beider Geschlechter — *auch wenn die Sünde nicht zur Ausführung kommt* — notwendig die sinn-

liche Lust erregt, zeigt, welches heftigen und ständigen Kampfes gegen das „Fleisch" es seitens des Hurriters bedarf.

Zugleich sprechen diese Worte klar aus, daß Mann und Frau mit verschiedenerlei Maß zu messen sind: für die nur der „Natur", das heißt dem „Fleisch" angehörige Frau bedeutet die unbefriedigte sinnliche Erregung ein Übel der Physis, eine Krankheit, — für den Mann ein sittliches Übel, eine Schmach. Die Frau hat keinen Zugang zum ethischen Bereich. Aus eigener Kraft hat sie weder das Wollen, noch ist sie fähig, ihre Sinne zu bewahren, und daher letztlich nicht verantwortlich. Dagegen kehrt der Talmud das Verhältnis nur scheinbar um: die Untreue des Mannes ist für die Frau kein Scheidungsgrund, wogegen das Gericht bei der Untreue der Frau dem Manne nicht nur die Scheidung erlaubt, sondern ihm — sogar gegen seinen Willen — befiehlt; denn er selbst verunreinigt sich durch den Verkehr mit einer Ehebrecherin, sie aber ist von vorneherein unrein.

„Unrein" ist für den Hurriter alles, was mit den natürlichen Vorgängen des Lebens zusammenhängt, unrein ist Zeugung und Schwangerschaft, die Zeit des Nährens und der Menstruation, unrein ist die Geburt und unrein der Tod, unrein der Tote wie die Gebärende, ja das Geborene selbst (sieben Tage lang das männliche und zweimal sieben Tage lang das weibliche).

Ein tiefer Makel aber haftet an dem „fleischlichen Begehren" und der „Fleischeslust". Das kann so weit führen, daß selbst die Ehe als ein zu vermeidendes Übel angesehen wird, das nur als Schutz vor dem „Brunstleiden" seine Rechtfertigung erfährt. *„Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären, wie ich bin"*, sagt Paulus (1. Kor. 7, 7—9), *„aber ein jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, einer so, der andere so. Ich sage zwar den Ledigen und Witwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie sich aber nicht enthalten, so laß sie freien; es ist besser freien denn Brunst leiden."* Denn *es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigenes Weib, und eine jegliche habe ihren eigenen Mann.* (1. Kor. 7, 1—2).

Dennoch kommt Paulus zu jenem Schluß: *Endlich, welcher heiratet, der tut wohl, welcher aber nicht heiratet, der tut besser.* (1. Kor. 7, 38). Die Ehe wird somit ein Zugeständnis an die schwache „Natur" des Menschen, stellt aber gleichwohl ein Hindernis dar auf dem Wege zu einem gottgefälligen Leben,

einen Hemmschuh für die sittliche und religiöse Vollkommenheit.

Der gleiche Geist, der in der Verfluchung Evas lebt, bricht sich, durch ein Jahrtausend in seiner Überzeugungssicherheit ungebrochen und unverändert, in den Worten des Apostels Paulus Bahn, wenn er das Weib in die Furcht des Mannes stellt und Jahwes „Er soll Herr sein über dich" in der klaren und unerbittlich strengen Forderung aufnimmt und variiert: *Die Weiber seien untertan ihren Männern als dem Herrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde. Aber wie nun die Gemeinde ist Christo untertan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.* (Eph. 5, 22–24). Der Mann hat „in allen Dingen" das Tun und Lassen der Frau zu bestimmen. So weist Paulus die Männer auch an: *Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern untertan sein, wie auch das Gesetz sagt.* (1. Kor. 14, 34). Das Weib soll *stille sein. Denn Adam ist am ersten gemacht, danach Eva. Und Adam ward nicht verführet; das Weib aber ward verführet und hat die Übertretung eingeführet.* (1. Tim. 2, 12–14). Getreu dem Geiste des Schöpfungsmythos, in dem Jahwe Adam in besonderer Schöpfung um seiner selbst willen erschafft, Eva aber aus einem „überzähligen Knochen" Adams und für ihn bildet als ein ihm unebenbürtiges Wesen, erklärt Paulus: *Der Mann ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.* (1. Kor. 11, 7–9).

Immer wieder begegnen wir im hurritischen Denken diesem absoluten Anderssein von Mann und Frau und ihrer Verschiedenwertigkeit. Dieses Anderssein drückt sich bereits in der Vorstellung von der Unterschiedlichkeit ihrer Entstehung aus, während beispielsweise nach germanischem Mythos die ersten Menschen – Mann und Frau – gleichzeitig und aus dem gleichen Stoff, nämlich aus zwei Baumstämmen, geschaffen sind mit gleicher Beseelung, Geistbegabung und Schicksalsfähigkeit.

Keineswegs gesteht der hurritische Mann sich ein, daß er ja selber wie das Weib Fleisch ist. Der eigene Geschlechtsgenosse wendet dem Mann natürlicherweise stets seine geschlechtsfreie

Seite zu. Darum erscheinen er selbst und das männliche Geschlecht dem Hurriter frei von Geschlechtsgebundenheit. Die Männer, untereinander von keiner Geschlechtlichkeit erregt, nehmen aneinander nur die Stimme des „reinen" Geistes wahr und erleben sich daher als Mensch schlechthin. Seine eigene Geschlechtsgebundenheit, seine eigene Teilhabe am „Fleische", die zwischen Mann und Mann nicht angesprochen wird, ignoriert er. Sie wird ihm bewußt aber durch die Frau. Und wenn sie — gleichviel ob durch „die Tat", durch ihre „Schönheit" oder durch ihr bloßes Dasein — seine Geschlechtlichkeit anspricht, ist ihm dies Beweis nicht für seine, sondern für ihre Triebhaftigkeit und Sinnlichkeit. Als selbst von starker Sinnlichkeit Getriebener sieht er an der Frau nur die ihm zugewandte, geschlechtliche Seite. Und weil die Frau nur als Geschlechtswesen in seinem Blickfeld steht, *ist* sie in seinen Augen ein Geschlechtswesen und nichts als dieses. Ihre gesamte Existenz und Bestimmung, alles, was sie ist — um seinetwillen ist —, und alles, was sie sein soll — für ihn sein soll —, wird aus ihrer Geschlechtlichkeit abgeleitet. Sie ist ihm der Inbegriff der Fleischgebundenheit schlechthin, der Inbegriff der geschlechtlichen Verlockung, die er in sich selber fürchtet und die ihn zu vergewaltigen droht und was er bekämpfen muß oder durch seine Herrschaft niederhalten.

Wie Geist und Fleisch verschiedenen Seins- und Wertsphären angehören, so auch Mann und Frau. Er ist Gottes Ebenbild, sie das Trugbild des Bösen. So ist von vornherein auch verschieden der Maßstab, mit dem der Mann sich und die Frau mißt: daß Eva sich von der Schlange verführen läßt, ist *ihre* Schwäche — daß Adam sich von Eva verführen läßt, ist *nicht seine Schwäche*, sondern *ihre List*: sie *hat* Adam verführt (nicht: er ist verführt worden), die „Schönheit" der Töchter der Menschen *hat* die Göttersöhne zu Fall gebracht, die „Bosheit" des „schönen Weibes" *hat* den treuen Gottesmann umstrickt, Balla *hat* Ruben durch ihre Nacktheit gefangengenommen!

Ebenso wie in dem Apostel Paulus die Gesinnung des Sündenfallmythos mit neuer und leidenschaftlicher Überzeugungsgewalt auflebt, so drängt sie bei den Kirchenvätern in oft noch gesteigertem Maße zum Ausbruch. Daß die Frau Adam zur Sünde verführt hat, ist für sie alle der unbestreitbare Beweis für die ruchlose Verworfenheit der Frau und für die Notwendigkeit, daß sie in der Gewalt des Mannes lebe. Wie nach

Jesus Sirach die Weiber es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn der Mann sie in seine Zucht nimmt, betont auch Ambrosius von Mailand: *Adam ist von Eva zur Sünde verführt worden, aber nicht Eva von Adam. Es ist jedoch gerecht, daß die Frau den, den sie zur Sünde angestiftet hat, als ihren Herrn empfange.* So befiehlt auch der 1. Clemensbrief den Männern: *Lehret sie, sich in den Schranken der Unterordnung halten.*

Noch für Thomas von Aquin *steht es fest,* daß *das Weib dazu bestimmt ist, in der Botmäßigkeit des Mannes zu leben, und daß sie keine Macht über sich selbst hat.* Voller Abscheu vor der Frau, die er als *über einer Kloake erbauten Tempel* bezeichnet, ruft Tertullian aus: *Weib, du bist die Pforte, die dem Teufel Eingang verschafft hat! Du bist es, die den überredet hat, den der Teufel nicht anzugreifen vermochte! Du hast zuerst das göttliche Gesetz verraten! Wegen deiner Schuld mußte auch Gottes Sohn sterben! In Bußgewändern und Lumpen solltest du einhergehen!* Die gleiche Leidenschaftlichkeit des aus der Angst vor dem weiblichen Geschlecht und seiner eigenen Geschlechtlichkeit entstammenden Hasses, die „Der Prediger" über die Frau ausgießt, läßt Chrysostomus in die Frage ausbrechen: *Was ist das Weib anderes als eine unentrinnbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück, eine häusliche Gefahr, ein ergötzlicher Schade, ein Mangel der Natur, mit schöner Farbe gemalt?* Aller Ekel vor diesem *Auswurf des Paradieses,* dieser *Quelle der Sünde* und *Ursache der Verderbnis,* vor diesen *Lusthäusern des alten Feindes,* wie er sie nennt, bricht in Petrus Damianis eifernden Worten aus: *Ihr seid wütendes Otterngezücht, die ihr vor Wollustbrunst Christum in euren Buhlen ermordet!*

Nicht Verachtung hat den Frauenhaß geschaffen, sondern Angst vor der Dämonie der geschlechtlichen Versuchung. Die Verachtung ist erst ihre Folge. Denn der seiner selbst nicht Sichere muß seinen eigenen Wert rechtfertigen, indem er den Wert des andern vernichtet. In der Verachtung stellt der durch seine Angst Gedemütigte sich selbst wieder her und erhebt sich über den Gegenstand seiner Furcht, indem er ihn sich unterwirft.

Keines irgendwelcher Beispiele alttestamentlicher Frauen, vor allem in ihrer Beziehung zum Mann, hat auch nur annähernd

die erzieherische und formende Kraft entwickelt wie das der großen „Versucherin" in der Erzählung des Jahwisten von der Erschaffung der „ersten Menschen" und vom Sündenfall. Keine der zahlreichen Frauengestalten — die auf Grund der starken Gemischtheit des Volkes Israel zum großen Teil anderen, nichthurritischen Herkommens sind und infolge vielfältiger Entlehnungen und Überschichtungen selten überhaupt einen bestimmten Lebensstil original verkörpern —, auch keine der bedeutenderen Frauen unter ihnen hat nur entfernt eine ähnliche Rolle im abendländischen Bewußtsein gespielt wie Eva, die Adam verführte und die Sünde in die Welt brachte, weshalb Gott Jahwe sie in des Mannes Gewalt gab.

Wie das Bild Adams und Evas in die Anschauungen des Paulus und der Kirchenväter über Mann und Frau hineingewirkt hatte, so trat es auch im Gefolge der Mission — eben durch die Lehre des Paulus und der Kirchenväter unterstützt — seinen Weg in den germanischen Raum an zu Männern und Frauen, deren Verhalten zueinander von anderen Gesetzen bestimmt war und die einem anderen Bilde der Geschlechter nachlebten.

„Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, und außerhalb der Wechselfälle des Krieges, wird sie durch die feierlichen Wahrzeichen gleich bei Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als Gefährtin der Mühsal und Gefahren, im Frieden wie im Kampf werde sie dasselbe zu ertragen und zu wagen haben wie der Mann." *(Tacitus, Germania c. 18)*

Ach, nun muß ich unter wildbärtigen Leuten sein, das harte, musenfeindliche germanische Idiom anhören, mit gezwungener Höflichkeit applaudieren, wenn der betrunkene Franke, dessen Haare mit ranziger Butter festlich geglättet sind, sein Tafellied grölt, beschwert sich im 5. Jahrhundert Sidonius Apollinaris, der römische Bischof, in einem Brief nach Rom. *Glückliche Freunde, eure Augen und Ohren brauchen Barbaren weder zu sehen noch zu hören. Glücklich ist eure Nase, die barbarischen Knoblauchduft nicht einatmen muß!*

So sieht der elegante Bischof die „Barbaren", in seinem ästhetischen Empfinden aufs schwerste gekränkt. Als „Dämonen" und „Teufel", die von den Mächten der Finsternis und Sünde beherrscht sind, blutdürstig und voller Laster erscheinen die Völkerschaften in den dunklen Wäldern Germaniens den Bringern des Heils. Andere freilich haben diese Barbaren und Teufel auch anders gesehen. Man sieht, es kommt immer auf den Standpunkt an.

Vielleicht sollten auch wir die barbarischen Teufel lieber in ihren Wäldern lassen und in zeitgemäßer Scham über sie schweigen, nachdem ein politisches Interesse sie durch Verkrampfung und Übersteigerung kompromittiert hat. Aber all unser wohlberechtigtes Ressentiment hilft uns nichts: es hat sie leibhaftig gegeben — im Raum um Frankfurt, um Königsberg, um Stuttgart, Breslau und Schleswig und um Bonn. Und soweit es uns nicht gelingt, unsere Existenz auf einen fraternisierenden Legio-

när der ersten Besatzungsmacht, einen Botschafter am Hofe Karls des Großen oder eine Kriegsbeute der Kreuzfahrer zurückzuführen oder mit Rest- oder Spähtrupps von Kelten und Slawen zu verknüpfen, müssen wir uns mit ihnen abfinden, so peinlich ihre Verwandtschaft sein mag.

Wie standen sich bei ihnen Männer und Frauen gegenüber, als sie noch nichts von Adam und Eva gehört hatten und das erregende Spiel von Kavalier und Dame noch nicht kannten? Welches Gesetz sprach sich aus in ihrem Verhalten zueinander, in ihrer Liebe, ihrer Ehe und im Leben der größeren Gemeinschaft?

Wir müssen schon mitten hineingehen in ihre Welt und sie mit den Augen derer sehen, die in ihr lebten und ihr selber ein Denkmal setzten. Wo aber sollen wir es suchen? In Deutschland hat kirchlicher Glaubenseifer es früh vernichtet und nur geringe Trümmer übriggelassen. Aber auf dem alten Island des 9. bis 11. Jahrhunderts finden wir es unversehrt und unverfälscht, wenn es zum Teil auch christliche Schreiber waren, die freilich innerlich selbst noch diesseits der Taufe standen und aufzeichneten, was ihre heidnischen Väter gelebt und an sie weitergereicht hatten. In den Sagas, den isländischen Familienchroniken, sind uns Lebensberichte ganzer Geschlechter überliefert, in einer Fülle bis ins Einzelne gehender Darstellung, wie keine Überlieferung irgendeines anderen Volkes sie aufzuweisen hat. Für jeden, der sich nach ausführlicheren Zeugnissen über das Privatleben der Barbaren umsieht, ist es stets allzu verführerisch gewesen, bei den Männern und Frauen der Sagas einzutreten, an dem Alltag ihrer Arbeit und an den Festen und Hochzeiten ihres Lebens teilzunehmen, um jenen Standort zu gewinnen, von dem aus er die bewegenden Kräfte ihres Lebens und das Gesetz ihres Handelns verstehen lernt.

Aber dürfen wir uns im fernen Island Auskunft über das Verhältnis der Geschlechter holen, die auch für den südgermanischen, deutschen Raum gültig ist? Gewiß wird der Historiker nicht alles als gemeingermanisch bezeichnen, was er hier findet, denn Island — nach der Einigung Norwegens durch König Harald Schönhaar im Jahre 872 von den norwegischen Großen, die ihre alten Freiheiten nicht dahingeben wollten, mit ihren Familien besiedelt — hat seine besondere geschichtlich und geographisch bedingte politische und gesellschaftliche Entwicklung erlebt, die es von Skandinavien sowohl wie von Deutsch-

land, England und den germanisch besiedelten Räumen im Süden unterscheiden.

Anders der Psychologe: er findet trotz geschichtlich und stammestümlich verschiedener Prägung hier im Norden in ganzer, ungestört nach den eigenen Gesetzen gewachsener Gestalt, was in den kargen Resten südgermanisch-deutscher Herkunft stilhaft vorgezeichnet ist. Und die Gegenüberstellung der wenigen erhaltenen Zeugnisse der Geschichtsschreibung, Dichtung und Runenstein-Inschriften sowie der Aussagen über Sitten und ethische Wertungen aus dem deutschen Raum, aus dem Langobardenreich, aus England, Dänemark und Norwegen mit den überreich fließenden Quellen Islands wird erweisen, daß in ihnen allen die g l e i c h e W e i s e des Erlebens und Denkens herrscht — hier wie dort das gleiche seelische Gesetz, der gleiche Stil im Verhalten des Menschen zur Welt, zum Göttlichen und zum Schicksal, hier wie dort der gleiche Stil im Verhalten von Mensch zu Mensch und von Mann und Frau.

Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal berichtet von den Ereignissen bei der Hochzeit der Gudrun Osvifstochter mit Thorkel Eyolfssohn. Gudrun hat den geächteten Gunnar, den Töter Thidrandis, unter ihren Schutz genommen, obwohl viele Große des Landes hinter ihm her sind. Unerkannt lebt er auf ihrem Hof, bis am Tage der Hochzeit Thorkel, der Verlobte der Gudrun, das Geheimnis des Fremden entdeckt. Er ruft seine Männer zusammen, um Gunnar Thidrandistöter festzunehmen. Als Gudrun dies bemerkt, befiehlt sie ihren Leuten, Gunnar zu helfen und keinen zu schonen, der gegen ihren Schützling vorgehen sollte. Thorkel aber verlangt von ihr, daß Gunnar den Hof verlasse; es gehe nicht an, daß sie beide dort wären. *Als Gudrun das hatte hören müssen, versetzte sie, ihr sei es ebenso recht, wenn sie Thorkel Eyolfssohn nicht zum Manne bekäme und er den Weg, den er gekommen, wieder abzöge. „So viel ist er mir nicht wert", sagte sie, „daß ich um seinetwillen Leute preisgebe, die ich zu schützen entschlossen bin."*

Der Gode Snorri, ein Freund der Gudrun, redet Thorkel zu, sein Ansinnen aufzugeben. *Du kannst sehen, was für eine*

große Persönlichkeit (mikill skorungr) *Gudrun ist, daß sie uns beide zu überwältigen vermag.* Thorkel weist darauf hin, daß er dem Bruder Thidrandis, einem seiner besten Freunde, versprochen habe, Gunnar zu töten, wenn er ihn treffe. *„Weit größer ist deine Verpflichtung"*, sagt Snorri, *„nach unserem Willen zu handeln, und das ist auch für dich das allernotwendigste, denn niemals bekommst du eine solche Frau wie Gudrun, magst du auch weit suchen."* Und weil er selbst erkennt, daß Snorri recht hat, besänftigt sich Thorkel. Die Festlichkeit nimmt ihren Fortgang, und die Heirat wird vollzogen. *Große Liebe entstand zwischen Thorkel und Gudrun,* erklärt die Saga.

Im Frühjahr darauf fragt Gudrun ihren Mann, *was er für Gunnar tun wolle. Thorkel meinte, das solle sie nur bestimmen —, „du hast dich der Sache so eifrig angenommen, daß du nicht anders zufrieden sein wirst, als wenn er von uns ehrenvoll entlassen wird." Gudrun sagte, seine Vermutung sei ganz richtig: „Ich will, daß du ihm ein Schiff gibst und dazu alles, was er dabei nicht entbehren kann." Thorkel antwortete und lächelte dazu: „Du denkst nicht klein, Gudrun; in vielen Dingen zeigt sich das. Dir ist es nicht dienlich, einen geringen Kerl zum Manne zu haben; das paßt gar nicht zu deinem Wesen; ich werde dies nach deinem Willen tun."*

Wir betreten mit dieser Erzählung die Welt, in der der „mikilmenni" das bewunderte und erstrebte Vorbild ist. Der Klang dieses Wortes mag in uns Heutigen eine Vorstellung hervorrufen, die seiner Bedeutung genau entgegengesetzt ist. Aber wir verstehen es besser, wenn wir uns des mittelhochdeutschen „michel" (althochdeutsch: „michil") erinnern können, das dazumal „groß" bedeutete. Der „Mikilmenni" ist der „Mensch von großer Art" — der Mensch, der hohe Ansprüche an sich und an das Leben stellt, der „hoch hinaus will", der Großes wagt und das Zeug in sich hat, das groß Geplante auch groß zu vollenden. Ein Mikilmenni ist ein Mensch, der hart und rücksichtslos gegen sich selbst ist, wenn es gilt, den Weg der größeren Ehre zu gehen, aber ebenso hart und unerbittlich auch gegen seine Feinde, wie er groß ist in Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber allen, die im gleichen Frieden des Hauses, der Sippe oder der Männergemeinschaft stehen, einer Hingabe, die „selten weniger bedeutet als den Einsatz der Habe und Heimat, der Gesundheit und des Lebens; oft genug zugunsten eines Menschen oder einer Sache, die den Helfer kühl ließen. Die Opfer, die man da bringt, sind so groß, wie kein Gesetz all-

gemeiner Nächstenliebe sie abverlangt." Der Mikilmenni ist ein Mensch, der eine große Ehre hat. Denn diese Ehre ist nicht etwas, was ihm von außen verliehen wird, noch ist sie ein absoluter Wert: es gibt „Ehren", soviel es Menschen gibt, denn die Ehre ist an den einzelnen Menschen gebunden. Sie ist der jeweilige Besitz seiner sittlichen Würde, die er erwerben und ständig im Handeln bewähren muß. Und darum wächst mit einer großen Ehre eine große Verpflichtung.

Das Gegenteil von alledem ist „kleiner Leute Art" und verachtungswürdig. Es verkörpert sich in dem „Menschen von kleiner Sinnesart", dem „litilmenni" (vgl. engl. little), dem Menschen kleinen Zuschnitts, der kleine Ansprüche an sich und an das Leben stellt und sich mit einem kleinen Recht und einer kleinen Ehre begnügt, dem Menschen schäbiger Gesinnung, der mit seinem Gut und Leben knausert, der ebenso mit seiner Hilfe geizt, sobald sie seinen Besitz schmälern könnte, wie er vorsichtig lebt und den großen Wurf und das große Wagnis scheut, dem Feigling, der um seine Sicherheit bangt und einen ehrlosen Frieden der Gefahr vorzieht.

Das Wort „mikilmenni" ist ein Neutrum. Es bezeichnet das Vorbild des germanischen Menschen jener Zeit, das zugleich Männer wie Frauen verpflichtet. „Du denkst nicht klein, Gudrun", sagt Thorkel aus tiefer Anerkennung des großherzigen Charakters seiner Frau, als sie von ihm nicht weniger als ein ganzes Langschiff mit allem, was für eine Seereise nötig ist, für Gunnar fordert. Die gleiche Großzügigkeit, geboren aus dem Stolz, der ihr verbietet, andere mit sich und ihren Angelegenheiten zu belasten, hatte Gudrun bewiesen, als der Gode Snorri ihr angeboten hatte, in seinem Hause ihre Hochzeit mit Thorkel auszurichten. Nachdem Thorkel dem bereits zugestimmt hatte, lehnte Gudrun das Anerbieten des Freundes ab: *„Es ist mein Wille, daß die Hochzeitsfeier hier in Helgafell stattfindet, es macht mir den Kopf nicht schwer, die Kosten dafür aufzubringen. Ich werde weder Thorkel noch andere auffordern, sich damit zu bemühen."* *„Immer wieder zeigst du, Gudrun"*, erwiderte Snorri, *„daß du eine überragende Frau bist."*

Gudrun hat den fremden Mann in ihren Schutz genommen. Ihre Ehre fordert von ihr, der Großgesinnten, daß er auch „ehrenvoll" entlassen werde, und das heißt, daß ihre Freigebigkeit keine Bedenken kennt. Wie aber verträgt sich ihre Ehre mit ihrem Verhalten bei der Hochzeit gegenüber Thorkel? Wie kommt sie dazu, dem Verlobten schnöde die Tür zu weisen,

weil er nicht mit dem Manne unter einem Dach leben will, der den Bruder seines Freundes erschlug?

Mit der Aufnahme des Hilfesuchenden in sein Haus geht der Germane ein bindendes Versprechen ein, aus dem es keine Entlassung gibt. Der Gast hat sich wehrlos in die Hand und Hut seines Wirtes begeben. Der Appell seines Vertrauens an den Gastfrieden löst in dem Wirt alle Kräfte bedingungsloser Schutz- und Hilfsbereitschaft aus, ja — er begründet einen Anspruch auf wechselseitigen Beistand und Treue, die nur mit Treue bezahlt wird. Diese Treueverpflichtung ist jeder anderen Bindung überlegen — auch einer Racheverpflichtung, wie Thorkel sie geltend macht.

Daß die Pflicht gegen den Gast selbst höher steht als die Pflichten gegenüber der eigenen Blutsgemeinschaft, zeigt eindrucksvoll eine Sage aus dem äußersten südgermanischen Raum, welche die Kämpfe im 6. Jahrhundert zwischen Langobarden und Gepiden, einem vordem an der Weichsel seßhaft gewesenen germanischen Volksstamm, als Hintergrund hat. Nach dem Bericht des langobardischen Geschichtsschreibers Paulus Diaconus hat der junge langobardische Fürst Alboin den Sohn des Gepidenkönigs Thurisind in einer Schlacht im Zweikampf erschlagen. Um seinen Wagemut zu bewähren und sich durch eine kühne Tat seiner Ahnen würdig zu erweisen, geht Alboin an Thurisinds Hof. Der König nimmt ihn freundlich auf, lädt ihn an seine Tafel und setzt ihn hier zu seiner Rechten, wo früher sein Sohn Thurismod gesessen hat. Nach langem Schweigen, überwältigt von dem Schmerz um seinen Sohn, ruft der König aus: *Lieb ist mir dieser Sitz dort, aber sehr schwer ist es, diesen Mann darin sitzen zu sehen.* In der Halle entbrennt ein Streit; angestachelt durch die Worte des Königs greift seine Gefolgschaft zum Schwert. Da springt Thurisind zwischen die Streitenden und bedroht jeden, der es wagen sollte, einen Gast in seiner Halle zu erschlagen. Mit eigenen Händen legt er Alboin die Waffen seines toten Sohnes an. *Alle Anwesenden bewunderten und priesen Alboins Kühnheit, jedoch nicht minder rühmten sie Thurisinds große Treue.*

Nicht weniger entschlossen als der Mann steht die Frau zu dem Versprechen der Hilfe, das sie unausgesprochen dem Gast in dem Augenblick gegeben haben, in dem er die Schwelle des Hauses überschritt. Daß Thorkel sich anmaßt, in ihre Entscheidung einzugreifen, ja — daß er verlangt, daß sie wortbrüchig werden und gegen ihre eigene Ehre handeln soll — daß er ihr

so Schlimmes zumutet — veranlaßt Gudrun, sich gegen ihn zu stellen. Mit diesem Ansinnen, den Menschen preiszugeben, den sie zu schützen entschlossen ist, hat Thorkel die Freiheit ihrer Persönlichkeit angetastet. Aber durch ihre Reaktion macht sie Thorkel klar, daß sie sich auch um ihrer Zuneigung willen nicht ihm unterwerfen und keinen Schritt von ihrem Persönlichkeitsrecht abrücken wird.

Und diese Haltung einer Frau findet die volle, ja bewundernde Anerkennung des großen Goden wie die Zustimmung Thorkels, „des mächtigsten Mannes im Breidarfjord", der fortan als ein großer Häuptling und Herr gilt und eine tiefe Liebe zu dieser Frau faßt. Und wenn Thorkel, der einst in genauer Erkenntnis ihres Charakters diese Frau gewählt hat — denn *diese Gudrun ist ganz nach meinem Sinn* —, erklärt: *Dir ist es nicht dienlich, einen geringen Kerl zum Manne zu haben, das paßt gar nicht zu deinem Wesen,* so spricht sich hier eine Forderung aus, die jeder germanischen Gemeinschaft das ihr eigentümliche Gepräge gibt und ohne welche auch die germanische Ehe ihren Sinn nicht erfüllte, — die Forderung nach E b e n b ü r t i g k e i t.

Ein germanisches Sprichwort sagt: „Gleiches geselle sich Gleichem", und in dieser Forderung nach Ebenbürtigkeit tut sich ein germanisches Grundverhältnis kund, wie andererseits das Wort „Gegensätze ziehen sich an" ein Grundverhältnis bezeichnet: das der mittelmeerisch erlebten Urtatsache der Polarität.

Das Erleben im Stil der Bezogenheit verläuft in Spannung und Entladung. Und die Weise des Erlebten prägt das Erlebte: die Welt ist Spannungsfeld, eine Welt der Beziehung der Dinge aufeinander; das Leben innerhalb der Gesellschaft ein Spiel der Anziehung und Abstoßung der aufeinanderbezogenen Partner. Nur so hat es für diesen Menschen Reiz, nur das ist ihm Leben. Der Gleichklang des Wesens, des Charakters, ja des Geschlechts empfindet er auf die Dauer als tödlich langweilig. Nur aus der Spannung aufeinander bezogener, entgegengesetzter, „polarer" Gegensätze entspringt für ihn das Lebendige, Sprühende, Schöpferische. Diese p o l a r e B e z o g e n h e i t kennzeichnet auch das mittelmeerische Verhältnis von Mann und Frau. — Ihr entspricht im Denken des hurritischen Menschen, der in der Welt und im eigenen Ich eine Zwiegespaltenheit erlebt, das Ur-

verhältnis absoluter, kontradiktorischer Geschiedenheit. Gott und Mensch, Mann und Frau gehören für den Hurriter im letzten sowohl verschiedenen Seins- wie verschiedenen Wertsphären an und stehen in hierarchischer Über- und Unterordnung. — Dem entspricht auf germanischer Seite ein Neben- und Miteinander ebenso von Mensch und Schicksal wie von Mann und Frau.

Wenn der hurritische Mensch sich als geprügeltes und leidendes Objekt des Schicksals empfindet, das er als Gericht über seine Sünde erlebt, wenn der arabische Mohammedaner sich dem aus einem ihm unerforschlichen Willen ihm zugeworfenen Los in demütiger Ergebung unterwirft und es als Unabänderliches geduldig erträgt, wenn der Grieche sich dem Schicksal zu entwinden versucht, unter seiner drohend erhobenen Hand fortläuft, ohne doch ihrem Schlag entrinnen zu können, blickt der Germane dem Schicksal ins furchtbare Auge und nimmt es auf in seinen Willen und erfüllt es handelnd selbst.

Wer wie diese Menschen die Welt erlebt als etwas, an dem er etwas leisten müsse, der muß sich notwendig dem Gegenstand seines Leistenwollens zuwenden, ihn in seinem So-Sein erfassen und beurteilen und das heißt bereits, das ihm Entgegenstehende in seiner Existenz anerkennen und bejahen. Bejahung des Schicksals, in welcher Gestalt auch immer, ist die eigentümliche Haltung des germanischen Menschen, den wir als eine stammestümliche und geschichtliche Sonderprägung des Leistungsmenschen betrachten.

Der eine wesentliche Punkt, in dem sich das deutsche Hildebrandslied von den Fassungen gleichen Stoffes durch andere Völker unterscheidet — ein Unterschied, der auch bei den verschieden-völkischen Gestaltungen anderer Sagenstoffe wiederkehrt —, ist das Verhalten des Menschen zum Schicksal. Werden bei anderen Völkern Vater und Sohn das Opfer einer dunklen Schicksalsfügung, die sie zusammenführt und unerkannt gegeneinander kämpfen läßt, so tritt hier Hildebrand wissend, daß der eigene Sohn sein Gegner ist, zum Kampfe an. Sehenden Auges begegnet er seinem Schicksal, erkennt es in furchtbarer Klarheit und bejaht es, und indem er es anerkennt und in seinen Willen hineinnimmt, gestaltet er es zu „seinem" Schicksal um. Um der Ehre willen und der Treue zu sich selbst bekennt er sich zu dem Kampf mit seinem Sohn, der einem von ihnen den Tod bringen muß. Sein Ehrgefühl zwingt ihn zu seinem Schicksal hin, das nicht eine Macht von außen ist, son-

dern innere Notwendigkeit seines Charakters, da das Gemußte gewollt wird, weil es innerem Müssen entspricht. Schicksal und Wille blicken in die gleiche Richtung.

Hier ist weder ein Gegenüber noch ein Gegeneinander von Schicksal und Mensch, sich äußernd in sündenbewußter Selbstanklage oder in trotziger Auflehnung, in fatalistischem Ertragen oder in klugberechnetem, wenn auch angstvoll zitterndem Spiel. Die Aneignung des Schicksals läßt ein Miteinander von Weltgeschehen und eigenem Willen entstehen, das den tiefsten Sinn des germanischen Schicksalsglaubens ausmacht, seine sittliche Größe und seine erschütternde Tragik. Wie der Germane das Gesetz des Lebens weniger als „Kausalität" denn als „Schicksalhaftigkeit", als „Zielstrebigkeit", als „Entelechie" denkt, so verzichtet das germanische Denken in allen seinen Bezirken auf Unterordnung zugunsten der Beiordnung, was auch der germanische Satzbau zeigt.

Nicht ein Gegenüber, sondern ein Neben- und Miteinander kennzeichnet auch das germanische Verhältnis der Geschlechter. Der germanische Mann will die Frau selbständig neben sich, und er will sie ebenbürtig.

Die gleiche abständige Sachlichkeit, die diese Menschen gegen sich selbst richten, bestimmt auch ihr Verhalten zum Mitmenschen. Sie beurteilen und bejahen ihn in seinem So-Sein. Der andere soll sein, was er ist, und er soll es ganz sein. Der Germane weiß, daß jeder *handelt, wie er handeln muß,* und daß *sich eines nicht für alle schickt,* wie es in den Sagas heißt. Schon im Kinde achtet er die werdende Persönlichkeit und gesteht ihm zu, selbst seine Entscheidungen zu treffen, wie zahllose Beispiele beweisen; und wo die Eltern eine Ansicht des Sohnes oder der Tochter nicht teilen, tasten sie dennoch ihren selbständigen Entschluß nicht an.

Auf andere Menschen einen Zwang auszuüben, eine Meinung, einen Glauben aufzudrängen, würde eine schwer empfundene Verletzung des Abstandes bedeuten. Als der zum Christentum übergetretene Norwegerkönig Olaf Tryggvissohn um die Königin Sigrid von Schweden wirbt und in seinem christlichen Bekehrungseifer von ihr verlangt, sie solle sich taufen lassen, weist sie wie jene Gudrun dieses Ansinnen, das in ihr eigenstes Entscheidungsrecht eingreift, stolz zurück: *Niemals werde ich den alten Glauben aufgeben, den ich und alle meine Gesippen vor mir hatten. Doch will ich mit dir nicht darüber rechten, wenn du an den Gott glaubst, der dir gefällt.* Der gleiche Ver-

zicht auf Zwang und Achtung des freien Willens im anderen spricht sich ebenso aus in dem germanischen Königswort Theoderichs des Großen: *Die Religion kann ich nicht befehlen, weil niemand wider seinen Willen zum Glauben gezwungen werden kann* (Cassiodor), wie in jenem preußischen Königswort Friedrichs des Großen, das *jeden nach seiner Fasson selig werden* läßt.

Jeden nach seinem eigenen Gesetz wachsen und zur größtmöglichen Entfaltung seines Wesens gelangen zu lassen, ja fremden Wert nicht nur zu bejahen und anzuerkennen, sondern bewundern zu können selbst noch beim Feinde — diese Haltung gegenüber dem Mitmenschen im allgemeinen, aus einer tiefen Sachlichkeit der Menschwertung und echter Achtung fremder Persönlichkeit, ja Freude an echter Größe entsprungen, bestimmt auch das Verhalten des germanischen Mannes gegenüber der Frau.

Als Gudrun Thorkel fragt, was er für Gunnar tun wolle, legt er die Entscheidung darüber in ihre Hand und antwortet, das solle sie nur bestimmen. Und ihrer Entscheidung schließt er sich ohne Vorbehalt an, denn er weiß, daß sie ihrer gemeinsamen Ehre würdig sein wird. *Du sollst entscheiden,* sagt ein Mann zu seiner Frau, *denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß du klug bist und das Beste willst,* und sie entscheidet über den Ausgang eines Rachekampfes der Männer und nimmt für ihren Gatten das Friedensangebot des Gegners an, denn *ein solches Anerbieten von einem Manne, wie er ist, scheint mir höchst ehrenvoll.*

Ebenbürtig steht die Frau neben dem Manne und verwaltet wie er ihre gemeinsame Ehre, den Frieden der Sippe und den Gastfrieden des Hauses. Selbständig und auf eigene Verantwortung nimmt die große Ärztin einen verwundeten Krieger in ihren Schutz, obwohl es ihrem Manne nicht rätlich scheint, da mächtige Männer hinter ihm her sind. *Ich habe hier nicht weniger zu sagen als Atli,* antwortet eine Frau in der Abwesenheit ihres Mannes ihrem Bruder, als er erklärt, er wolle von Atli Vorräte kaufen. Selbständig bieten Frauen Mannschaft auf, wenn sie es für notwendig halten, und geben Knechten die Freiheit. *Hast du hier zu befehlen?* fragt ein Mann Bergthora, als er sie vor ihrem Hofe antrifft. *Ich bin Njals Frau,* antwortet sie, *und dinge Gesinde so gut wie er.*

Niemandem kommt es in den Sinn, das selbständige Nebeneinander der Geschlechter in Zweifel zu ziehen, aber ebenso-

wenig, darin etwas Auffallendes oder Außergewöhnliches zu sehen. Daß eine Frau die Großen ihres Bezirks zu einem Gastmahl in ihrem Hause entbietet, gilt als ebenso selbstverständlich wie, daß sie ein Schiff ausrüsten läßt und mit ihren Leuten ins Ausland reist. Zahlreich sind die Frauen, die als selbständige Landnehmerinnen nach Island kommen, und es wird von ihnen „mit ganz denselben Worten berichtet, wie sie bei männlichen Landnehmern angewandt werden; nie wird die Landnahmetätigkeit einer Frau als etwas irgendwie Besonderes hingestellt."

Die berühmteste unter ihnen, Unn die Tiefweise, war mit ihrer Sippe von Norwegen nach Schottland ausgewandert; nachdem dort ihr Vater, ihr Mann und ihr Sohn gestorben sind, übernimmt sie die Führung der gesamten Verwandtschaft und beschließt, sie aus den dort herrschenden Kriegswirren zu retten. Sie trifft die Anordnungen zur Ausreise und bestimmt die Ziele. Mit großem Gefolge, dem bedeutende Norweger von vornehmer Abstammung und großer Tüchtigkeit angehören, bricht sie von Schottland auf, segelt nach den Orkneys und den Färöern und vermählt dort zwei ihrer Enkelinnen. Doch sie hat zuviel unversorgte Angehörige und Gefolgsleute, die auf den Inseln kein Auskommen finden könnten; so segelt sie nach Island weiter, wo schon zwei ihrer Brüder gesiedelt haben. Mit zwanzig Mann sucht sie dort ihren Bruder Helgi auf. Doch als er sie mit nur neun Mann ihrer Begleitung einlädt, erklärt sie ihm, sie habe nicht gewußt, daß er ein so armseliger Mann sei, und verläßt seinen Hof. Darauf lädt ihr Bruder Björn, der weiß, was er seiner Schwester schuldig ist, sie mit all ihren Begleitern den Winter über zu sich.

Im Frühjahr fährt sie an der isländischen Küste entlang, und wo ihre Hochsitzpfeiler angetrieben werden, nimmt sie Land. Sie vergibt an die Männer, die ihr Gefolgschaft geleistet haben, Anteile an diesem Boden und schenkt nach ihrem Fürrechthalten unfreien Männern Freiheit und Gut. Sie verheiratet ihre Enkelinnen und Enkel, richtet ihnen die Hochzeit aus und begabt auch sie mit großen Ländereien.

Als sie fühlt, daß sie alt wird, ruft sie ihren jüngsten Enkel Olaf zu sich: *Es ist mir der Gedanke gekommen, daß es Zeit für dich ist, dich zu versorgen und zu verheiraten.* Olaf bittet sie — im Bewußtsein, dem großen Vorbild seiner Großmutter verpflichtet zu sein —, für ihn eine Frau auszusuchen, er wolle nur ein Mädchen heiraten, das weder das Gut noch die Ehre seiner Großmutter vermindere. — *Das Alter drückte Unn damals*

schon sehr, so daß sie nicht vor Mittag aufstand und sich früh zu Bett legte. Keinem gestattete sie, mit ihr etwas zu besprechen, von der Stunde an, wenn sie abends zur Ruhe ging, bis zu der Zeit, daß sie angekleidet war; zornig antwortete sie, wenn jemand sich nach ihrem Befinden erkundigte. Sie richtet ihrem Enkel mit großem Aufwand die Hochzeit aus und empfängt ihre Freunde und Verwandten „mit Würde". Nachdem sie Olaf mit den versammelten Gästen als Zeugen ihren gesamten Besitz zum Eigentum übergeben hat, geht sie schnell und energisch aus dem Saal, *und die Männer sprachen untereinander, wie achtunggebietend die Frau noch sei.* Am nächsten Morgen findet Olaf die Großmutter tot im Bett. *Die Männer sprachen ihre Bewunderung darüber aus, wie Unn ihre Hoheit bis zum letzten Augenblick bewahrt habe.* Sie wird gleich Kriegern und Fürsten in einem Schiff im Hügel begraben und vieles Gut ihr mitgegeben.

Nicht der norwegische Edle, der *vor allen andern hervorragte im Gefolge der Unn, ein sehr bedeutender Mann* und seinem Stande nach ein Herse, ein norwegischer Gaukönig war, übernimmt die Führung, noch erhebt er einen Anspruch darauf; auch nicht Hörd, *ein ausgezeichneter Mann, von edler Abkunft und tüchtig.* Hier erhebt sich keine Frage nach einem Anrecht auf Führung, zu der der Mann auf Grund seines Geschlechtes berufen sei. Hier fragt man nicht, ob der Ausschlaggebende und Bestimmende männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist — daß er die überragende Persönlichkeit ist, ein „skorungr mikill", ist das Entscheidende!

„Skorungr" ist eine Ableitung von „skor": scharfer Rand, hervorragende Kante; es bedeutet der „Hervorragende" und bezeichnet das ganze Wesen eines Menschen. Durch „mikill": „groß" verstärkt, wird es im Sinne von „eine hervorragende Persönlichkeit" gebraucht. Dieses ehrende Prädikat wird bezeichnenderweise sowohl Männern wie Frauen, verheirateten wie unverheirateten, zugelegt, ebenso wie nicht nur Männer, sondern auch Frauen ein „drengr godhr", ein Mensch von ehrenhafter Gesinnung, ein ganzer Kerl, genannt werden. Die zahllosen Aussprüche, welche die große Persönlichkeit und die ehrenhafte Gesinnung gleichermaßen an beiden Geschlechtern rühmen, zeigen, daß die Germanen Männer wie Frauen unter das gleiche Werturteil stellen.

Der Germane sieht die Frau nicht durch die Brille des Geschlechts wie der mittelmeerische Mensch oder der Hurriter.

Sie alle geben dem Geschlechtlichen, dem Naturhaften, aller Natur, ja sich selbst und allem, was sie um sich herum vorfinden, verschiedene B e d e u t u n g e n. Dem Germanen ist die Welt nicht maß- und regellose Willkür, in der er sich verlassen und hilflos fühlte und dem er Klarheit, Ordnung, Form mitteilen müßte, um sich in ihm wiederzufinden und in ihm existieren zu können; sie ist ihm nicht das grausam Zerstörerische, ihn Vernichtenwollende, der erbarmungslose Erreger all seiner Leiden und seiner Todesfurcht, aus denen er nach Erlösung schriee. Für den Germanen haben das vitale Leben und das vitale Sterben keine Schrecken. Was ihn wahrhaft gefährden kann und schreckvoller ist als der vitale Tod, ist der Tod seiner sittlichen Persönlichkeit.

Er bejaht das Leben und alle Natur in ihrem Sosein. Und er bejaht und anerkennt auch seine Geschlechtlichkeit, läßt sie in sein Leben ein und weist ihr ihren Platz zu. Er vermag sie seinem Willen dienstbar zu machen und sie zu bemeistern. Weder verabscheut er sie, noch fürchtet er sie als etwas, was sein geistiges Sein bedrohen könnte. Sie besitzt für ihn weder die berückende Magie der rettenden Selbstentfremdung im andern, noch die gefährliche Dämonie des Verbotenen und Unterdrückten.

Dies gibt ihm die Freiheit, die Frau in gleicher Sachlichkeit wie seinen Geschlechtsgenossen ins Auge zu fassen und sie als eine menschliche Ganzheit zu sehen. Weder betrachtet er sie in Bezug auf sich, noch als etwas für ihn Existierendes, und das heißt als ein Geschlechtswesen. Die Frau steht in seinem Blickfeld als weiblicher Mensch, was ihre geschlechtliche Seite mitumfaßt.

Diese Sicht erklärt, daß der Germane die menschlichen Eigenschaften an beiden Geschlechtern sieht. Es sind die geistigen und seelischen Qualitäten, auf Grund deren die germanische Frau gerühmt wird und Geltung und Einfluß besitzt — wie es geistige und seelische Qualitäten sind, die dem germanischen Mann Anerkennung und Rang verleihen. Die Frau wird hier weder auf Grund körperlicher Vorzüge gewertet — wenn die Schönheit auch als freundliche Gabe des Schicksals keineswegs verschmäht wird —, noch auf Grund geschlechtlicher Qualitäten wie bei den benachbarten Kelten. Ob eine Frau verheiratet oder unverheiratet, Jungfrau oder Witwe ist, ob sie viele Kinder geboren hat oder kinderlos ist, es mehrt oder schmälert für sich genommen ihren Wert um nichts. Allein nach ihren

Eigenschaften und nach ihren Leistungen richtet sich die Wertung des germanischen Menschen beiderlei Geschlechts.

Und die Hunderte von Männer- und Frauengestalten beweisen, daß beide Geschlechter dem gleichen I d e a l ausgreifender Lebensmächtigkeit und ehrenhafter Sinnesart nachlebten und die Frauen die gleichen Tugenden erstrebten und besaßen wie die Männer, daß die Frau nicht weniger tatkräftig, willensstark und unbeugsam, nicht weniger selbstbeherrscht, tapfer und stolz, nicht weniger rücksichtslos gegen sich selbst und groß im Einsatz war als der Mann, wenn es um Ehre oder Freiheit ging, ja — daß die gleiche Stärke des Ehrgefühls und gleicher politischer Sinn in ihnen lebte und von ihnen gleiche Treue zu sich selbst und — wenn auch im verschiedenen Felde — gleiche Verpflichtung gegenüber der geborenen oder geschworenen Treugemeinschaft erwartet und bewährt wurde.

Für diese Menschen waren Tugenden und Laster beiden Geschlechtern gemeinsam, denn sie wußten sehr wohl, daß Söhne ihre Tapferkeit auch von der Mutter erbten und auch Töchter heldischen Sinn vom Vater. Von Asdis, Grettirs Mutter, heißt es, *da sagten viele, es wäre nicht wunderbar, daß sie so tapfere Söhne hätte, so tapfer wie sie selber wäre. — Sie hatte die gleiche Sinnesart wie ihr Vater,* stellen die Historiker hier und da bei einer Frau fest.

Diese Zweigeschlechtigkeit aller Werte und Unwerte, aller menschlichen Tugenden und Laster zeigt ein Urprinzip germanischen Denkens an, was sich auch durch den germanischen Mythos von der Entstehung des Menschen in allen Fassungen sowohl bei den Südgermanen wie bei den Nordgermanen bestätigt.

Tacitus spricht von dem göttlichen Urahn der Menschen, Tuisto, einer zweigeschlechtigen Gottheit, aus der die germanischen Völker ihren Ursprung ableiteten. „Der Mythos hat einen tiefen Sinn", schreibt Fehrle in seinem Tacitus-Kommentar. „Er zeigt, daß nach der Vorstellungswelt der Germanen Mann und Weib zusammen eine Einheit darstellen, aus der die Volksgemeinschaft wird. Nicht Mann und Weib für sich, sondern die Doppelheit beider steht am Anfang der Menschheit. In diesem germanischen Mythos ist nichts gesagt vom Vorrang oder der Abhängigkeit des einen Geschlechtes vom andern wie etwa im alttestamentlichen Schöpfungsmythos. Mann und Weib stehen als eigenwertige Erscheinungen in enger Gemeinschaft verbunden am Anfang des Volkes, wie es in der deutschen Volks-

kunst oft dargestellt ist, wo Anfänge betont werden." Zweigeschlechtig wie Tuisto sind auch Njördr-Nerthus und, nach den Fabeleien der Snorra-Edda, der Urriese Ymir, der aus sich das Riesengeschlecht erzeugt, einen Knaben und ein Mädchen.

Dem heiligen Lebensbaum entsprossen und von den Göttern mit den gleichen Gaben bedacht sind nach der Völuspa die ersten Menschen, Ask und Embla. Drei Götter finden sie angetrieben am Strande, noch ohne Schicksal und ohne „Heil" — jene den Menschen beschwingende, ihn zum moralischen Handeln befähigende, glückhafte Kraft. Ihnen beiden geben sie den Geist, die Seele und die Lebenskraft. So wachsen beide Geschlechter aus schicksallosen Wesen durch gleiche Beseelung zu ganzen Menschen mit gleichem Recht zum Schicksal und zu gleicher Ehre.

Denn auch die Ehre ist in der Frau nicht kleiner als im Manne, noch ist *ihre* Ehre etwas, was wie in späterer Zeit auf sexuelle Unschuld beschränkt oder mit ihr identisch wäre und gegen ein sinnliches Begehren des Mannes verteidigt werden müßte. Die germanische Ehre ist der Inbegriff der sittlichen Existenz des Menschen, das heißt des Mannes und der Frau. Sie ist der Ausdruck der Ganzheit seiner sittlichen Persönlichkeit, sie ist das, was ihn vor sich selbst bestehen macht, was den Menschen zum Menschen macht und ohne das er nicht leben kann in dem strengen Sinne, daß jede Verletzung der Ehre ein Dahinsiechen seines Körpers, ein Schwinden seines Lebens, seines Menschseins zur Folge hat. Die Ehre erschöpft sich nicht im bloßen Dasein als „anständiger Charakter", der eben nichts Unehrenhaftes begeht; sie darf nicht ausruhen, sondern muß sich in jedem Tun *erweisen* und ständig neu erworben werden. Mit der Größe der Ehre wächst auch die Verantwortung, für sie einzustehen wenn nötig mit dem Leben. Und von dieser Verantwortung schließt sich die Frau nicht aus.

Vor sich selbst bestehen, bedeutet sich selbst gegenübertreten, sich selbst zum Gegenstande werden, zu dem man urteilend Stellung nimmt. In dieser Haltung des Gegenüber faßt der Leistungsmensch sich selber auf als jemand, von dem er etwas verlangt, den er achten können muß, um überhaupt bestehen zu können. Dieses Maß aber, an dem er sich selber mißt, liegt nicht außerhalb bei einem Gott, der über „Gut" und „Böse" richtet und in der Jenseitigkeit seines absoluten Seins das absolute Maß für alle Menschen hält, noch liegt es im

Urteil einer Gesellschaft, die ihr „Man tut" oder „Es schickt sich nicht" spricht. Das Gesetz seines Sollens liegt in ihm selbst, nennen wir es seine Ehre oder sein Gewissen.

Darum kann es für den Germanen kein Gesetz geben, das für alle gleiche Gültigkeit hätte: jeder gibt sich selbst sein Gesetz und das Maß, mit dem seine Taten gemessen werden. Was einer darf oder muß, richtet sich nach dem Maß seiner Persönlichkeit und nach seiner Befähigung — nicht aber nach seinem Sexus. Für Menschen, die sich als Leistende erleben, geben Tüchtigkeit und Tauglichkeit, sofern sie im Dienste der sittlichen Werte stehen, den Ausschlag bei der Bewertung des einzelnen. Sie stellen den Befähigtsten und Tauglichsten an den seinen Kräften entsprechenden Platz.

Wenn eine Frau das Z e u g dazu hat, in wesentlichen Fragen des Lebens zu entscheiden oder auf eigene Faust die verletzte Ehre zu rächen, wer dächte daran, es ihr zu wehren aus keinem anderen Grunde, als weil sie eine Frau ist? Als Aud des Nachts zu ihrem geschiedenen Mann reitet, der sie auf schimpfliche Weise verlassen hat, ihn weckt und mit dem Schwert ihm eine schwere Wunde schlägt, erkennt der Mann selber das Recht der Frau auf Rache bedingungslos an und verbietet sogar, ihr nachzureiten, denn *sie habe so gehandelt, wie sie handeln mußte.*

Wenn eine Frau die P e r s ö n l i c h k e i t dazu ist, einen Sippenverband anzuführen oder einem Bezirk vorzustehen, wer käme auf den Gedanken, sie als „unweiblich", die Männer, die sich ihrer Führung anvertrauen, als „unmännlich" zu bezeichnen? Den germanischen Menschen erniedrigt es nicht, die Überlegenheit eines anderen anzuerkennen gleichviel, ob es die eines Mannes oder einer Frau ist, weil er in der Frau weder ein niedrigeres Geschöpf noch ein unvollkommenes Wesen zu sehen gelernt hat.

Von Thorbjörg der Starken, einer „klugen und hochherzigen Frau", die Mutter zweier Kinder war, heißt es, daß immer, wenn Vermund, ihr Gatte, nicht zu Hause war, sie *den Gau regierte* und den Leuten vorstand, *und jedem Manne schien seine Sache in guten Händen, wenn sie seine Angelegenheiten ordnete.* Als sie einmal den geächteten und gefürchteten Grettir aus der Gewalt der Bauern befreit, die ihn der aus Not begangner Einbrüche auf ihren Höfen wegen gerade hängen wollen, und das große Wagnis nicht scheut, den unter schwerer Acht stehenden Mann unter ihren Schutz und zu sich nach Hause zu nehmen,

gewann sie *großen Ruhm dadurch in der ganzen Gegend.* Als ihr Mann Vermund nach Hause kommt, ist er wenig erbaut von der Anwesenheit des Geächteten, aber Thorbjörg berichtet ihm, wie es Grettir mit den Bauern ergangen sei. *„Welchem Umstande hat er es zu verdanken", fragt Vermund, „daß du ihm das Leben schenktest?" „Verschiedene Gründe waren dafür da", antwortet Thorbjörg. „Erstens", sagt sie, „daß du für einen größeren Häuptling gelten wirst als früher, da du eine Frau hast, die solches zu tun wagt."* Zum zweiten habe sie ihm um einer gemeinsamen Verwandten wegen helfen müssen, und zum dritten sei Grettir ein großer Held. *„Du bist eine kluge Frau"*, sagt Vermund, *„hab Dank für das, was du getan hast."*

In dem stolzen Bewußtsein, ihrem Manne eine wertvolle Gabe darzureichen, erhöht Thorbjörg sein Ansehen, seine Würde als Häuptling und Vorbild der Gemeinschaft.

Auch der zweite und dritte Beweggrund, mit denen sie Vermunds anfängliche Mißstimmung zerstreut und ihn zu überzeugen vermag, sind für germanisches Empfinden charakteristisch. Neben der Verpflichtung, für den Sippengenossen einzustehen, bestimmt sie ihr untrügliches Gefühl für echten Persönlichkeitswert, Grettir zu helfen, — denn „er ist in mancher Beziehung ein großer Held". Mit feinem Empfinden spürt sie die Not, die ihn zu seinen Taten getrieben hat, dennoch räumt sie ein, daß er eine Bestrafung verdient — *„aber"*, sagt sie zu den Bauern, *„es ist nicht euereins Sache, einen Grettir ums Leben zu bringen"*.

Wir treffen hier wieder auf das gleiche und zwar typisch germanische Prinzip der Menschwertung. Der Umgang mit dem Mitmenschen ist für den Germanen ein ständiger Wertvergleich. Der erste Blick schätzt den Persönlichkeitswert des anderen ab, und nach dem Wertunterschied richtet sich das weitere Verhalten.

Grettir zu helfen gegen diese „Jammerkerle", die ihn feige überwältigt und angstvoll einander zugeschoben haben, diesem großen Geächteten, der kein „Heil" in seinem Leben gehabt hat und ein „Unglücksmann" ist, der aber dieses Leben bis zum Rande mit Ehre gefüllt hat, ist die alleinmögliche Haltung für diese Menschen.

Bewunderung und „großen Ruhm" erntet Thorbjörgs hochsinnige und mutige Tat, die damit zum Beispiel wird und richtunggebend für Mittelmäßigkeit und Kleinlichkeit der Bauern und die in einem Danklied Grettirs als Vorbild tapferen Ein-

tretens fortlebt. An ihren Namen Thorbjörg ein Wortspiel knüpfend, vergleicht er sie mit dem Eschenbaum, der einst den Gott Thor vor dem Tode des Ertrinkens rettete, als Thors-björg:

Der Baum, der einst
Den Donnrer barg,
Reichte mir
Der Rettung Hände.

Wahrhaftig, sicher
Säß ich im Stricke
– Haupt und Hals
Hingen schon drin –,
Trat die tapfre
Thorbjörg nicht
Schnell dazwischen
Den Zwist schlichtend.

Der Baum, der einst
Barg den Donnrer
Hieß mich gehen
In ihr Haus.
Gutes Roß
Gab sie Grettir,
Leib ich ihr und
Leben danke.

Ihr Leben danken auch zwei Schwurbrüder dem tatkräftigen und selbstlosen Handeln einer klugen Frau, die selbständig für sie einen Rechtsvertrag schließt. Es heißt, sie war *klug und beliebt und hatte manchem Manne ihre große Hilfsbereitschaft bewiesen.* Sie reist für die beiden Männer, die einen gefährlichen Gewaltverbrecher erschlagen haben, zu seinem Thingherrn und führt ihre Sache so geschickt, daß sie einen rechtsgültigen Vergleich zustande bringt, und erlegt obendrein aus eigenem die Geldbuße für ihre Schützlinge. Kein Wort verrät, daß ihr souveränes Handeln als etwas Ungewöhnliches empfunden wird.

Wie in der Öffentlichkeit, so gibt auch in der Ehe die größere Persönlichkeit den Ausschlag, sei es der Mann oder die Frau. Öfter finden sich in den Sagas Wendungen wie diese: *Thorolf*

wußte schon, wie es da stand, daß Vigdis eine größere Persönlichkeit dem Charakter nach war als Thord, ihr Mann. Das verschiedene Persönlichkeitsgewicht der beiden Frauen des Grimkel, Signy und Sigrid, gegenüber dem ihres Mannes drückt sich deutlich im jeweiligen Verhältnis der Ehegatten aus: Als Grim, Signys Pflegesohn, der bei ihr und ihrem Manne Grimkel wohnt, seiner Pflegemutter erklärt, er wolle fortziehen, antwortet Signy: *„Sprich darüber zuerst mit Grimkel und tu, was er dir rät, das wird das beste für dich sein. Ich möchte gern, daß es dir gut ginge, und es scheint mir, als wolle er dir wohl."* Grimkel entscheidet, er solle bleiben. Nachdem Grim sich mit Gudrid verheiratet hat, tritt er abermals zu seiner Pflegemutter und erklärt ihr, daß er und Gudrid jetzt einen eigenen Wohnsitz nehmen wollten. Aus dem gleichen Vertrauen auf die bessere Einsicht ihres Mannes, schickt sie ihn auch diesmal zu Grimkel, denn *es werde alles am besten gehen, wenn er Grimkel entscheiden lasse.* Nach Signys Tod heiratet Grimkel die Sigrid. Und während in seiner ersten Ehe e r unbestritten der überlegene Teil ist, schließt er sich jetzt bereitwillig der besseren Einsicht seiner zweiten Frau an, weil er einsehen muß, daß sie bei allem nur seine Ehre im Auge hat.

Kraft ihrer überlegenen Geistesgaben gelingt es auch Jorunn, Björns Tochter, ihren Mann Höskuld, der durch nichts zu bewegen ist, seinem Stiefbruder das mütterliche Erbe herauszugeben, an einem verhängnisvollen Bruderkampf zu hindern. Der Sagaerzähler schildert sie in ihrer Jugend als *ein schönes Mädchen und sehr stolz, ungewöhnlich hervorragend durch ihren Verstand.* Ihrer früh ausgeprägten Persönlichkeit Rechnung tragend, antwortet ihr Vater auf die Werbung Höskulds um das Mädchen, *nach seiner Meinung könne seine Tochter sich nicht besser verheiraten, doch wolle er es ihrer Entscheidung überlassen.* Klar und sachlich legt sie ihrem Mann, der große Mannschaft um sich sammelt und sich in heftigem Zorn zum Kampf rüstet, die Rechtsverhältnisse dar und erklärt ihm, wie er sich nach ihrer Meinung dem Bruder gegenüber verhalten solle. Und was keine Thingversammlung und keine Vorstellungen der Freunde zuwege gebracht haben — Jorunns Worte überzeugen den Aufgebrachten davon, daß er verpflichtet ist, nachzugeben. *Höskuld ließ sich durch Jorunns Zureden sehr beruhigen; was sie sagte, schien ihm der Wahrheit gemäß zu sein.*

Dies ist das Wesentliche. Wenn Thorkel sich in zwei wichtigen Fragen Gudruns Entscheidung anschließt, wenn der mäch-

tige Häuptling Vermund sich durch Thorbjörgs Worte überzeugen läßt, wenn Grimkel nach Sigrids Worten handelt oder Höskuld Jorunns Meinung folgt — so tun sie dies nicht, um der Frau zu gefallen, und aus dem galanten Wunsche, ihr gefällig zu sein, noch aus Schwäche oder um einer lästigen Zudringlichkeit auszuweichen und damit der andere eben seinen Willen habe, sondern in freier Anerkennung aus sachlicher Einsicht.

Für diese Männer gibt es kein gesetztes Recht, Herr zu sein über die Frau, das einen Entscheidungsanspruch auf Grund der Zugehörigkeit zum Geschlechte des Adam gegenüber dem der Eva herstellt, noch gibt es für sie ein „Naturrecht", aus dem sie den „natürlichen" Vorrang des männlichen Willens über weibliche Schwäche ableiteten. Die freie Anerkennung fremder Entscheidung, sofern sie sich sachlicher Einsicht als die richtige und bessere erweist, bestimmt ebenso Männer untereinander wie Männer und Frauen.

Wenn diese Männer sich von ihren Frauen umstimmen und überzeugen lassen, so ist so etwas in dieser Welt möglich, obwohl sie — jeder für sich — ganze Männer und eigenständige und starke Persönlichkeiten sind, ja — gerade weil sie ganze Männer und Persönlichkeiten sind. Denn wer ganz in sich selber gründet und seiner selbst gewiß ist, der braucht für seine Würde nicht zu fürchten und den erniedrigt es nicht, dort, wo er Achtung entgegenbringt, auf einen Rat zu hören und ihn anzunehmen, selbst wenn er die eigene Meinung aufgeben muß. Weder aus Schwäche noch aus Gefälligkeit, noch aus einer patriarchalisch oder matriarchalisch begründeten Gehorsamspflicht gegenüber „dem anderen Geschlecht" überläßt der Germane einem anderen Menschen die Entscheidung, sondern aus Vertrauen.

Und dieses Vertrauen ist kein blindes, sondern ein sehendes Vertrauen. *„Du sollst entscheiden"*, antwortet ein Mann seiner Frau, als sie ihm vor Augen gehalten hat, daß er in seinem Trotz gegen die eigene Ehre zu handeln im Begriff war, *„denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß du klug bist und das Beste willst."* Durch ihren Appell an sein Ehrgefühl überwindet er seinen blinden Eigensinn und vertraut der unanfechtbaren Sicherheit, mit der sie, die dem „Frieden" tiefer Verbundene, die Sprache der Ehre vernimmt, und der Unbedingtheit, mit der

sie über ihre Unverletzlichkeit wacht, auch wenn er, an den Rändern des Lebens wandelnd, sich einmal aus Trotz, Zorn oder Gleichgültigkeit auf Abwege verirrt.

Daß ein solches Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht etwa nur in Island möglich war, zeigt unter zahlreichen anderen Beispielen ein Bericht des angelsächsischen Geschichtsschreibers Beda aus dem 7. Jahrhundert. Als der englische König Edwin, von seinen Verwandten vertrieben und verfolgt, gastfreundliche Aufnahme bei seinem Freunde Redwald, dem König der Ostangeln, findet, folgt ihm dorthin die heimliche Botschaft seiner Feinde, die Redwald Gold und reiche Geschenke versprechen, wenn er den Gast töte oder ihnen ausliefere. Redwald ist bereit, den Freund zu verraten. Da sagt seine Gemahlin zu ihm: *„Unwürdig ist es eines großen Königs, seinen Freund in solcher Not um Gold zu verkaufen und aus Liebe zum Geld die Ehre zu opfern, die mehr wert ist als jeder Schmuck."* Und ebenso wie sie es vermocht hat, den bereits Abtrünnigen, Getauften wieder zum Glauben der Väter zurückzuführen, so gelingt es der Königin jetzt, ihn von dem bereits beschlossenen Verrat zurückzuhalten.

Ein erhabenes Beispiel für die Rückführung zur wahren Ehre durch die Frau, der das Vertrauen der Männer Antwort gibt, zeigt die früheste Geschichte der Langobarden (oder „Winniler", wie sie zu jener Zeit heißen). Wahrscheinlich aus Gotland, jedenfalls aus Skandinavien kommend, haben die Langobarden mehrere Jahrhunderte vor und nach der Zeitwende in Ostholstein und beiderseits der Elbe im heutigen Hannover und in der Altmark gewohnt. Aus dieser oder früherer Zeit ragt die fast mythische Gestalt der Gambara in die Geschichte hinein, die das Volk der Langobarden mit ihren Söhnen, den Herzögen Agio und Ibor, aus der zu eng gewordenen Heimat nach Süden geführt haben soll. Die langobardische Überlieferung aufnehmend, erzählt der dänische Chronist Saxo Grammaticus: Als eine furchtbare Hungersnot die Winniler bedrängt, beschließt die Volksversammlung auf den Rat der beiden Volksführer Agio und Ibor, alle Greise und kleinen Kinder töten zu lassen, alle Kampfunfähigen aus dem Lande zu jagen und nur die zum Kriegsdienst und zur Arbeit Tauglichen dem Reich zu erhalten. Als die Brüder dies ihrer Mutter Gambara mitteilen, verdammt sie den *verbrecherischen Beschluß* der Volksversammlung, durch den seine Urheber sich nur selber zu retten beabsichtigten, und sagte, *man dürfe die Not nicht durch Ver-*

wandtenmord lindern, und sie versicherte, es wäre ein viel ehrenhafterer und für die geistige und körperliche Tüchtigkeit viel angemessenerer Entschluß, wenn man Eltern- und Kindesliebe achtete. Sie entscheidet, das Los solle bestimmen, wer das Vaterland verlassen solle, und wenn dadurch unerträgliche Härten entstünden, solle man an die Einsatzbereitschaft derer appellieren, die freiwillig die Verbannung auf sich nehmen wollten. *Übrigens* — fährt sie fort — *verdienten die das Leben überhaupt nicht, die es über sich gewonnen hätten, es durch ein so nichtswürdiges Verbrechen zu erhalten — denn sie würden immer nur Grausamkeiten ausüben, statt die Pflichten der Liebe zu erfüllen. Überdies machten sich alle die sehr übel um das Vaterland verdient, bei denen die Sorge um das eigene Leben die Liebe zu Eltern und Kindern überwiege.* Diese Ansicht — berichtet Saxo — habe man vor die Volksversammlung gebracht, und die meisten Männer seien ihr mit ihren Stimmen beigetreten.

Diese Frau zeigt ihnen, daß sie die wichtigsten Grundlagen des Daseins vergessen hatten — „den Frieden, die Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Sippengenossen und die Ehre. Aber wer dies vergaß, macht sich nicht nur der schwersten Verbrechen schuldig, sondern ist auch unfähig, der Zukunft des Volkes zu dienen, da der Bestand eines Volkes weniger durch äußere Not gefährdet wird als durch die Ehrlosigkeit und Nichtswürdigkeit seiner Glieder. Sie würden das Heil des Volkes vollends vernichten. Dieser Hinweis der Gambara auf Sippe, Ehre und Heil als die wichtigsten Grundlagen für das Gedeihen des Volkes zeigt, daß sie die höchsten Gesetze des Seins im germanischen Sinne in sich trägt." Und die Männer lassen sich durch ihren Appell bekehren, denn sie verehren sie als *eine Frau, die sich* — nach den Worten des langobardischen Geschichtsschreibers Paulus Diaconus, der am Hofe Karls des Großen lebte — *unter ihren Landsleuten durch klugen und entschlossenen Geist auszeichnete, in die man daher auch in zweifelhafter Lage kein geringes Vertrauen setzte.*

Dieses oft erprobte und bewährte Vertrauen, das sich in dem Glauben verdichtet, daß die Frauen den Mächten des Seins inniger verbunden sind und tiefer im Frieden und Heil der Sippe stehen und in einer größeren Nähe zum Göttlichen, daß ihnen *etwas Heiliges und Vorausschauendes innewohne,* läßt — wie Tacitus von den Südgermanen schreibt — die Männer *ihre Ratschläge nicht verschmähen und wohl auf ihre Bescheide*

achten. Wir haben es ja erlebt, daß unter dem verewigten Vespasian Veleda lange bei vielen wie ein göttliches Wesen geachtet worden ist. Aber einstens haben sie auch die Albruna und einige andere verehrt, nicht aus schmeichlerischer Unterwürfigkeit und auch nicht, als ob sie aus ihnen Göttinnen machen wollten.

Die in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. im heutigen Westfalen im Gebiete der Lippe lebende Brukterin Veleda entflammt die germanischen Stämme für den Befreiungskampf des Bataverfürsten Claudius Civilis gegen die Römer und lenkt sie im Krieg mit ihrem Rat. Zum Dank läßt Civilis ihr die wertvollsten Beutestücke als Ehrengabe zusammen mit dem gefangenen römischen Legionslegaten Munnius Lupercus übersenden. Bei einem Streit um die Siedlung Köln mit den Tenkterern verlangen die Germanen: *Als Schiedsrichter wollen wir Civilis und Veleda haben, vor denen die Verträge geschlossen werden sollen.* Wie entscheidend ihr Einfluß als politische Führerin ist, zeigt, daß selbst der römische Feldherr versucht, auf sie einzuwirken und sich ihres Einflusses zu bedienen.

Zwei Jahrzehnte später hören wir von der Semnonin Ganna, die mit dem König Masyos zusammen die Sache ihres Volkes beim römischen Kaiser vertritt; sie *kamen zu Domitian und wurden von ihm ehrenvoll aufgenommen.*

Wie die Brukterin Veleda, die Semnonin Ganna und später Waluburg, die Langobardin Gambara und viele, deren Namen nicht überliefert sind — wie der jener Langobardin, die 9 v. Chr. an der Elbe Drusus seinen nahen Tod verkündet —, als Seherinnen und Ratgeberinnen, ja als führende Persönlichkeiten n e b e n dem Fürsten weitreichenden Einfluß ausüben, so steht auch Karl dem Großen in einer entscheidenden Stunde eine bedeutende Frau zur Seite, ratgebend, friedenstiftend und seiner Politik im Auslande Geltung verschaffend. Vom Beginn seiner Regierung an tritt Karl der Große sehr selbständig auf — der einzige Mensch, der auch in Sachen der Politik mitspricht und Gehör findet, ist seine Mutter Bertrada.

Die Einheit des Frankenreiches, von Pippin aufgeteilt unter seine Söhne Karl und Karlmann, ist bald durch innere Zwietracht und durch die Feindschaft des nach Macht strebenden Langobardenkönigs Desiderius gegen den Papst gefährdet. Unversöhnlicher Haß entzweit überdies Karl und seinen Bruder. Kurz nach der Übernahme der Regierung bemerken wir eine rege diplomatische Tätigkeit, in der sich ein umfassendes poli-

tisches System heraushebt, *welches vielleicht als ein weises bezeichnet werden darf und darauf hinauslief, gleichzeitig mit dem* (abtrünnigen) *Tassilo von Bayern, dem Langobardenreich und dem päpstlichen Stuhl in gute und nahe Verhältnisse zu treten;* und als *die eigentliche Trägerin dieser Politik* der Einheit des ganzen fränkischen Reiches und der friedlichen Umgehung aller drohenden Verwicklungen erblicken wir Bertrada. Sie sucht ihren Sohn Karlmann auf und versöhnt ihn mit seinem Bruder; sie reist nach Bayern zu Tassilo, dem Schwiegersohn des Langobardenkönigs, und weiter an den langobardischen Hof. Ihr gelingt es, was weder die Drohungen des Papstes selbst noch die Bemühungen Pippins vermocht haben, sie bewegt Desiderius, die dem Papst bisher verweigerten Städte des Exarchats herauszugeben und ein friedliches Verhältnis zwischen dem Langobardenkönig und dem Heiligen Stuhl anzubahnen. Auf ihr Zureden willigt Desiderius ein, seine Tochter Karl zur Frau zu geben, was freilich des Papstes hellen Zorn hervorruft. Doch Bertrada reist sogleich nach Rom weiter, um Stephan zu beschwichtigen, und nachdem sie in Pavia die Eheverhandlungen zum Abschluß gebracht hat, führt sie die langobardische Königstochter ihrem Sohne zu. Ihr Friedenswerk ist gelungen, wenn es auch durch des Desiderius Machtgelüste nur von kurzem Bestand hatte sein sollen. Die freundlich gehaltenen und dankbaren Briefe des Papstes an Karl und Bertrada zeigen, daß es ihrem klugen Eingreifen zu verdanken war, daß sein Zorn sich besänftigt und sich ein gutes Einvernehmen — das Ziel ihrer Reise — hergestellt hatte.

Dagegen ruft das Vertrauen, aus dem heraus der norwegische König Sverrir sich in entscheidenden Fragen Rat bei seiner aus Schweden stammenden Gemahlin Margarethe holt, den glühenden Haß des Kirchenfürsten Nikolas hervor. *Ich werde dir entgegentreten,* droht er dem König zornig, *und dann wird sich zeigen, ob mir der Apostel Petrus und der heilige Hallvord mehr beistehen wird oder die götische Radebrecherin, auf die du so vertraust!*

Wie im südgermanischen Raum, so wendet sich auch im Norden das Vertrauen des Fürsten wie des Volkes an die großen Ratgeberinnen um Hilfe oder Schiedsspruch. Wir hören von der Norwegerin Thorgerd, der Seherin von Hardanger, auf die der Jarl Harald von Norwegen sein *ganzes Vertrauen lenkt* und bei der er sein *Heil sucht,* und auf Island von Thordis von Spakonufell, die *hochgeachtet war.* Wie im Streit um Köln,

so bitten im Kampf um die politische Führung des Bezirks hier die Seetaler *sie um Hilfe und Beistand, und sie sagten, sie legten großen Wert darauf, daß sie irgendwelchen Rat dazu gebe.* Auf dem Thing besitzt sie ein eigenes Gebäude für sich und ihre Leute. Es heißt, *sie war vorwissend und vorausschauend und wurde oft dazu ausersehen, in großen Prozessen den Schiedsspruch zu tun.*

So bemerkenswert der Einfluß hervorragender Frauen auf wichtigste politische Entscheidungen der Männer für den Römer Tacitus ist — und so unbequem und haßerregend für den Bischof —, so selbstverständlich ist er für den Germanen selber, der gewohnt ist, in den großen wie in den kleinen Dingen des Alltags auf den Rat einer Frau zu hören, weil er ihrer Einsicht vertraut. *Die Frauen mögen's entscheiden,* klingt es immer wieder: *Du sollst entscheiden; Das magst du bestimmen; Ich will, daß die Frage der Erziehung meines Sohnes von der Bestimmung meines Weibes Thora abhängen soll, ob sie will, daß ihr Sohn mit dir geht oder bei uns bleibt,* antwortet ein Vater auf das Angebot eines Mannes, dessen Sohn aufzuziehen; und unwillkürlich spricht er von seinem Sohn im Augenblick der Übertragung der Entscheidung als von „ihrem" Sohn, denn das Kind ist seines wie das ihre ohne ein auf ein einzelnes Geschlecht eingeschränktes Besitz- oder Bestimmungsrecht, und das väterliche wie das mütterliche Geschlecht entscheiden je nach Fähigkeit oder besserer Einsicht. *Die Antwort in dieser Sache steht nicht bei mir allein,* erklärt ein anderer Vater einem Brautwerber, *ich will mich erst mit der Mutter des Mädchens beraten und auch mit meiner Tochter selbst.*

Nur aus solchem Vertrauen und Vertrauendürfen wächst die Gemeinschaft des Wollens. Wie jede germanische Treugemeinschaft — dem Wesen germanischer „Treue" gemäß als einer Wechselseitigkeit des Gebens und Empfangens — auf gegenseitigem Vertrauen gründet, so gibt auch das Vertrauen der Ehe die feste und innige Bindung. Echtes Vertrauen aber kann nur aus freiem Willen geschenkt werden.

Freilich ist die Eheschließung in erster Linie eine Sippenangelegenheit, und zwar eine Angelegenheit beider Sippen, was sich in der meist vorausgehenden Beratung des Mannes mit einem seiner Verwandten, der gewöhnlich auch die Werbung für ihn übernimmt, und in der Beistandschaft der Sippenange-

hörigen der Frau zeigt. Gelegentlich wählt sogar der Vater für seinen Sohn die Frau aus wie der alte Njal, der seine Söhne „verheiratet" nicht anders als die Großmutter Unn, die ebenfalls für ihre Enkel die Frau aussucht. Ja, neben dem üblichen Fall, daß die Frau dem Manne in sein Haus „folgt", finden sich auch Beispiele dafür, daß der Mann in Sippe und Haus der Frau eintritt und ihr „folgt", wenn sie z. B. Besitzerin des Stammgutes ihrer Familie ist. Unter den Augen der Sippen jedenfalls vollzieht sich im allgemeinen die Gattenwahl, nach dem Gesichtspunkt der Ebenbürtigkeit der Partner in Abkunft und Charakterveranlagung, denn nur sie verbürgt die Reinerhaltung des Blutes, einen Ehrenzuwachs der beiden Sippen und echtes Heil in der Ehe.

Dafür daß diese Belange des Mädchens und ihrer Sippe gewährleistet werden, steht der Muntwalt ein. Doch diese „Munt" bedeutet nicht — wie man lange Zeit behauptet hat — ein „Gewalt-", sondern ein „Schutzverhältnis". Die Sippe besitzt keine Rechtsmittel, eine eigenmächtige Eheschließung der Tochter zu verhindern. „Ebenso wie das westgotische und burgundische Gesetz und wie ein Erlaß Chlotars II. verbieten es... die meisten nordischen Rechte, die Braut gegen ihren Willen zu vergeben, verlangen also ihr Einverständnis und nehmen damit ihre berechtigten Interessen wahr; nur das isländische verzichtet wie das langobardische auf dieses Einverständnis für den Fall, daß der Vater oder Bruder Verlober ist — also die nächsten männlichen Verwandten, deren Solidarität mit Tochter oder Schwester als gegeben betrachtet wurde."

Doch auch hier gilt der germanische Grundsatz, daß das jeweilige Persönlichkeitsgewicht entscheidet, was einer darf, was nicht, und daß jeder nach dem Maß gemessen wird, das er sich selber gibt. Von hier aus erklärt sich die bedeutsame Tatsache, daß ganz allgemein die wirkliche Stellung der germanischen Frau noch wesentlich freier war, als sie nach den ohnehin relativ späten Gesetzen zu sein scheint, wogegen auffallenderweise umgekehrt in Griechenland die Wirklichkeit der Frau noch stärkere Fesseln anlegt, als sie ohnedies nach dem griechischen Recht tragen müßte.

Für den Germanen beruht der Bestand einer Gemeinschaft auf freiwilliger Einordnung. Immer wieder zeigt sich, daß die Anerkennung des weiblichen Willens bei der Eheschließung als die Voraussetzung einer guten Ehe empfunden wird und daß eine Nichtachtung der weiblichen Persönlichkeit unweigerlich

zu Zerwürfnis oder Trennung führt. Auch solcher Machtmißbrauch der Sippe ist immer wieder vorgekommen; dennoch gilt das Wort der Gudrun des deutschen Gudrunliedes, das sie dem Drängen ihres Entführers Hartmut entgegensetzt:

ez was noch her der zîte ein site also getân,
daz kein vrouwe solte nemen nimmer man,
ez enwaere it beider wille.

Als es einmal einem Manne in den Sinn kommt, einem anderen seinen Besitz und dazu auch seine Frau Sigrid im wörtlichen Sinne zu „verkaufen", da *erhängte sich Sigrid im Tempel.*

Daß ein Mädchen von Ehrbewußtsein und freiheitlichen Anlagen damit rechnet und rechnen darf, sich frei zu entscheiden, zeigen zahllose Beispiele. So kann es geschehen, daß eine Frau trotz der Fürsprache ihres Vaters einen Antrag abweist, wenn ihr selber der Mann nicht ebenbürtig erscheint, wie Thorgerd, die Tochter des großen Dichters Egil, die die Mutter Thorbjörgs der Starken wurde. Erst als sie den Mann, dessen Vater bei ihrem Vater um sie geworben hatte, kennenlernt und sie sich selber ein Urteil über ihn gebildet hat, beschließt sie, ihn zu heiraten. Der Chronist schreibt: *Olaf und Thorgerd waren nun in Höskuldstadir und faßten große Liebe zueinander. Leicht war es zu erkennen für jedermann, daß sie eine Frau von überragendem Wesen war.*

Die Liebe muß nicht der Ehe vorausgehen, denn sicher wird sie sich einstellen und stark und groß werden, wo beide einander ebenbürtig und eines Sinnes sind. In einer solchen Ehe wächst die Liebe sich stark und trägt durch ein Leben, wie die Erfahrung es sie lehrt und hundert Beispiele der Sagas uns zeigen, die nichts davon wissen, daß die Ehe *das Grab der Liebe* sei. Doch nur der Mann, *der ganz nach ihrem Sinn ist,* wird auch der Liebe der Frau gewiß sein und ihre Sinne erwecken.

Neben der „Munt-" oder „Vergabungsehe", in der die Sippen ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, gibt es jedoch bei den Germanen — was lange übersehen wurde — von alters her eine zweite Eheform, die aus beiderseitiger Zuneigung geschlossene Ehe, in der Mann und Frau sich o h n e oder ausdrücklich e n t g e g e n der Zustimmung der Verwandten aus eigenem, freiem Willen einander verbinden; zwischen beiden

zeigt das wirkliche Leben mannigfache fließende Übergänge, so daß eine scharfe Scheidung oft kaum möglich ist. Es handelt sich um die altgermanische Friedelehe, die nicht nur in den Sagas und in den Liedern der Edda eine große Rolle spielt, sondern sich ebenso bei den Merowingern, bei der Tochter Karl Martells, bei Karl dem Großen und seinen Töchtern findet und die man infolge ihrer Verfemung von seiten der Kirche, die eine freie Willensentscheidung des Weibes nicht gelten lassen durfte, zu Unrecht als „Konkubinate" bezeichnet hat.

Diese uralte germanische Form der Friedelehe zeigt die volle freie Selbstbestimmung der Frau, die sich dem geliebten Manne in gemeinsamem Willensentschluß verbindet. Wie Thusnelda aus freier Liebeswahl die „Friedel" Armins wird, seine rechtmäßige Gemahlin (nach Tacitus „uxor"), so geloben sich auch Brynhild und Sigurd, bei ihrer ersten Begegnung, zur Ehe: *Sigurd sprach: „... das schwöre ich, daß ich dich zum Weibe haben will; du bist nach meinem Herzen." Sie antwortete: „Dich will ich am liebsten haben, und könnt ich unter allen Männern wählen!" Und dies bekräftigten sie mit ihren Eiden.* Ebenso versprechen sich Thord und die Witwe Olöf, die einander als charakterstarke und hochsinnige Menschen erprobt haben: *Ich möchte dich um eins bitten,* sagt Thord zu ihr, *nimm keinen Mann in den nächsten zwei Jahren, solange du mich am Leben weißt. Von allen Frauen bist du die, die am ehesten meine Liebe gewinnen könnte.* Und Olöf antwortet: *Das will ich dir versprechen. Ich wünsche mir keine ehrenvollere Heirat als diese.* Der Mann verspricht sich der Frau, und die Frau verspricht sich dem Manne. Beide „vergaben" sich wechselseitig an den anderen, geben sich dem anderen zu „eigen" als „eiga kona" oder „eigin kona" sie, als „eiga mann" oder „eiga bonda" er — und binden sich in einer Treugemeinschaft aneinander.

Einer Frau „von überragendem Wesen" mag es sogar in den Sinn kommen, sich selber den Mann zu wählen und um ihn zu werben. Freilich nur einer Frau, die sich stark genug weiß, ihre Ehre einer Probe der Zustimmung oder Ablehnung auszusetzen. Sie allein darf es wagen, sich der Entscheidung des Mannes anheimzugeben, weil sie weiß, daß sie den Mann ehrt, um den sie wirbt. Und dies gilt ebenso für Island wie für die anderen germanischen Länder — ebenso für die hochgeborene, fürstliche Frau wie für die einfache Bäuerin, die ohne Bedenken um den Mann wirbt, den sie liebt und sich ebenbürtig erachtet, wie die Beispiele zeigen. Bei den Lango-

barden hören wir von der Königin Theodelind, einer bayerischen Herzogstochter, die den Herzog Agilulf zu sich lädt, ihm den Wein zutrinkt und mit dem Reichen des Bechers um ihn wirbt. Als er den Becher ergreift und ihre Hand küssen will, sagt sie, die Hand zu küssen gezieme nicht dem, der auf den Mund küssen sollte, und trägt ihm die Ehe und Mitherrschaft an.

Bei den Angelsachsen hören wir von der jungen Fürstin Gyda, die ebenso wie Thorgerd Egilstochter die Bewerber abweist, die ihr nicht ebenbürtig erscheinen, und sich wie Brynhild den Trefflichsten unter den Männern zu ihrem Gemahl wählt. Sie beruft ein Thing und *ging nun umher und sah sich jeden Mann daraufhin an, ob sie echte Mannesart an ihm entdecke.* Als sie dahin kommt, wo abseits von den anderen, in seinen Reisemantel aus Loden gehüllt, Olaf Tryggvissohn, der König von Norwegen, mit seinen Leuten steht, der sich unerkannt in England aufhält, sieht sie auch ihm ins Gesicht und fragt nach seiner Herkunft. Er nennt sich Ola, *„ich bin hier ein Ausländer". „Willst du mich haben, so will ich dich wählen!" „Ich sage nicht nein"*, versetzt er. Sie besprechen sich miteinander und beschließen, sich zu heiraten.

In der nordischen Dichtung von Helgi und Sigrun — deren geschichtliche Vorbilder der frühen germanischen Zeit des deutschen Ostens entnommen und teilweise auch in das deutsche Gudrunlied eingegangen sind — ist Sigrun, die Tochter König Högnis, dem Sohne eines anderen Königsgeschlechtes verlobt worden, ohne nach ihrem Willen gefragt worden zu sein. Ebenso wie Thusnelda, die Tochter des Segestes, einem aufgezwungenen Manne zu folgen von sich weist und dem jungen Fürstensohn und gefeierten Volkshelden der Cherusker, Armin, ihre Liebe schenkt, so verschmäht auch Sigrun den ungeliebten Verlobten. Ihr Schicksal selbst in die Hand nehmend, reitet sie aus, den jungen Helgi, König Sigmunds Sohn, zu suchen, dessen große, ruhmvolle Tat ihr Herz gewonnen hat, und wirbt um ihn:

Den frohen Fürsten
fand da Sigrun,
sie hielt Helgis
Hand in der ihren;
sie küßte und grüßte
den König im Helm:
Liebe zum Weib
erwachte ihm da.

Nicht hehlte ihr Herz
Högnis Tochter:
sie sagte, Helgi
müsse hold ihr sein;
eh sie Sigmunds Sohn
noch gesehen habe,
habe sie ihn schon
einzig geliebt.

Hödbrodd ward ich
vorm Heer verlobt;
doch andern Helden
heischte mein Sinn.

Sigruns schicksalhafte Liebe, die sich an dem weithin gefeierten Tatenruhm des jungen Helden entzündet, weckt durch die hinreißende Kühnheit, mit der sie sich bekennt, die Liebe des Mannes. In der stolzen, jedem Zwange trotzenden, sich selbst ihr Schicksal schaffenden Frau erkennt er die ebenbürtige Kraft, die innerste Verwandtschaft seines und ihres Wesens. Ihrer beider Liebe bewährt sich nicht nur als der starke, tragende Grund ihres ganzen gemeinsamen kämpferischen und ehrerfüllten Lebens, sie trägt beide auch über den Tod hinaus.

Denn die germanische Ehe ist Schicksalsgemeinschaft im vollsten und tiefsten Sinne, die Verbundenheit selbständiger Persönlichkeiten in der Einmütigkeit des Wollens und zum gemeinsamen Schicksal. Ihr Sinn erschöpft sich nicht in der Erzeugung der Nachkommenschaft, und die Frau hat „andere Ehre als die, dem Manne Kinder zu gebären", sie steht neben dem Manne als „ein ganzer Mensch, und nur als solcher war sie Liebende, Gattin, Mutter, Weib".

Dies zeigt schon die Form der Eheschließung, über die Tacitus berichtet. Die alte Auffassung, daß die germanische Ehe ein Kaufvertrag gewesen sei in dem Sinne, daß der Mann der Sippe des Mädchens einen Preis zahlt und dafür die Frau als „Eigentum" erhält, ist von der Wissenschaft längst überwunden und des Tacitus Darstellung durch Vergleich mit anderen germanischen Quellen als vollauf zutreffend bestätigt worden: Der Muntschatz ist eine Gabe des Bräutigams für die Braut, am Tage der Verlobung zur Sicherung des Treuversprechens

den Eltern zu treuen Händen übergeben, um bei der Hochzeit in den Besitz der jungen Frau überzugehen.

Tacitus schreibt: *Die Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne, sondern der Mann seiner Gattin. Zugegen sind dabei die Eltern und Verwandten und begutachten die Gaben — Gaben, die nicht ausgesucht sind zum Vergnügen des Weibes und nicht zum Putz der jungen Frau: nein, es sind Rinder, ein gezäumtes Pferd, ein Schild mit Speer und Schwert. Auf die Gaben hin empfängt der Mann seine Frau, und sie selbst bringt auch ihrerseits dem Manne einige Waffen. D a s halten sie für das festeste Band, das für die geheimnisvolle Weihe, das für göttliche Mächte zum Heil der Ehe. Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, und außerhalb der Wechselfälle des Krieges, wird sie durch die feierlichen Wahrzeichen gleich bei Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als G e f ä h r t i n der Mühsal und Gefahren, im Frieden wie im Kampf werde sie dasselbe zu ertragen und zu wagen haben wie der Mann. Dies bedeuten die zusammengejochten Rinder, dies das zum Kampf geschirrte Pferd, dies die Waffengabe. So soll sie leben, so in den Tod gehen.*

Mit einer Gabe gibt der Gebende dem Empfänger sein Heil. Die Gabe ruft des anderen Ehre auf, bindet das Heil des Gebenden an den Empfangenden und verknüpft Schicksal mit Schicksal. Durch den feierlichen Tausch der heiligen Wahrzeichen fließt das Heil beider Sippen in den beiden Menschen ineinander. Mit ihnen schließen Mann und Frau sich in e i n e m Friedensbund zusammen und übernehmen des anderen Ehre mit ihrem ganzen Inhalt von Pflicht und Verantwortung, sie — Gefährte des Mannes, er — Gefährte seiner Frau in Mühsal und Gefahr, in Glück und Not. „Samfarar", Zusammen-Fahren nennt im gleichen Sinne der Nordgermane die Ehe. Der Mann hat nicht hier seine Welt, die Frau dort eine andere. Sie lebt nicht außerhalb seines Tuns, seiner Erlebnisse, seiner „Interessen". Sie beide stehen in der gleichen Welt, die bei verschiedener „Arbeitsteilung" von beiden gleichen Mut und gleichen Einsatz des ganzen Menschen für die gemeinsame Ehre fordert.

Zwar kann auch der Dienende an der Wertewelt des Herrn teilhaben, obwohl in verschiedener Haltung. Die germanische Frau aber ist nicht Dienerin des Mannes, sondern die ebenbürtige Gefährtin bei voller G e g e n s e i t i g k e i t der Rechte und Pflichten.

Wie ungebrochene germanische Gesinnung sich auflehnt gegen jede Einseitigkeit der Verpflichtung zeigt die humorvolle Schilderung einer Eheschließung in dem um das Jahr 1000 verfaßten deutschen Ruodlieb-Epos. Als bayerischer Edler mochte der geistliche Dichter trotz der kirchlichen Anschauung von der Bevorrechtung des Mannes, die sich in den Worten des Bräutigams meldet, noch die germanische Haltung vor Augen haben, was auch seine Verwendung germanischer Kultformen bei der Hochzeit zeigt.

Auf der Spitze des Schwertes reicht dort der Bräutigam seiner Braut einen goldenen Ring und spricht: *So wie der Ring den Finger umschließt ganz und gar und ohne Ende, so lege ich dir feste Treue für alle Zeit auf. Sie mußt du halten oder enthauptet werden.* Die Braut aber weigert sich den Ring zu nehmen. Ihr noch gesundes germanisches Empfinden für wahre Treue als einem wechselseitigen Geben und Empfangen bäumt sich auf gegen die einseitige Zuteilung von Pflichten an die Frau und Rechten an den Mann. *Gleiches Gesetz, so gebührt sich's, muß über beide gehen!* hält sie ihm entgegen. *Warum soll ich dir bessere Treue halten als du mir? Du willst Buhlerei treiben; aber möchtest du wohl, daß ich auch eine Buhlerin sei? Geh! Leb wohl! und buhle, soviel du magst, doch ohne mich! So viele gibt's auf der Welt, die ich ebensogut heiraten kann wie dich.* Darauf antwortet ihr der Bräutigam: *Es geschehe, Geliebte, wie du es willst. Wenn ich dir jemals untreu werde, dann will ich der Güter, die ich dir gebe, verlustig sein, und du magst mir dieses Haupt abschlagen.*

Die innigste Verbundenheit aber schließt für den Germanen nicht aus, daß er den andern in der vollen Freiheit seiner Selbstbestimmung beläßt, im Gegenteil: der andere soll sich frei entscheiden und *handeln, wie er handeln muß.* Nur wo aus der inneren Verbundenheit der freie Wille aus eigener Überzeugung ja sagt, kann echte Schicksalsgemeinschaft bestehen. So stellt ein Isländer seiner Frau anheim, ob sie mit ihm nach Grönland übersiedeln will oder nicht: *„Eirik hat mich eingeladen"*, sagt er zu Thorey, mit der er Jahre einer glücklichen Ehe verlebt hat, *„aber du kannst zurückbleiben, wenn du willst." „Kein guter Ratschluß, dorthin unseren Wohnsitz zu verlegen"*, erwidert sie, von schweren Ahnungen erfüllt, *„aber wenn du reist, so reise ich auch."*

Die Gesetze verbieten geradezu, eine Frau gegen ihren Willen außer Landes zu führen; ja sie stellen ihr sogar frei, ob sie

auf dem Hof die Wirtschaft übernehmen will: *Eine Frau ist nicht verpflichtet, an der Hauswirtschaft beteiligt zu sein, wenn sie nicht will; wenn sie aber mit ihm zusammen in der Wirtschaft steht, dann hat sie die Wirtschaftsleitung innerhalb der Hauswände zu übernehmen, wenn sie will, und die Milchwirtschaft,* während der Mann die Außenwirtschaft zu leiten hat.

Niemals gerät die Frau mit der Eheschließung in eine Art eheherrliche Gewalt, was allem anderen voran schon die unauflösliche Bindung an ihre eigene Sippe beweist, die durch die Ehe nicht endet. Die Unauflöslichkeit der Sippenbindung ist einer der stärksten Beweise für die selbständige Stellung der germanischen Frau in der Ehe. Denn sie geht im Unterschied zur Römerin, zur Griechin, zur Araberin, zur Hebräerin und anderen n i c h t in die Sippe des Mannes über — sie schweißt zwei Sippen zusammen, weshalb sie bei den Alten den Namen „fridusibb" trägt, weil sie die Sippen in Frieden vereinigt. Sie b l e i b t in der Ehe ein a k t i v e s Glied der eigenen Familie mit der ganzen Verpflichtung, die dies auferlegt — selbst der, die eigene Sippe zu rächen und auch gegen den eigenen Ehemann für sie einzutreten, wenn er diesen „Frieden" gebrochen hat.

Dies zeigt in dichterischer Überhöhung ein fränkisches Heldenlied — das verlorengegangene Burgundenlied aus dem 5. Jahrhundert, das aus dem südgermanischen Raum nach Norden gewandert war und im Alten Atlilied nachgeschaffen wurde — in der Gestalt der Gudrun, die die Gemahlin des Hunnenfürsten Atli geworden ist. Aus dem Nibelungenlied kennen wir sie als Kriemhild. Mit eigener Hand rächt sie an Atli den Verrat des Gastfriedens und die Hinmordung ihrer Brüder Gunnar und Högni, *gehorchend der Pflicht,* und sühnt selbst ihre Tat mit dem Tode.

Es zeigt ebenso die Bäuerin Thorbjörg, die zur Rache für ihren aus dem Hinterhalt erschlagenen Bruder Hörd den Dolch gegen ihren Mann Indridi zückt, der, ohne der verwandtschaftlichen Beziehungen zu achten, auf seiten der Partei des Mörders steht. Indridi aber erkennt seinerseits das Recht seiner Frau auf Blutrache rückhaltlos an und erfüllt unverzüglich ihre Sühneforderung, um ihre Liebe zurückzugewinnen. Damit vergilt er ihr ihre Treue, die sie ihm früher trotz aller Gefahr für ihr eigenes Leben einmal bewiesen hat. Als Hörd mit seinen Leuten schon Feuer an Indridis Hof angelegt und die Schwester angefleht hatte, ihren Mann aufzugeben und zu ihm zu halten,

hatte Thorbjörg geantwortet, sie werde sich niemals von Indridi trennen, und hatte in seiner größten Not zu ihm gestanden.

Gewiß ist die Sippenbindung unverletzlich und unaufkündbar. Und die Treue des Gatten hat sich gerade auch darin zu erweisen, daß jeder von ihnen die Verpflichtung des andern zu seiner eigenen macht. Gerade in Zeiten innerer und äußerer Not hat Ehe sich als Schicksalsgemeinschaft zu bewähren.

Als eines der ergreifendsten Beispiele der Gattentreue, von denen die Isländersagas berichten, gilt das der alten Bergthora, Njals Frau. Als die Gegner der Njalssöhne dem greisen Njal freien Abzug aus dem brennenden Haus anbieten, *denn du verbrennst unverdient drinnen,* weist er für sich das Angebot von sich: *Ich will keinen freien Abzug; denn ich bin ein alter Mann und kaum imstande, meine Söhne zu rächen, aber in Schanden leben will ich nicht.* Der Anführer der Gegner wendet sich an Bergthora: *Geh du heraus, Hausmutter! Denn dich will ich um keinen Preis drinnen verbrennen.* Da antwortet sie: *Als jung wurde ich dem Njal gegeben; da hab ich ihm versprochen, ein Schicksal solle uns beide treffen.* Damit gehen sie beide in das Haus und sterben den Flammentod.

Dieses Wort der Bergthora steht unausgesprochen über jeder germanischen Ehe, in der zwei Eigenwillen sich zum gemeinsamen Schicksal zusammengeschlossen haben, in der sie eines Sinnes sind im Wollen und Handeln. Aus solcher innersten Einheit wächst den Menschen die Kraft zu, das Leben auch in seiner grausamsten Härte zu bestehen. Aus ihr nimmt auch der an den Abgründen des Lebens Wandelnde, der Geächtete, vom Heil Verlassene, immer wieder ein heilendes und wärmendes Licht mit hinaus in die Friedlosigkeit wie der jüngere Wichmann, ein sächsischer Edler und Vetter Ottos I., der in seiner vom König verhängten Acht, von übermenschlicher Sehnsucht nach der Lebensgefährtin getrieben, *heimlich Heim und Weib besucht, um dann wieder unter den „aliegnis"* (den Slawen) *unterzutauchen,* wie Widukind von Corvey mitteilt.

Nur selten gelingt es, in Deutschland hinter den durch die Brille kirchlicher und höfischer Anschauungen gesehenen Gestalten in der Geschichtsschreibung jener Zeit das echte Antlitz der Menschen zu entdecken; aber „schon die eine Stelle bei Widukind beweist, daß die germanische Wirklichkeit dieser Art unter der Decke der höfisch-klerikalen Berichterstattung lebendig

war"; bezeichnenderweise wird „dieses Verhältnis der Geschlechter in den geschichtlichen Quellen fast ausschließlich bei den Geächteten und Verfolgten sichtbar", so auch in der Ehe Heinrichs IV., dessen Gemahlin Bertha als einziger und treuester Gefährte in seiner tiefsten Not ihn auf seinem schweren Gang nach Canossa begleitet. In dem unvergleichlich langen und strengen Winter des Jahres 1077 kämpft sie sich mit ihm über die vereisten Alpenpässe in ständiger Lebensgefahr, bald auf Händen und Füßen kriechend, bald rücklings oder bäuchlings die glatten Felsen hinabgleitend und an Seilen die schroffen Hänge überwindend.

Ein unvergängliches Zeugnis germanischer Schicksalsgemeinschaft ist die von der Geistlichkeit wegen Verwandtschaft der Gatten bekämpfte Ehe des Grafen von Hammerstein und seiner Gemahlin Irmgard, die weder schärfste Machtmittel der Kirche und des Staates noch Elend und Not zerreißen können. Eine Ehe von Verwandten aber, selbst fünften oder sechsten Grades, wurde zu jener Zeit von der Kirche nicht gestattet. Da Otto von Hammerstein den mehrfachen Ladungen vor geistliche Gerichte nicht gefolgt war, wurde im Jahre 1018 der Kirchenbann über das Ehepaar ausgesprochen, und der Graf mußte vor dem Kaiser, Heinrich II., seine Ehe für nichtig erklären.

Doch seine Liebe zu seiner Gemahlin galt ihm mehr als der geleistete Eid, und trotz erneuter „Ermahnungen" des Erzbischofs, der seinen Ungehorsam gegen die Gesetze der Kirche mit schwersten kirchlichen Strafen und dem unausbleiblichen Zorn des Kaisers bedroht, läßt er nicht von ihr. Der Kaiser selbst versucht ihn sowohl durch Mittelsleute als auch durch persönliches Eingreifen zur Trennung von Irmgard zu bewegen. Der Graf von Hammerstein aber hält treu und unbeirrt zu seiner Lebensgefährtin, obwohl jetzt die Kirche erneut ihren Bannfluch gegen ihn schleudert und der Kaiser mit Heeresmacht vor seine Burg am Rhein zieht, um ihn zur Aufgabe seiner Ehe und zum Gehorsam zu zwingen. Drei Monate dauert die Belagerung, bis den Eingeschlossenen die Lebensmittel ausgehen und sie dem Kaiser die Burg übergeben müssen. Heimatlos und all ihres Besitzes verlustig, flüchten die Ehegatten als vom Reich Geächtete und von der Kirche Gebannte mit ihrem Sohn mehrere Jahre durch das Land. Im Jahre 1023 werden sie abermals vor das Gericht der Fürsten geladen. Hier in Mainz glaubt der Kaiser den Starrsinn des Grafen gebrochen zu haben: er entsagt seiner Gemahlin. Aber nicht entsagt Irmgard. Auch jetzt

noch hält sie ihrem Gatten die Treue und fügt sich dem Urteil der Synode nicht, obwohl erneut der Kirchenbann über sie verhängt wird und die Reichsacht ihr Recht und Ehre abspricht. Bis zu diesem Tage hat sie Kampf, Gefahr und Friedlosigkeit mit ihrem Mann geteilt, die e r um ihretwillen auf sich genommen hat, — jetzt nimmt s i e ihrer beider Schicksal allein in die Hand. Sie pilgert von Mainz nach Rom und führt vor dem Papst Klage gegen das Urteil der Synode. Und der Papst erteilt ihr Dispens. Doch die deutschen Kirchenfürsten sind päpstlicher als der Papst — sie erkennen die Entscheidung des Heiligen Vaters nicht an und widersetzen sich allen apostolischen Erlassen. Erst als im Jahre 1027 auf der Synode in Frankfurt wiederum ein Verfahren gegen die nach wie vor zusammenlebenden Ehegatten einsetzt, nimmt sich Kaiser Konrad II. — dessen Ehe mit seiner Gemahlin Gisela ebenfalls nicht von der Kirche anerkannt wird und sich ebenfalls gegen die wiederholten Scheidungsbefehle der Bischöfe zu behaupten hat — des getreuen Paares an und veranlaßt den Abbruch der Verhandlungen.

Ebenso unbeugsam und entschlossen wie die deutsche Gräfin von Hammerstein bewährt die Isländerin Aud durch ihr ganzes, von schwerster Tragik überschattetes Leben ihre Treue zu ihrem geächteten Manne Gisli. Mit beispielloser Tapferkeit, Umsicht und Klugheit verbirgt und verteidigt sie ihn acht Jahre hindurch vor seinen Verfolgern, mehrfach ohne der unmittelbaren Gefahr für ihr eigenes Leben zu achten. Zu ihr, dem einzigen Menschen, der trotz aller harten Not zu ihm hält, die sie als seine Frau damit auf sich nimmt, treibt es den ständig Gehetzten immer wieder hin. *Er konnte da nicht länger von seiner Frau Aud fort sein,* heißt es einmal, *so sehr liebten sie einander.* Ihr lädt er die schwere Last seines unruhvollen, einsamen Herzens ab. Von ihr nimmt er neue Kraft, den Verfolgern standzuhalten und sein furchtbares Leben in der Einöde zu ertragen. Noch in seinem letzten todesmutigen Kampf steht sie an seiner Seite und wehrt mit eigener Hand die Angreifer ab, die sich mit Übermacht auf Gisli stürzen. Und hier beginnen wir zu ahnen, welche tiefe Güte in den Herzen dieser harten Menschen lebte und zu welcher Innigkeit die Liebe der Ehegatten zu reifen vermochte.

Noch klarer als die nur die äußeren Daten verzeichnende Geschichtsschreibung zeigt die das ganze bluthafte Leben einfangende Saga wie hier die Geschichte von Gisli und Aud, daß

in der germanischen Ehe nicht nur die Frau in Güte und selbstloser Hingabe für den Mann da ist – wie man es von der guten Ehefrau anderer Geschlechterverhältnisse als selbstverständliche Pflicht fordert –, sondern daß hier der Mann die gleiche Selbstlosigkeit und die gleiche sorgende Güte für seine Frau aufbringt. Wenn der Ehemann unter hurritischem Vorbild einseitig allein auf allen Einsatz der Frau, ihre Hingabe und Treue Anspruch hat, so erfüllt sich die germanische Ehe erst in der vollen Wechselseitigkeit des Füreinanders.

Bezeichnend für das Verhältnis der Ehegatten sind Auds Worte, als sie ihm einmal eine schlechte Nachricht bringen muß: *Nun bin ich sehr begierig, wie du es anfangen wirst, daß bei dem, was ich zu melden habe, mich kein Vorwurf trifft.* Mehr als einmal hat sie die vornehme, taktvolle Haltung und das Zartgefühl dieses Mannes erfahren. Vor Jahren hatte sie in einem Gespräch mit ihrer Schwägerin ein Wort geäußert, das für das Verhältnis der Sippenangehörigen verhängnisvoll werden konnte (und werden sollte). Und wie sie alles teilen, so war es für Aud selbstverständlich gewesen, Gisli freimütig ihre Unvorsichtigkeit zu bekennen. Sie hatte ihn gebeten, ihr nicht böse zu sein und, wenn er könne, Rat zu schaffen. Gisli war es nicht in den Sinn gekommen, ihr einen Vorwurf zu machen, obwohl er das kommende Unheil voraussah. Aus dem tiefen Einssein mit ihr stellt er sich stets von vornherein so vorbehaltlos auf ihre Seite, daß er auch damals versucht hatte, ihre Handlungsweise noch vor ihr selbst zu verteidigen und sie von ihrer selbsteingestandenen Schuld freizusprechen.

In dieser starken Güte, die sich mehr um den anderen als um sich selber sorgt, begegnen sich Gisli und Aud immer wieder. Als Gisli auf der Felsenklippe von seinen Feinden angegriffen wird, versetzt Aud dem heraufkletternden Anführer einen so heftigen Schlag, daß er wieder hinunterstürzt und dadurch für Gisli nicht mehr erreichbar ist. Da sagt er: *Das wußte ich lang, daß ich gut beweibt war. Aber ich wußte nicht, daß ich so gut beweibt wäre, wie ich bin.* Niemals hat er ihr tatkräftiges Eintreten für den Lebensgefährten gedankenlos und als eine Selbstverständlichkeit hingenommen. Aber mit dieser letzten Liebestat, an seiner Seite kämpfend und ihn mit eigener Hand schützend, übertrifft sie in seinen Augen alles, was sie je um seinetwillen getan hat – selbst da, wie er hinzufügt, *du mir nun einen geringeren Dienst erwiesen hast, als du wolltest und vorhattest, wenn auch die Meinung gut war.* Selbst in diesem Augenblick,

da es um Leben oder Tod geht, macht sich nicht die Enttäuschung über die verhinderte Vernichtung des gefährlichsten Gegners in Vorwürfen Luft. Was Aud gewollt hat, ihre Gesinnung, war gut, und sie ist für den Germanen stets wesentlicher als das Ergebnis oder der Erfolg, ja Bewährung der Gesinnung ist das allein Wesentliche.

Schicksalsgemeinschaft hat sich in der Not zu bewähren. Welche Not aber könnte größer sein als die Verletzung der Ehre! Das Leben zu verlieren bedeutet nichts, wenn dadurch die Ehre gewahrt wird. Die Ehre zu verlieren ist schlimmer als der leibliche Tod. Ohne Ehre, ohne Selbstachtung ist der Mensch kein Mensch mehr und weder würdig noch fähig zur Teilnahme am Leben der Menschen. Er kann auch nicht mehr auf den Schutz der Gesetze rechnen. Mit der Ehrverletzung ist dem Gekränkten eine Wunde zugefügt worden, aus der die Lebenskraft verrinnt und die so lange blutet, bis er von dem anderen sich das gleiche Stück Ehre wiedergeholt, bis er „Rache genommen" hat. Doch so tief die Not, an der diese Menschen leiden, so schmerzend die Wunde ist und so unerbittlich die Rache ausgeführt wird, sie hat dennoch nichts mit Haß, die vollzogene Tat nichts mit Triumph zu tun, sie ist der nüchterne, kühle Vollzug dessen, was eine harte Verantwortung von ihnen fordert.

Nicht minder maßlos als die Männer leiden die Frauen unter einer Ehrverletzung, ja, es scheint, als sei in ihnen das Ehrgefühl bewußter, das Empfinden für erlittene Schmach wacher. Auch und gerade darin bewährt die Frau sich als Gefährtin des Mannes und Teilhaberin und Mitverwalterin seiner Ehre, daß sie über der Erfüllung der Ehre wacht und ihn notfalls auch aus Untätigkeit oder Feigheit reißt, sei es durch ihre Worte, mit denen sie ihn an seiner Ehre packt, sei es durch ihr Vorbild. Denn wie es die germanische Ehe kennzeichnet, daß das, was einer darf, auch dem andern zusteht, so auch dies, daß jeder selbst zu erfüllen bereit ist, was er vom andern erwartet.

Wie die Frau sich als Schicksalsgefährtin tatkräftig für die Wiederherstellung der Ehre ihres Mannes einsetzt, zeigt ein Beispiel aus dem Deutschland des 11. Jahrhunderts. Zwischen den Worten des geistlichen Geschichtsschreibers des Sachsenaufstandes unter Heinrich IV., welche die Entrüstung des Mönches über die Einmischung eines Weibes in „Männerangelegenheiten" und über ihre unziemliche heidnische Wildheit nicht zu

verbergen trachten, wird das Bild einer Frau sichtbar, die schwer an der Entrechtung und Verknechtung des Volkes trägt und tief unter der Schmach leidet, die ihrem Manne, dem Markgrafen von der Lausitz, vom Könige zugefügt worden ist. Tatkräftig und entschlossen wie ihre isländischen Schwestern tritt sie für die Sache ihres Mannes ein und bringt ihn, der *diese Schmach nicht mehr erträgt*, dessen Widerstandskraft aber erlahmt ist, dazu, seine Ehre wieder aufzurichten. *Jedoch wohl die stärkste Triebfeder seiner Wut*, schreibt der Hersfelder Mönch, *war seine Gemahlin Adela, das unbändigste Weib. Diese flößte der sanften und durch die Jahre schon ruhiger gewordenen Sinnesart des Mannes jugendlichen Geist ein, indem sie ihm immer wieder vorhielt, wenn er ein Mann wäre, so würde er nicht ungestraft Beleidigungen hinnehmen und ihrem ersten Gatten, den er an Tapferkeit und Reichtum übertreffe, nicht an Kühnheit nachstehen.* Als bald das ganze Volk der Sachsen sich gegen die Knechtschaft erhebt, ist die tapfere deutsche Markgräfin die Seele des Aufstandes für Ehre und Freiheit. Unter den Führern der Verschwörung nennt der Geschichtsschreiber neben einigen Fürsten vor allem den Markgrafen von der Lausitz *und, leidenschaftlicher und unversöhnlicher als alle Markgrafen, seine Gemahlin Adela.*

Wie in der Ehe des deutschen Markgrafen beweist sich die Schicksalsgemeinschaft der Ehegatten in dieser größten Not auf ergreifende Weise in der Ehe des alten Havard auf Island. Die Erschlagung seines hoffnungsvollen, strahlenden Sohnes Olaf durch den gewalttätigen Goden Thorbjörn hat ihn so tief getroffen, daß er wie gelähmt auf sein Lager fällt und sich nicht wieder zu erheben vermag. Da er ohne Einfluß ist und ohne mächtige Freunde und zudem schon in hohem Alter steht, kann er nicht hoffen, von dem übermütigen Goden Genugtuung zu erhalten. In bitterster Hoffnungslosigkeit über die Leere und Sinnlosigkeit seines entehrten Lebens zerbrochen, fühlt er alle Lebenskraft dahinschwinden und gibt sich selbst auf. Seine Gattin Bjargey, *eine Frau aus guter Familie und eine überragende Persönlichkeit*, übernimmt von nun an allein die Wirtschaft; tagsüber versieht sie die Arbeit ihres Mannes und rudert zum Fischfang auf die See hinaus, die Nacht über schafft sie in Haus und Hof. Aber ständig bohrt in ihr der Gedanke an den Tod des Sohnes. Zweimal bringt sie Havard dazu, sich aufzuraffen und Sühne zu fordern. Doch er erntet bei Thorbjörn jedesmal nur Hohn und kehrt verzweifelt heim und legt sich wieder

zu Bett. Beständig kreisen Bjargeys Gedanken um Havard und darum, wie sie ihm zur Wiederaufrichtung der Sippenehre verhelfen und ihm damit die Kraft zum Leben wiedergeben kann. So macht sie sich selbst daran, die Rache vorzubereiten. Sie fährt von einem ihrer Verwandten zum andern und sichert sich durch ihr geschicktes Vorgehen ihren Beistand für Havards Rachezug. Als sie die richtige Stunde kommen sieht, tritt sie zum drittenmal an sein Bett, auf dem er wie ausgelöscht und gelähmt liegt, und beschwört ihn aufzustehn, wenn er seinen Sohn rächen wolle, *denn du bekommst in deinem Leben keine Rache für ihn, wenn nicht in dieser Nacht.* Dies Wort seiner Frau läßt alle Unentschlossenheit und die Lähmung seines Mutes und seiner Glieder von ihm abfallen und neues Leben durch seine Adern strömen. Die Aussicht auf e h r e n volle Wiedererlangung der geschwundenen Ehre durch R a c h e — nicht bloßer Genugtuung durch Sühnezahlung — macht, daß er wie ein Jüngling vom Lager aufspringt, — *all seine Lahmheit und selbst sein Hinken war da vorbei.* Er waffnet sich schnell und behende. Und bevor er geht, küßt er seine Frau und sagt, es sei nicht sicher, wann sie sich wiedersähen. Sie sagt ihm fahrwohl: *Ich weiß, wo du bist, sind Eifer und Mut beisammen.*

Mit ihrer starken, wortlosen Liebe, die nur für ihn denkt und handelt, um im rechten Augenblick die schlafende Ehre in ihm zu wecken, hat die Frau das Wunder zuwege gebracht, daß dieser müde alte Mann wieder jung wird und von sieghafter Lebensmächtigkeit erfüllt sein Rachewerk vollendet, ebenso wie auch die Markgräfin Adela ihrem Mann wieder *jugendlichen Geist einflößte.* Als einer seiner Freunde Havard erblickt, ruft er, die Verwandlung seines Wesens nicht begreifend, aus: *Habt ihr je einen Menschen gesehen, Jungens, der sich selbst so unähnlich war, wie dieser Mann hier von dem von damals? Damals kam er mir vor, als könne er kaum mehr von einer Hütte zur anderen kommen, und als gehöre er ins Siechbett, so schwer war sein Kummer; aber jetzt steht er da in seinen Waffen wie ein Held.* Alle wundern sich über Havards jugendliche Heiterkeit und Unbeschwertheit und welche übermütige Lebensfreude ihn beschwingt. *Die Kunde von diesen Ereignissen sprach sich nun weit herum, und allen, die davon hörten, schien es dabei ganz unwahrscheinlich hergegangen zu sein.*

Diese „unwahrscheinliche" Wandlung hat nicht erst die Wiederherstellung seiner Ehre vollbracht, die Bjargey erst möglich gemacht hat, — Bjargey hat ihm mehr als dies gegeben.

Wie Havard in seiner tiefsten Not bereit gewesen war, ihrem guten Willen und ihren Ratschlägen zu vertrauen und sie zu befolgen, so bekennt sie ihm beim Abschied ihr rückhaltloses Vertrauen in seinen Mut und seine Einsatzbereitschaft, ihn gleichsam mit solchem Vertrauen für den entscheidenden Kampf seines Lebens wappnend. Dieses Vertrauen ist die tragende und ihn beflügelnde Kraft, die ihn alle Widerstände in einem neuen Heilsbewußtsein überrennen läßt.

Und in der Tat sehen wir die germanische Frau dem Manne oder Sohne ihr tieferes Heil auf den Waffengang mitgeben, die ihn im Kampf mit einer sieghaften Kraft beschwingt und über sich selbst hinausträgt. Als die dänische Königin Aslaug ihren Gemahl, König Ragnar Lodbrok, zu den Schiffen begleitet, die ihn auf seiner Kriegsfahrt nach England bringen sollen, schenkt sie ihm zum Abschied ein Gewand, das „mit heilsmächtigem Sinn gewebt" ist:

Nimm es hin, das lange
Hemd, das nicht genäht ist.
Seine grauen Fäden
Sind aus Haar geflochten.
Wunde wird nicht bluten,
Beil wird dich nicht beißen
In dem heilgen Hemde —
Himmlischen war geweiht es.

Das germanische „Heil" ist eine aus der tiefen Verbundenheit mit den geheimnisvollen Urgründen des Lebens gespeiste Seinsmächtigkeit, die Fähigkeit, das Schicksal sich zu fügen und sich ihm zu verbünden. Stärker als im Manne lebt es in der Frau, die in engerer Fühlung zu den Geschehensmächten steht und in größerer Nähe zum Göttlichen, wie auch der König. „Eine fortgesetzte Linie aufsteigender Göttlichkeit geht von dem sterblichen Mann durch die Frau und den Häuptling zu den ewigen Mächten." Die langen Haare der Frau und des Königs werden im besonderen als der Sitz des Heiles gedacht. Indem Aslaug ihrem Manne ein Gewand gibt, „aus Haar mit heilsmächtigem Sinne gewebt", fügt sie ihr Heil dem seinen hinzu, wie auch der König seinen Gefolgsleuten von seinem Königsheil mitzuteilen vermag.

Dieses Heil bewirkt im Kampf einen sieghaften Glauben an sich selbst, ein festes, unbeirrbares Selbstvertrauen, die Gewißheit, von einer Siegeskraft erfüllt und getragen zu sein, die unüberwindlich ist. Ebenso wie Bjargey in Havard diese Heilskräfte neu entbunden hat und das „Unwahrscheinliche" geschah, daß er über alle Lähmung und Schwäche von neuer Lebensfülle emporgerissen wurde, so ist Ragnar Lodbrok in seinem Kampf gegen die starke feindliche Übermacht des englischen Königs von einer hinreißenden, alle Gefahr verachtenden Sieghaftigkeit getragen. *Die Schlacht hatte noch nicht lange gedauert, als schon viele von Ragnars Heer gefallen waren. Aber wohin er selbst vordrang, wich der Feind vor ihm: er stürmte an dem Tage durch die Schlachtordnung, und wo sein Hieb oder Stoß auf Schilde, Harnische oder Helme traf, da geschah es mit solcher Wucht, daß nichts widerstehen konnte.* Noch als er, endlich von allen Seiten mit den Schilden eingeschlossen, gefangengenommen und in die Schlangengrube geworfen wird, ist sein Mut und Heilsbewußtsein ungebrochen. Die Sage veranschaulicht es dadurch, daß selbst die Schlangen sich nicht an ihn heranwagen. Erst als der englische König befiehlt, dem Unbesieglichen das Hemd vom Leibe zu reißen, wird er ihr Opfer.

In den Bruchstücken des angelsächsischen Waldere-Liedes, einer Neugestaltung der durch deutschen Einfluß nach England gelangten ältesten deutschen Walther-Sage, ist das Lied der Hildgund auf uns gekommen, in dem sie Waldere, König Alpheres Sohn, zum Kampf mit Gunther, dem König der Burgunden, anspornt. Auch sie stärkt sein Siegesheil, indem sie ihm ihr unerschütterliches Vertrauen in seinen nie versagenden Mut mitgibt:

Vorkämpfer Atlis, nun halte fest deinen Mut,
Aufrecht dein Heldentum. Endlich ist der Tag kommen,
Daß du einzig sollst eins von zweien:
Dein Leben verlieren oder langen Ruhm
Auf der Welt dir erobern, Alpheres Sohn!

Nicht werf ich dir, Geliebter, mit Worten vor,
Daß ich geschaut dich hätte im Schwertspiel je
Den Kampf eines Mannes vermeiden irgend
In feigem Mute und fliehn in den Wall,
Das Leben zu hüten, obschon in Haufen die Feinde
Dein Brünnenhemde zerhieben mit Schwertern.

Sondern du hast stets fürder das Fechten gesucht,
Unmäßig den Kampf. Eh'r achtete ich's dein Verhängnis,
Daß du zu kühn suchen möchtest das Fechten
Im Treffen immer mit anderem Manne.
Gewinne dir Ruhm durch heldische Taten,
Gott wird dich erhalten. Bekümmere dich
Nicht um das Schwert, dir ward der Kleinode bestes
Zur Hilfe gegeben, womit du Gunthers Hochmut
Beugen sollst, denn zu Unrecht den Kampf
Suchte er zu beginnen!

So gewappnet tritt Waldere gegen König Gunther an. Keine Sorge, kein Bangen um ihn klingt in den Worten seiner Braut an. Durch ihren unzerstörbaren Glauben an ihn stählt sie die unüberwindliche Kraft für seinen entscheidenden Kampf.

Durch Wort oder eigenes Beispiel den Mann zu ehrenhafter Tat anzuspornen, haben auch in der offenen Schlacht die germanischen Frauen als höchsten Liebesbeweis erachtet. *Nicht ein zufälliges oder willkürliches Zusammenscharen macht ein Reitergeschwader oder eine Abteilung Fußtruppen aus, sondern die Familien und Freundschaften,* berichtet Tacitus von den Südgermanen. *Das ist ein besonderer Anreiz zur Tapferkeit. In nächster Nähe stehen ihre Lieben, von dort her hören sie die Rufe der Frauen, das Wimmern der Kinder. Sie sind für einen jeden die heiligsten Zeugen, sie die einflußreichsten Mahner. Zu den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie ihre Wunden. Diese scheuen sich nicht, die Hiebe zu zählen und zu untersuchen, und sie bringen den Kämpfenden Speise und Zuspruch.*

Aber hören wir nicht auch in den Mittelmeerländern, daß hier die Frau *ein besonderer Anreiz zur Tapferkeit* sein kann? Spricht nicht auch Castiglione davon, daß sie *im Kriege den Männern Furchtlosigkeit und unerschrockene Kühnheit einflößt,* daß sie *sie entflammt und aus Männern zu Helden macht?* Ist also nicht hier die Rolle, welche die Frau im Kampf spielt, die gleiche wie bei den Germanen? Und finden wir nicht auch bei den Arabern Frauen, die Männer in den Kampf begleiten und sie zur Tapferkeit anspornen?

Die Steigerung der Tapferkeit durch die Frau ist allen drei Welten gemeinsam. Wodurch aber, auf welche W e i s e spornt sie den Mann an?

Durch die Anwesenheit der geliebten Frau — sagt Graf Castiglione — *unter ihren Augen* wird der Mann zum Helden, *denn der Liebende sucht immer, seine Liebenswürdigkeit zu steigern, und fürchtet nichts mehr als Schande, die ihn in den Augen der Person, deren Hochschätzung ihm teuer ist, herabsetzen könnte. — Wenn es daher möglich wäre, ein Heer von Liebenden zu bilden, das in Gegenwart der geliebten Damen kämpfte, müßte es die ganze Welt überwinden, es sei denn, es stellte sich ihm ein anderes, ebenso liebendes Heer gegenüber.* Die Verliebtheit der Männer und die Anwesenheit der *anmutigen und geliebten Damen* erklären nach seiner Meinung allein den Widerstand, den die Trojaner durch zehn Jahre hindurch ganz Griechenland geleistet haben: *Sie haben gewußt, daß ihnen beim Streite die geliebten Frauen von den Mauern und Türmen zugesehen haben, und daher bei jeder kühnen Tat und bei jedem Beweise ihres Mutes der Liebe gedacht, die sie dafür ernten würden, und diese Liebe ist die größte Belohnung gewesen, die ihnen die Welt hat bieten können.*

Castiglione nimmt hier einen Gedanken auf, den Platon seinen Phaidros äußern läßt: *Was allen Menschen, die edel ihr Leben führen wollen, immer notwendig sein soll, das kann ihnen nicht Geburt, nicht Ehre, nicht Reichtum so geben, wie die Liebe es gibt. Denn die Liebe allein gibt die Scham vor dem Schimpf und den Ehrgeiz alles Edlen, und ohne beide vermag eine ganze Stadt, vermag der einzelne nicht, das Große und Schöne zu vollbringen. — Gelänge es, einen Staat oder ein Heer aus Liebespaaren zu bilden, so wäre es unmöglich, daß sie das Ihre besser in Ordnung hielten, als da sie sich von allem Schlechten fernhielten und im Edlen miteinander wetteiferten; in gemeinsamem Kampf könnten sie siegen auch als kleine Schar, fast möchte ich sagen über alle Welt: denn würde ein Liebender vom Geliebten erblickt, wie er die Schlachtreihe verläßt oder die Waffen wegwirft — kein anderer Blick würde ihn so treffen und lieber würde er oftmals sterben.*

Die Furcht des liebenden Mannes, auf die geliebte Frau den Eindruck eines Feiglings zu machen, läßt ihn vor ihren Augen alle Kräfte anspannen und jede andere Furcht überwinden. Die „Furcht vor Schande", die „Scham" zwingt ihn zur Tapferkeit; positiv gewendet: der Wunsch der Kämpfenden, *ihre Herrinnen zu überzeugen, daß es wackere Männer sind, die ihnen dienen,* und durch Wohlgefallen Liebe zu

ernten, die *größte Belohnung, die ihnen die Welt zu bieten hat.* Mann und Frau bleiben auch im Kampf aufeinander bezogen: der Blick des Mannes ist immer noch auf die Frau gerichtet, die ihrerseits ihm zuschaut. Mann und Frau blicken einander in die Augen.

Auch bei den arabischen Beduinen schon der ältesten Zeit treffen wir Frauen, die in der Schlacht zugegen sind. Auch hier spornen sie die Tapferkeit der Männer an, wie ja auch bei ihnen die edelgeborene Frau große Hochschätzung genießt. Doch ebenso wie ihrer Hochschätzung bei den Arabern im Gegensatz zur Germanin „keinerlei geistige, sondern ausschließlich geschlechtliche Wertung zugrunde liegt", so hat die Anwesenheit der Araberin in der Schlacht und ihre Anfeuerung der Kämpfenden durch Worte und Lieder und durch Entblößung des Körpers durchgehend rein erotischen Sinn. Dies zeigt nicht nur die heute noch gebräuchliche Sitte der „Merkab", der mit Straußenfedern aufgeputzten Kamelsänfte, in der eine der vornehmsten Jungfrauen des Stammes, als Braut geschmückt, mit in die Schlacht geführt wird. „Sie schmückt sich kostbar, färbt ihre Augenwimpern mit Antimon, salbt ihr Haar und entblößt ihren Busen", um durch den Liebreiz ihres bräutlich geschmückten Leibes die Herzen und Sinne der Männer zu entflammen und sie zu tollkühner Tapferkeit anzustacheln. Es zeigen vielmehr auch die — aus dem 6. und 7. Jahrhundert überlieferten — Lieder, die Beduinenfrauen zur Anfeuerung des Kampfzornes anstimmten und mit denen sie die Ihren von der Flucht abschreckten und dadurch manchen Sieg mit erfechten halfen:

Bleibt ihr Sieger, so umarmen wir euch
und breiten euch zu diesem Zwecke Teppiche unter;
flieht ihr, so meiden wir euch,
und aus ist's mit der Liebe!

Daß es hier noch um anderes geht als um das Versprechen des Liebeslohnes, deuten die folgenden Lieder an:

„Wenn sie siegen, so stecken sie ihre Vorhaut in uns hinein.
Also auf! ein Lösopfer für euch, ihr Söhne Idsis!
(d. h. „siegt ihr, so sind wir euer Lösopfer = euer Eigen;
siegen die Perser, so geben wir uns wohl oder übel ihnen hin.")

Noch deutlicher sagt es ein Lied aus neuerer Zeit, das „eine junge schöne Gehêni-Frau sang, als sie sah, daß ihr Mann floh und sich durch nichts zur Umkehr bewegen ließ":

Wer verlangt nach meiner Liebe,
muß vordringen, wenn sich der Feige fürchtet!
Er kann dann meine Lippen saugen, bis sie trocken werden,
ohne sich um die Nase meines Mannes zu kümmern.

Auf den ersten Blick springen in dem folgenden Bericht des Tacitus einige merkwürdige Übereinstimmungen im Verhalten der dem Kampf beiwohnenden Frauen bei Germanen und Arabern in die Augen. Er schreibt: *Es wird überliefert, daß manche Schlachtreihen, die schon ins Wanken und Weichen gekommen waren, von den Frauen wieder zum Stehen gebracht worden seien durch inständiges Bitten und dadurch, daß sie ihre entblößten Brüste zeigten und auf die unmittelbar bevorstehende Gefangenschaft hinwiesen. Diese fürchten sie mehr und halten sie für unerträglicher, wenn es um ihre Frauen geht, als wenn sie selber in die Gefahr kämen.* Doch schon bei näherem Zusehen zeigt sich, daß die Anwesenheit und das Verhalten der Frauen beim Kampf als Mittel der Mutsteigerung bei Arabern und Germanen völlig verschiedenen Sinn und Beweggrund haben.

Daß es für die Germanen unerträglich ist, wenn ihre Frauen in Gefangenschaft geraten, erklärt Tacitus damit, daß sie in den Frauen *etwas Heiliges,* Unantastbares erblicken. Weder das Versprechen des Liebeslohnes für den Sieger ist es, wodurch die germanische Frau den Mut der Kämpfenden beflügelt, noch die Eifersucht, wie sie die Araberin in ihrem Manne dadurch aufpeitscht, daß sie droht, sich dem tapferen Feinde hinzugeben, sondern das Voraugenhalten der drohenden Schmach der Knechtschaft und der Entehrung.

Als der Verräter Segest von seinen Stammesgenossen belagert wird, ruft er den römischen Feldherrn zur Hilfe. Germanicus befreit den römerfreundlichen Cherusker und findet bei ihm auch Thusnelda, die Frau des Cheruskerfürsten Armin. *Daß meine Tochter gewaltsam hierher gebracht worden ist, gebe ich zu,* sagt Segest. *Es liegt bei dir, was du mehr berücksichtigen willst: daß sie von Armin ein Kind unterm Herzen trägt oder daß sie meine Tochter ist.* Thusnelda aber wird von den Römern in die Gefangenschaft geschleppt. Die trotzige, beherrschte Haltung dieser Frau bewundernd, die zu stolz ist, um sowohl von den Feinden wie von ihrem treulosen Vater Gnade zu erflehen, schreibt Tacitus: *Der Geist ihres Mannes lebte in ihr, nicht der ihres Vaters. Keine Träne rann über ihre Wangen, kein bitten-*

des Wort erniedrigte ihren Mund. Sie preßte im Bausch des Gewandes ihre Hände zusammen und blickte stumm auf ihren gesegneten Leib.

Der tiefe Ehrverlust, der seiner Frau und damit ihm selbst angetan ist, entflammt den Freiheitswillen Armins aufs leidenschaftlichste und läßt seinen Kampf auch zum Rachekampf werden. *Armin brachte der Gedanke an sein weggeschlepptes Weib, das nun mit ihrem Kinde der Knechtschaft preisgegeben war, fast von Sinnen,* sagt Tacitus. *Er flog durch die Cheruskerlande und rief zum Kampf gegen Segest, zum Kampf gegen Germanicus auf. Auch bittere Worte sparte er nicht: „Das ist ein trefflicher Vater! Das ist ein großer Feldherr! Ein Heldenheer! Mit tausend Händen haben sie ein einziges wehrloses Weib fortgeschleppt! Ich habe drei Legionen, drei Legaten zu Boden geworfen. Denn ich führe Krieg nicht mit Verrat und gegen schwangere Frauen, nein, offen und ehrlich gegen waffenstarke Männer."*

Nicht nur der germanische Mann empfindet es als die tiefste, unerträgliche Schmach, wenn die Frau in die Gewalt des Feindes gerät, sondern ebenso sie selbst: *Von den Wagen herab flehten die Frauen die in den Kampf ziehenden Männer mit ausgebreiteten Armen weinend an,* berichtet Cäsar von seiner Schlacht im Elsaß gegen Ariovist, *sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen.* Auch für die germanische Frau bedeutet der Verlust der Freiheit und Ehre Schlimmeres als der Tod, weshalb Tausende germanischer Frauen selber nach dem Schwert gegriffen, diese Freiheit und Ehre, wenn die Männer flohen, mit eigener Hand verteidigt und, wo die Gefahr der Gefangenschaft unausweichlich war, sich selber getötet haben.

Nicht so die Araberin. Wohl wird dem arabischen Mann die Gefangennahme der Frauen als Schimpf angerechnet und von ihm empfunden, weil die Frau, die sein Eigentum war, seinem ihm überlegenen Feinde gehört. Aber die Frau empfindet es nicht als Schande — sie will ja dem Tapfersten angehören und verspricht sich auch dem Feind, wenn er der Stärkere ist. Die Entblößung des Körpers ist hier „als Symbol für zwei verschiedene Gedankengänge aufzufassen: nämlich einerseits für die Andeutung: ‚Ich gebe mich dem Sieger, sei es Freund oder Feind, preis' und andererseits für die Absicht, die Geschlechtslust der Ihrigen zu erregen und so deren Kampfeszorn mit der erotischen Würze zu steigern. Mit anderen Worten, der Kampf soll zum Brunststreite um das Weib gesteigert und so die Entscheidung auf ein Gebiet verlegt werden, auf

dem Kleinmut und Schwäche des Willens so ziemlich ausgeschaltet sind. Ist der Mann das, was sein Weib von ihm erwartet, so muß er siegen; unterliegt er, nun so fällt sie eben dem Stärkeren anheim." Die Araberin spornt den Mut des Mannes, indem sie ihm mit Untreue droht und seine Eifersucht anspricht. Auch ihr Blick ist auf den Mann gerichtet, doch sie schielt zugleich an ihm vorbei auf den Feind. Was für ihn Schande bedeutet, ist für sie neue Erfüllung.

Dieser Vergleich macht noch einmal die spezifisch germanische Eigenart des Geschlechterverhältnisses deutlich, die — wie wir sahen — in jeglichem Verhalten von Mann und Frau zueinander zum Ausdruck kommt (und in ihm wiederholt sich das gleiche Stilgesetz, das sich im Verhältnis des Menschen zum Schicksal ausspricht): Mann und Frau b l i c k e n i n d i e g l e i c h e R i c h t u n g. (Dies ist der grundlegende Unterschied zum mittelmeerischen Geschlechterverhältnis.) Als Gefährten im und zum gemeinsamen Schicksal verteidigen b e i d e Freiheit und Ehre. Die Frau hat Gleiches zu ertragen und zu wagen *wie der Mann*. Sie z i e h e n b e i d e a m g l e i c h e n S t r a n g (im Gegensatz zu den Arabern), ob es um den Frieden der Sippe, die Ehre, die Freiheit geht.

Das aber bedeutet zugleich:

Wenn einer von beiden nicht mehr „mit zieht", wenn einer die ihnen gemeinsamen höchsten Güter preisgibt, das in ihn gesetzte Vertrauen täuscht, so zerbricht er damit die Grundlage der Gemeinschaft, ebenso wie jede germanische Treugemeinschaft ihr Ende findet, wenn ein Vertrauen zerstört, eine Treue gebrochen ist, und wie in der germanischen Gefolgschaft ein Widerstandsrecht entsteht gegen den Verräter an der Gemeinschaft. So wird im germanischen Kampf der Flüchtige zum Verräter an der gemeinsamen Sache, an der Ehre und Freiheit der Sippe und des Volkes.

Wenn einer der beiden Ehegefährten ihre Gemeinschaft verrät, indem er das Vertrauen des andern mißbraucht, sich an seiner Freiheit oder Ehre vergeht, ja — sich überhaupt als unehrenhaft erweist, so „bricht" er die Ehe, und der andere hat ein moralisches Recht, das zur Ehrenpflicht werden kann, ihm die Treue aufzusagen — sei es der Mann oder die Frau. Und „jedesmal fügt sich der Betroffene stillschweigend in das Unvermeidliche und ehrt dadurch die Willenskundgebung des anderen". Soweit

die germanischen Rechte nicht bereits durch das kanonische Recht beeinflußt sind, gestehen sie sowohl dem Mann wie der Frau die Trennungsbefugnis zu, und die germanischen Quellen bestätigen sie aufs überzeugendste.

In den Sagas hören wir von Männern, die sich von ihrer Frau trennen, *weil sie sich schlecht vertragen konnten,* oder weil die Frau Hosen nach Art der Männer trägt, wie umgekehrt ein zu tiefer Halsausschnitt in der Kleidung des Mannes für die Frau als Scheidungsgrund gilt. Wir hören von einem Mann, der sich wegen Mißhelligkeiten mit der Sippe seiner Frau von ihr geschieden erklärt, und daß sich ein anderer wegen vorsätzlicher Ehrenkränkung von ihr lossagt.

Häufiger noch geschieht es, daß eine Frau sich von ihrem Manne scheidet, — sei es, weil er sie ins Gesicht geschlagen hat oder *weil du dich in vielem nicht ehrenhaft gegen mich gehalten hast,* sei es, weil er an anderen ehrlos gehandelt hat. Als der Bauer Arngrim in blinder und grundloser Eifersucht seinen Vetter, der bei ihm zu Gast ist, erschlägt, erklärt seine Frau Thordis: *Unglück soll dich treffen für diesen Hieb; dies haben Männer geraten, die klüger sind als du; — aber von diesem Tag an werde ich nicht mehr deine Frau sein.* Die Erschlagung des Gastes und Blutsverwandten ist schlimmste Unheilstat und erweist den Mann als „Neiding". *Nie wieder teilte sie mit Arngrim das Bett,* heißt es in der Saga, und zog zurück zu ihrem Bruder; später heiratete sie noch einmal.

Arngrim hat nicht i h r ein Unrecht zugefügt. Er hat seine eigene Ehre beschmutzt und ist sich selbst untreu geworden. Mit dem Versagen der Ehre aber, mit der Unmöglichkeit, den anderen weiterhin achten zu können, schrumpft auch die Liebe und muß die Gemeinschaft enden, die auf anderen Voraussetzungen aufgebaut war.

Das tragische Beispiel einer auf falschen Grundlagen aufgerichteten Gemeinschaft und der Unmöglichkeit, sich in einer ebenbürtigen Verbindung zu erfüllen, ist die Brynhild des Alten Sigurdliedes. In ihm haben wir es wiederum mit altem deutschen Sagengut zu tun, das nach dem Norden gebracht wurde, mit der isländischen Neugestaltung des fränkischen Brynhildenliedes aus dem 5. bis 6. Jahrhundert, das zwar in Deutschland durch mündliche Überlieferung bis in die Staufenzeit lebte, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns überkommen ist.

Sigurd, der Schwurbruder Gunnars und Högnis und Gemahl ihrer Schwester Gudrun, reitet mit Gunnar zu Brynhild, die in

einer Waberlohe eingeschlossen ist und geschworen hat, nur dem Manne anzugehören, der das Feuer bezwingt und sich dadurch als der erste und edelste der Helden erweist, der nach göttlichem Willen ihr Gatte sein soll und der allein ihrer würdig ist. Gunnar vermag nicht, den Flammenwall zu durchdringen. In seiner Gestalt reitet Sigurd durch die Lohe. Brynhild löst ihren Schwur, indem sie in die Ehe mit ihm willigt und drei Nächte mit ihm das Lager teilt; seinem Schwurbruder getreu legt Sigurd zwischen die Frau und sich sein blankes Schwert. Sie aber gibt ihm einen Ring, mit dem sie sich an ihn bindet. Sigurd reitet zu dem Gefährten zurück und tauscht mit dem Schwurbruder wieder die Gestalt. Als Gunnars Weib zieht Brynhild mit an den Königshof. Sigurd aber schenkt Gudrun Brynhilds Ring. Eines Tages wird es Brynhild offenbar, daß Sigurd es war, der das Feuer bezwang und der ihr zum Gemahl bestimmt war. An ihn hat sie sich gebunden durch Schwur und Ring — Gunnar aber, dem Unebenbürtigen, hat sie sich zur Ehe gegeben. Ihr Vertrauen ist getäuscht, ihre Liebe geschändet. Zerbrochen ist das Treuebündnis, das Sigurd und sie mit der Gabe des Ringes geschlossen haben und durch das sie einen Teil ihres Selbst in Sigurd befestigt hat. *Sigurd muß sterben oder du oder ich,* sagt sie zur Gunnar, er aber beschließt Sigurds Tod. Doch sie selbst hat unwissentlich ihrem Schwur zuwider gehandelt, nur den Ebenbürtigen zum Gatten zu nehmen, und durch ihre Ehe mit Gunnar sich selbst erniedrigt. Sie stößt sich ihr Schwert in den Leib; sie „stirbt an der Unmöglichkeit, die Frau zu sein, die sie ist".

Daß eine solche Tragödie in der Wirklichkeit möglich war, zeigt das bäuerliche Gegenbild der Brynhild, Gudrun Osvifstochter, die auch *dem das tiefste Weh bereiten* mußte, den sie *am meisten liebte,* weil er, der ihr allein Ebenbürtige — wenn auch ohne eigene Schuld — sie ihrem gegebenen Wort und sich selber untreu werden und einen Unwürdigen zum Manne nehmen ließ. Denn nur in der ebenbürtigen Verbindung vermag der germanische Mensch ganz zu sich selbst zu reifen und sich zu verwesentlichen, nur hier ist für ihn Steigerung seiner selbst möglich. Immer wieder erleben wir, daß die Frau sich von einem Manne abwendet, der sich nicht als der erweist, für den sie sich einst als einen Ebenbürtigen entschieden hat.

Gewiß reißt auch die unrühmliche Schwäche und Unentschlossenheit eines Menschen, der nicht die Wiederaufrichtung seiner Ehre betreibt, gefährliche Spalten in die Gemeinschaft.

Eine ungeheure Spannung zerrt beständig an dem Band, das die Ehegatten verbindet. Das Wort, das die Ehre angreift und zur Rache reizt, ist doch nur aus der Sorge gesprochen, das Ehrgefühl wieder zu wecken, das die Augen geschlossen hat; aber es läßt zugleich ahnen, was geschehen kann, wenn der Appell ungehört verhallen würde. Wenn Havard sich nicht zur Rache aufschwingen konnte und drei Jahre tatenlos dalag, so zweifelte Bjargey doch niemals im Ernst an ihm. Die vertrauende Liebe, die niemals den Glauben aufgegeben hat, ist es, die Havard zur Ehre und zum Leben zurückruft und der er mit seinem Kuß an die Lebensgefährtin dankt.

Diese den Mann verwandelnde Liebe ist — wie die Beispiele der Markgräfin Adela, der Bjargey und Aud zeigen — nicht eine Liebe, die durch ihr bloßes Dasein die Sinne und den Geist des Mannes beflügelt, sie ist eine tätige Liebe, die durch ein Mitsorgen, Miterfahren und Mittragen — in einem Wort: durch das Gefährte-Sein — stets den richtigen Weg weiß und sich dem andern als Kraft mitteilt, ihn zu gehen.

Dieses Gefährte-Sein charakterisiert nicht nur das Verhältnis von Mann und Frau in der privaten Sphäre, sondern das Gesamtgefüge der Gemeinschaft. Die Frauen leben hier nicht am Rande des Volksschicksals dahin, das sie im Guten und Schlechten erfahren müssen. Die Frau gehört hier voll und ganz „dazu". Sie ist „ein integrierender Bestandteil" der Gemeinschaft und lebt das Leben ihres Stammes oder Volkes wirklich mit. Darum ist die Rolle der großen, einflußreichen, selbständig handelnden Frau hier nicht die unerhörte und einmalige Ausnahme, hoch hinausgehoben über die einer ganz anderen Sphäre angehörige Masse der Schwestern ihres Volkes, wie die Geschichte sie in allen Kulturvölkern dann und wann hervorgebracht hat.

Ebenso wie die Bäuerin in der Abwesenheit ihres Mannes oder nach seinem Tode an seine Stelle tritt, ist es nichts Ungewöhnliches, daß etwa eine Frau von den herrscherlichen Fähigkeiten und den Geistesgaben wie Mathilde, die Tochter Ottos des Großen und der Kaiserin Adelheid, in der Abwesenheit des Kaisers die Geschicke des Reiches lenkt. Diese Frau, der Widukind von Corvey seine „Sachsengeschichte" gewidmet

hat, steht während der Jahre, in denen ihr Neffe, das frühreife „Weltwunder" Kaiser Otto III., in Italien seinen Träumen von der Erneuerung der römischen Weltherrschaft nachjagt, als Reichsverweserin an der Spitze des deutschen Reiches, bis sie kaum fünfundvierzigjährig stirbt. Mit großer, von ihren Zeitgenossen bewunderter Klugheit, Umsicht und Energie führt sie die Regierung, hält sie Reichstage ab und leitet sie die Versammlungen. Und im Gegensatz zu dem für byzantinisches Wesen schwärmenden und sich als Römer fühlenden Jüngling, der sich seiner sächsischen Heimat schämt und Rom zur Hauptstadt des Reiches proklamiert, führt Mathilde getreu der Tradition des sächsischen Königshauses mit starker Hand die Ostpolitik Heinrichs I. und Ottos des Großen fort. Es heißt von ihr: *Sie lenkte die ihr anvertrauten Reiche nicht mit weiblichem Leichtsinn, und auch die harten Köpfe der Barabarenkönige* (der Slawen) *machte sie sich gefügig mit dem Talent des Vaters und des Großvaters.*

Wie man der Kaisertochter Mathilde die Leitung der Reichsgeschäfte übergibt, so erkennt man Asfrid, Odinkars Tochter, als Herrscherin von Haithabu an, die allein Land und Volk regiert und als letzte auf den Mauern steht, während der Feind in die Festung einbricht.

Und ebenso wie die Bäuerin Gefährtin des Mannes ist mit Rat und Tat in Mühsalen und Gefahren, ist auch die Königin an den Unternehmungen des Königs, oft sogar an seinen Kriegszügen, beteiligt. Sie *teilte des Königs Herrschaft,* sagt Widukind von Corvey noch von Edid, der ersten Gemahlin Ottos des Großen, und bei der Mitteilung ihres Todes gibt er nicht die Jahre ihrer Ehe an, sondern die seit Ottos Herrschaftsantritt mit ihm geteilten Jahre der Regierung. Von den Norwegern bis zu den Franken und Goten hören wir, daß die Königin ratend und handelnd an den Regierungsgeschäften teilnimmt, ja sogar über die Hälfte der Gefolgschaft verfügt. *Es war herrschende Sitte bei mächtigen Königen,* berichtet die norwegische Königsgeschichte, *daß die Königin das halbe Gefolge zur Verfügung, aber auch zu besolden und zu unterhalten hatte und zu diesem Zwecke Steuern und Zölle einnahm; so war es auch bei dem König Waldemar, daß die Königin kein kleineres Gefolge hielt als der König, und beide wetteiferten miteinander, was tüchtige und glänzende Mannen betraf.*

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, mit der Otto I. eine innige Lebensgemeinschaft verbunden hatte, gegründet auf

gegenseitiges Verstehen und bewährt in gemeinsamem Wirken, wirbt er um die junge Adelheid von Hochburgund, die als Witwe des Königs Lothar die Regierung in Italien ausübt. An die *verehrungswürdige Königin der Lombardei* schreibt er: *Wir bitten, uns als unsere Gemahlin und Gefährtin unserer Herrschaft* (consors regni) *zu folgen.* An seiner Seite wird sie zur Kaiserin gekrönt *zum würdigen und erhabenen Bunde mit unserem Herrscher und zur Teilnahme an seiner Herrschaft.* Kurz nach seiner Kaiserkrönung spricht Otto in einer Urkunde vom 6. 10. 962 von ihr als der *Gefährtin unseres Imperiums* (consors imperii). Nach seinem Tode übt die Kaiserin weiter die Regierung in der Lombardei aus und führt später als alternde Frau für ihren unmündigen Enkel die Reichsgeschäfte in Deutschland. In ihrem Otto-Liede gedenkt Hrosuitha von Gandersheim ihrer mit den Worten:

Sie mühte sich stets durch die Tat zu beweisen,
Was ihrem hohen Range sie schuldig.
Die Kraft des Geistes, der sie beseelte,
War stark genug, um das Reich zu lenken ...

Ebenbürtig ihren Vorgängerinnen ist auch Kaiserin Kunigunde, die Gemahlin des letzten Sachsenkaisers Heinrichs II., im besten Sinne *Genossin seiner Herrschaft* und seine getreue Gefährtin, ja Stellvertreterin in schwerer Zeit. *Die geliebte Hausfrau und Kaiserin* nennt er sie in seinen Urkunden, *mit der wir ein Leib und eine Seele sind.* Als im Jahre 1012 Heinrich durch seine Belagerung von Metz in Lothringen festgehalten ist und der Erzbischof von Magdeburg plötzlich stirbt, der im Begriff war, bei Halle den sächsischen Heerbann gegen die einfallenden Polen zu sammeln, überträgt der Kaiser seiner Gemahlin die Führung der Reichsgeschäfte in Sachsen und die Verteidigung der Ostmark gegen den Polenfürsten Boleslaw, der den Wechsel des Oberbefehls nutzend die Feste Liubusua überfallen und verbrannt hat. Obwohl Unwetterkatastrophen und Überschwemmungen der Elbe eine Bewegung des Heeres unmöglich machen und jede Operation erschweren, verliert die Kaiserin nicht die Besonnenheit. Sie sammelt das ganze Landesaufgebot an der Mulde und versetzt das gesamte Grenzland in Kriegsbereitschaft, was die Polen veranlaßt, sich wieder zurückzuziehen. So *sorgte die Kaiserin,* rühmt sie ein Zeitgenosse, *für die Verteidigung des Vaterlandes.*

Ebenso übergibt auch der Normannenfürst Robert Burdet, während andere Aufgaben ihn abrufen, seiner Frau den Oberbefehl über die Verteidigung von Tarragona. *Mut und ein männlich Herz zierten sie in ebenso hohem Maße wie Schönheit,* schreibt ein Chronist. *Während der Abwesenheit ihres Mannes wachte sie mit den Wachen, legte in jeder Nacht eine Rüstung wie ein Ritter an, bestieg mit einem Stabe in der Hand die Mauern, ging in der Stadt umher, ermunterte die Wächter und wies sie an, sich schlau vor dem Hinterhalt der Feinde zu hüten.*

Für ihren kranken Gemahl lenkt in England Ethelred, die Tochter Alfreds des Großen, mit starker Hand die Regierung, schließt Verträge ab zur Verteidigung des Landes, schützt es gegen feindliche Angriffe, vergrößert es durch friedliche Unterhandlungen und befestigt es durch den Bau von Wällen und Burgen. Ganz nach ihrem Vorbild ergreift die berühmte Thyra, die Tochter eines holsteinischen Grafen, für ihren Gatten, den taten- und kraftlosen dänischen König Gorm den Alten das Steuer des Königreichs. Sie ist *die leitende Seele aller seiner Unternehmungen,* auch sie setzt sich tatkräftig für die Mehrung und Wahrung des Reiches ein und befestigt es durch den Ausbau des Danewerks zu einem gewaltigen Grenzwall. „Das ganze Volk mit dem Könige an der Spitze sah zu ihr auf wie zu einer Führerin"; davon überzeugt auch das Denkmal, das Gorm ihr bei Jaellinge setzte: *Gorm machte dieses Denkmal nach* (zum Andenken an) *Thyra seinem Weibe, Dänemarks Heil.* Als Thyra Danebot, „Dänemarks Heil", lebt sie noch heute im Volke fort.

Denn auch im Nachruhm lebt die große weibliche Persönlichkeit neben der männlichen über den Tod hinaus. Wie man die isländische Bäuerin Thorgerd, die selbständig nach Norwegen ausreist und im Alter ihr Schiff nach Island zurücklenkt, wie man die große Landnehmerin Unn nicht anders als die Königin Asa, die Ahnherrin der norwegischen Jarle, ehrt als führende Persönlichkeiten, indem man sie gleich den Bauern, Kriegern und Königen mit Schiff, Wagen, Reitpferd, Schmuck und Waffen im Hügelgrab bestattet und ihnen so Unsterblichkeit verleiht, so wird nicht nur Männern, sondern auch Frauen *ein Denkstein gesetzt an der Straße Rand,* der der Toten Tatenruhm verewigt.

Keineswegs ist es nur die große kriegerische Tat, der diese Art des Totenkultes dient, und keineswegs ist nur der Mann

der Empfänger der Ehrung, noch der, der sie veranstaltet. Unter den Runensteinen gibt es „eine überraschend große Anzahl, die, empfangend oder setzend, die Frau und Mutter, ja sogar auch die Schwester und Tochter nennt". So setzen nicht nur Sohn oder Tochter Runensteine für Vater und Mutter gemeinsam, die, die Gefährten im Leben waren, auch im Weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt vereinend; beide Eltern befestigen auch gemeinsam den Ruhm des gefallenen Sohnes. Und wenn der Mann nicht mehr lebt, so tritt die Frau als Familienoberhaupt auf und errichtet ihren Söhnen allein das Gedächtnismal.

Besonders aufschlußreich sind die Runensteine, mit denen die Frau ihres toten Mannes gedenkt, ja — mit seinen Kampfgefährten gemeinsam den Ruhm des gefallenen Kriegers befestigt oder selbständig für sein Fortleben im Nachruhm sorgt. Diese Runensteine „bezeugen, daß in germanischer Zeit das Leben der Frau sich nicht in einer Sphäre abspielt, die von der des Mannes grundsätzlich getrennt gewesen wäre, sondern, daß sie tatsächlich und im weitestgehenden Maße das Leben mit ihm teilte, in gleicher Haltung und Gesinnung. — Es bedeutet ferner, daß Sippe und Kriegerbund nicht als unvereinbare Gegensätze nebeneinander standen! — Denn ebenso wie die Sippe nicht eine von dem großen Geschehen abgesonderte, völlig ‚private' Welt darstellte, so verliert auch der Angehörige des Kriegerbundes nicht die Bindung an die Sippe. Gerade im Totenkult müßte sonst diese Scheidung deutlich hervortreten. Daß jedoch die Hausfrau — auch allein — dem Führer einer Kriegergruppe das mit stolzen Worten preisende Totenmal stiftet, ist ein starkes Zeugnis für die innere Verbundenheit beider Welten, bedingt durch den Gleichklang der Haltung und Ideale." So versteht es sich von selbst, daß auch Männer den Namen ihrer Lebensgefährtin dem Gedächtnis der kommenden Geschlechter durch Setzen eines Runensteines überliefern und ihr ein Fortleben im Nachruhm sichern, wie nicht nur der Stein, den Gorm der Thyra errichtete, sondern eine große Zahl weiterer Steinsetzungen bezeugen.

Ja, selbst nichtblutsverwandte Männer ehren das Andenken einer Frau, indem sie ihr ein Steinmal errichten, Männer, die in ihren Diensten standen wie der jütländische „Gutsverwalter" Asser, Fogges Sohn, der *die Runen ritzte nach Gryd, seiner Herrin.* Ebenfalls auf Jütland steht der gewaltige Denkstein, der dem Gedächtnis der mächtigsten Grundherrin von Däne-

mark, Thyre, gewidmet ist, die „mit glücklichem Erfolg das von ihm (ihrem Manne Gisl) überkommene Eigentum verwaltet und das Ansehen des Geschlechtes bewahrt und gemehrt (hat). Eine machtvolle und gebieterische Erscheinung ist sie gewesen, zu der die ganze Gegend als zu ihrer Herrscherin emporblickte. Sie liegt begraben zu Laeborg, und über ihrem Grabe erhebt sich ein gewaltiger Runenstein, dessen Thorshämmer davon zeugen, daß sie zu einer Zeit lebte, wo Dänemark noch heidnisch war. Die Inschrift hat folgende Worte: *Ravnunge-Thove hieb diese Runen ein nach Thyre seiner Gebieterin.* Auf Thyres Hügel hat noch ein anderer ansehnlicher Runenstein gestanden, dessen Inschrift erzählte: *Ravnunge-Thove und Funden und Gnyble, die drei warfen Thyres Grabhügel auf.* Eine solche Frau, über der runenkundige Männer Hügel und Mal errichten, kann kein unbedeutendes Weib gewesen sein, dessen Wirken nur innerhalb der Grenzen von Haus und Hof von Einfluß war. Sie muß eine von den Mächtigen des Landes gewesen sein", eine überragende Persönlichkeit und echte Herrschergestalt, vergleichbar der königlichen Unn, die als anerkanntes Oberhaupt ihrer Sippe für die Ihrigen handelt und sorgt.

Und nicht nur die Steinsetzungen verewigen das Andenken von Männern und Frauen. Neben den männlichen Ahnen leben auch die weiblichen Ahnen in Sippen-, Stammes- und Volkskulten fort, bezeichnenderweise nicht auf Fruchtbarkeit oder auf Haus und Hof spezialisiert, sondern für alle Bereiche des Lebens der Gemeinschaft zuständig. Und beide Geschlechter nehmen an ihren Kulten teil! Sowohl innerste Angelegenheiten der Sippe wie staatliche Führung, Fruchtbarkeit des Landes wie kriegerische Entscheidung, Rechtsprechung und die gesamten Belange des Volksschicksals werden unter den Schutz der vergöttlichten Mütter gestellt. Teilweise neben den männlichen Kulten einhergehend, teilweise mit ihnen verknüpft, bestätigt auch die Verehrung weiblicher Ahnen im Totenkult, was alle anderen Zeugnisse über das Verhältnis der Geschlechter aussagen:

Wo wir auch ansetzen, ein Stilgesetz durchherrscht die Beziehungen von Mann und Frau ebenso auf dem Bauernhof wie in der Königshalle, im Norden Germaniens wie im Süden, im Alltag wie im Kult und in gleicher Weise im tatsächlichen

Leben, wie der Geschichtsschreiber es überliefert, wie in der dichterisch gesteigerten Wirklichkeit des Heldenliedes.

Und dies ergibt sich:

1. Die Germanen sehen Männer wie Frauen als ganze Menschen, mit gleichen Eigenschaften begabt, dem gleichen Ideal verpflichtet, die gleichen Werte verwirklichend und dem gleichen Werturteil unterstellt.

2. Weder im öffentlichen Leben noch in der Ehe gibt es einen Anspruch auf Herrschaft eines Geschlechts über das andere. Das germanische Leben ist weder patriarchalisch noch matriarchalisch geordnet. Nicht die Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht entscheidet, sondern das Persönlichkeitsgewicht, die bessere Einsicht, die Befähigung und Leistung, wer den Ausschlag gibt und was einer „darf".

3. Im öffentlichen Leben wie in der Ehe stehen Männer und Frauen als selbständige Persönlichkeiten innerhalb der gleichen Lebenssphäre. Der Mann hat nicht hier seine Welt, die Frau dort die ihre; beide folgen bei verschiedener Arbeitsteilung den gleichen Zielen in gleicher Haltung und Gesinnung.

4. Die Ehe gründet auf der Ebenbürtigkeit der Ehegatten und erfüllt sich als Schicksalsgemeinschaft in der Wechselseitigkeit des Vertrauens und der Treue bei voller Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten. Nur wo einer des andern wert ist, kann Liebe gedeihen und sich in Treue bewähren.

5. Mann und Frau stehen in der Ehe selbständig nebeneinander, ohne einander einzudämmen oder den andern in der Freiheit der Persönlichkeit zu beschränken, so daß „Selbstbehauptung und Selbstvergessenheit in gleichem Maße heranwachsen" können.

ZWEITES BUCH

Wandlungen

Dem Manne zu gefallen und sich ihm zu unterwerfen

Von der Schulter dir schiebe,
was übel dir scheint,
und richte dich selbst
nach dir selber.
(Edda, Havamal)

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit, kündigt im 13. Jahrhundert ein süddeutscher Dichter mit ausladender spielmännischer Gebärde sein großes Drama an und verspricht seinem Publikum, die *lobebaeren helden* wieder auf die Bühne zu stellen, die in den fränkischen Liedern aus dem 5. Jahrhundert ihre monumental angelegten Rollen gespielt und seitdem die Herzen des Volkes erfüllt und nicht mehr losgelassen hatten.

Natürlich kann er Ritter Kuno und der Frau Schultheißin das verstaubte, altmodische Bühnenbild nicht mehr zumuten. Auf den Kulissen und Requisiten, die er vor ihnen aufbaut, hat er den alten rauhen Anstrich mit den lieblich zarten und leuchtenden Farben übermalt, die sie an den Höfen der staufischen Fürsten und Könige vom Sehen oder Hörensagen lieben.

Und die Personen des Dramas? Sind sie noch die gleichen geblieben?

Die „alten Mären" sind uns verlorengegangen und können uns über sie keine Auskunft mehr geben. In den Liedern der Eddasammlung, unter deutschem Einfluß und nach den deutschen Vorbildern nachgeschaffen, haben wir sie kennengelernt: als Sigurd und Brynhild Gunnar, Högni und Gudrun.

Aus den königlichen Brüdern Gunnar und Högni sind König Gunther und sein Dienstmann Hagen geworden; aus ihrer Schwester Gudrun, die damals Sigurds Gattin war, die höfische

Kriemhild, um deren Minne zu gewinnen, Siegfried, jetzt König der Niederlande, für Gunther als dessen Lehnsmann um Brünnhild wirbt, die in der Edda Brynhild hieß. Ein Tausch der Namen also, nichts weiter? Eine Umkleidung in höfisches Kostüm und verfeinerte Sitte? Eine Anpassung an eine veränderte Gesellschaftsordnung? Sonst nichts?

Eine Vertiefung vielleicht in den Beziehungen der Menschen unter der neuen religiösen Bindung?

Und wie verhält es sich hier mit den Beziehungen von Männern und Frauen? Herrscht unter ihnen das gleiche Gesetz des ebenbürtigen Nebeneinanders selbständiger Persönlichkeiten, die in gleicher Verpflichtung füreinander und zum gemeinsamen Schicksal einander verbunden sind und sich verwesentlichen?

Nur dem Mann sich zu verbinden, der bewies, daß er nach göttlichem Willen ihr zugedacht und ihrer würdig war, hatte Brynhild gelobt — eine Frau, deren Größe darin lag, wie sie die tiefe Notwendigkeit ihres inneren Gesetzes erfüllte.

Brünnhild ist anders. Brünnhild ist für den Dichter ein übermütiges Kraftweib, eine Athletin, deren Leibesstärke weit über menschliches Maß hinausragt. Wer ihre „Minne" besitzen will, muß sie in drei Kampfspielen durch Kraftleistungen überwinden, wenn es ihm nicht „an Leben und Leib" gehen soll.

König Gunther beschließt, nach Island zu fahren und dort um sie zu werben, überzeugt, die starke Jungfrau *leichtlich zu überwinden allein mit seiner Hand.* Und Siegfried gelobt dem König Hilfe, wenn er zum Lohn die schöne Kriemhild zum Weibe erhalte. Als er Gunthers Werbung bei Brünnhild vorbringt, antwortet sie:

Will er, die ich erteile, / meine Spiele dann bestehn
Und bleibt darin der Meister, / so werde ich sein Weib;
Doch ist's, daß ich gewinne, / es geht euch allen an den Leib.

Der Gedanke der Ebenbürtigkeit spielt hier keine Rolle mehr. Der Mann, der die Frau überwindet und sich durch seine stärkere Kraft als ihr „Meister" erweist, darf sie besitzen. Gewinnt aber sie über ihn den Sieg, so geht es ihm ans Leben. — *Ich fürcht ihn nicht so heftig, daß ich würde sein Weib,* erklärt sie verächtlich. Nicht gottgewolltes Zueinander des ebenbürtigen Mannes und der ebenbürtigen Frau — sondern Kampf zwischen den Geschlechtern, ein Kampf, in dem der Mann der Über-

winder sein soll, die Frau überwunden werden will, um sein Weib werden zu können.

Was vorher sinnbildhaft die höchste Bewährung heldischer Sinnesart war, da die Freierprobe nach göttlichem Beschluß den als edelsten und ihr allein ebenbürtigen Helden auswies, der das Feuer durchritt, das wird hier ein grotesker Wettkampf mit dem „ungeheuren Weib", vor deren grimmem Sinn die „edlen" und „kühnen" Recken sehr schnell den Mut und alle Fassung verlieren und sehr unheldenhaft um ihr Leben zittern. *Wie nun, König Gunther?* ruft Hagen in großem Entsetzen beim Anblick der gewaltigen Waffen, die für diese „minnigliche Jungfrau" herbeigeschafft werden: *An Leben geht's und Leib! Die ihr begehrt zu minnen, die ist des Teufels Weib.* Der König selbst weiß vor Angst nicht mehr ein noch aus und bereut aus Herzensgrund, daß er sich mit dieser Frau eingelassen hat.

Er dacht in seinem Sinne: / Was soll das sein hier?
Der Teufel aus der Hölle / wie schützt er sich vor ihr?
Wär ich mit meinem Leben / wieder an dem Rhein,
Sie dürfte hier wohl lange / meiner Minne ledig sein.

Nachdem Siegfried, in der Tarnkappe verborgen, *des übeln Teufels Braut* besiegt hat und man ihm, der nun wieder sichtbar unter seine Gefährten tritt, von dem Ausgang des Kampfes berichtet, wendet er sich schadenfroh an Brünnhild:

Nun wohl mir dieser Märe, / sprach Siegfried der Held,
Daß hier eure Hochfahrt / also ward gefällt
Und jemand lebt, der euer / Meister möge sein.
Nun sollt ihr, edle Magd, / uns von hier folgen an den Rhein.

Doch wenn die Männer auch triumphieren können, weil sie die „Hochfahrt" dieser Frau zu Fall gebracht haben, ihren Willen haben sie noch nicht gebrochen, und in der Brautnacht entbrennt ein neuer Kampf auf Leben und Tod zwischen dem *edlen König* und dem *übeln Teufel,* den er sich in sein Haus geladen.

In Brünnhilds Anwesenheit hat der König seinen Eid gelöst und Siegfried seine Schwester Kriemhild zum Weibe gegeben. Seine Erklärungen, daß Siegfried, sein „Eigenmann", in Wahrheit selber König sei, haben Brünnhild nicht befriedigt. Voller Argwohn erklärt sie Gunther, als er sich ihr in der Nacht nähert, sie wolle noch Jungfrau bleiben, bis sie erfahre, was es mit Siegfried auf sich habe. Gunther aber mißachtet roh ihren Wunsch und wendet Gewalt an — *er rang nach ihrer*

Minne und zerrauft ihr Kleid. Doch vergeblich versucht er, *der ihr Gebieter sollte sein,* ihr *obzusiegen* — sie läßt sich sein *ungezogenes* Geraufe nicht gefallen, sondern bindet den königlichen Gemahl und hängt ihn an die Wand, damit er sie *im Schlaf nicht stört.*

Verzweifelt fleht der König am anderen Tage Siegfried an, die Widerspenstige zu zähmen und sie zur Minne zu *zwingen,* — *„und nähmst du Leben ihr und Leib, das wollt ich wohl verschmerzen"*. Es geht ihm hier nur noch darum, das *schreckliche Weib,* wie er sie nennt, sich zu unterwerfen und ihr den eigenen Willen aufzudrängen, um in diesem Kampf Sieger zu bleiben und die ihm überlegene Frau mit allen Mitteln und um jeden Preis, und sei es durch Betrug, zur Anerkennung ihres Gebieters zu bringen.

Als aber die athletische Jungfrau auch den siegessicheren Siegfried hochhebt und gegen die Wand preßt, wird die Notwendigkeit, seine beängstigende Lage grundsätzlich abzuändern, für den arg bedrängten Recken zur Prestigeangelegenheit des ganzen männlichen Geschlechts:

„O weh", gedacht er, „soll ich / Leben nun und Leib
von einer Maid verlieren, / so mag jedes Weib
In allen künftgen Zeiten / tragen Frevelmut
Dem Manne gegenüber, / die es sonst wohl nimmer tut."

Diese wahrlich für die Männer bedrohliche Aussicht treibt Siegfried zum Einsatz seiner letzten Kräfte. Es gilt, den Kampf zwischen Mann und Frau ein für allemal zu entscheiden und ihrer angemaßten Freiheit des eigenen Willens einen Riegel vorzuschieben, damit nicht auch andere Frauen, die es sonst wohl nimmer täten, nach solch übermütiger Selbständigkeit lechzen können.

Nach einem Ringkampf, der selbst dem im Dunkeln verborgenen König das Blut in den Adern stocken läßt, bezwingt Siegfried die Frau, *daß ihr die Glieder knackten, dazu der ganze Leib* und sie endlich einsieht, daß ihr Bezwinger *den Frauen Gebieter sein kann.* Nicht ohne heimlich einen Goldring und einen Gürtel der Königin an sich zu nehmen, verschwindet der edle Degen und räumt Gunther das Feld.

Von seinen Heimlichkeiten / ihre lichte Farb erblich.
Heil wie von der Minne / die große Kraft entwich!
Da war auch sie nicht stärker / als ein ander Weib,
Minniglich umfing er / ihren schönen Leib.

Wenn sie es auch versuchen sollte, meint der Dichter, ihm Widerstand zu leisten, es würde ihr doch nichts nützen, denn ihre Kraft ist verloren — *das hat ihr alles Gunther mit seinem Minnen getan.*

Der Frevelmut des teuflischen Weibes Brünnhild ist zu Fall gebracht, die Minne ihres Überwinders hat sie gezähmt und ihre Kraft und ihren Willen gebrochen. Sie ist zum schwachen und folgsamen Weibe geworden, das seinem Gebieter verspricht, *nicht wieder der edlen Minne sein zu wehren,* wie es sich für sie *nach Pflicht* gebührt.

Aber ihr unbefriedigter Ehrgeiz und die Eifersucht auf die glücklichere Kriemhild lassen sie nicht schlafen.

Da dacht auch alle Tage / Brünnhild die Königin:
„Wie trägt nur Frau Kriemhild / so übermütigen Sinn!
Nun ist doch unser Eigen / Siegfried ihr Mann.
Der hat uns nun schon lange / wenig Dienste getan."

Wenn früher Brynhild beim Streit mit Gudrun den Vorrang Gunnars damit begründete, er allein habe die höchste Mannesprobe gewagt, und erkennen mußte, daß sie unwissentlich einen Unwürdigen zum Manne nahm, so führt Brünnhild — selber in die Unfreiheit ihrer Ehe verwiesen und darum in der Dienstwilligkeit anderer ihre Genugtuung findend — für den höheren Wert ihres Gatten an, Siegfried sei Gunthers Eigenmann und unfrei. Um vor aller Augen zu zeigen, daß sie und Siegfried edel geboren sind, betritt Kriemhild mit ihren Frauen vor Brünnhild das Münster und heißt sie öffentlich Siegfrieds Kebse. Mit den geraubten Kleinodien beweist Kriemhild der Schwägerin den schmählichen Betrug, mit dem Gunther und Siegfried sie überlistet haben.

Und die beiden Ehrenmänner bringen es fertig, durch die geschickte Formulierung des Eides, den Siegfried leistet und Gunther ihm abnimmt, Kriemhilds Beschuldigung zu entkräften und die eigene Frau und Schwester Lügen zu strafen. Brünnhild aber verwindet die Schande nicht, „vor allen Leuten" gedemütigt worden zu sein. Hagen findet sie weinend, und e r beschließt Siegfrieds Tod, denn *Brünnhildens Weinen soll ihm werden leid. Immer sei ihm Hagen zu Haß und Schaden bereit.* Wahrlich ein Wettstreit an edler Gesinnung!

Brünnhild selbst ist nun für die Handlung bedeutungslos geworden. Sie, die einst ihre Ehre durch Sigurds Blut heilen mußte und nach dem Mord gewaltigen Urteilsspruch sprach

und vollzog, mit dem eigenen Tod die Tat zahlend, sie, die einst „die Sage seelisch beherrschte", ist hier nur noch Ursache der Ermordung, dann tritt sie von der Bühne ab. Nur kurz wird später einmal ihres übermütigen Frohlockens Erwähnung getan, in dem sie kaltherzig ihren Triumph vor dem Hofe über den Schmerz Kriemhilds auskostet. Welch andere Haltung gegenüber jener großartigen Rächerin, die in ihrem Ende erst im hellsten Lichte ihres Menschentums steht und frei und stolz die tiefe, ernste Notwendigkeit des inneren Gesetzes erfüllt! Das Großbild des germanischen Menschen, wohl sieht es der Dichter der neuen Zeit, doch nur den Umriß vermag er nachzuziehen, wobei freilich sein an andere Maße gewöhntes Auge ein Grauen befällt, — die Ausfüllung, die Gesinnung erlebt er nicht mehr.

Daß eine Frau eigene Ehre besitzt, die, wie die Ehre des Mannes, ihre sittliche Existenz ausmacht, daß sie für diese Ehre kämpfen und in den Tod gehen kann, ist diesen Menschen nicht nacherlebbar. Brünnhild ist ein *teuflisches* und sie ist ein *unminnigliches* Weib. Aus einer anderen Sicht, nach einem anderen Vorbild wird sie und ihr Tun gewertet und darum nicht mehr „verstanden". Das Interesse an ihr ist zurückgetreten hinter dem an der häuslichen, in der Abgeschiedenheit der Kemenate minniglich erblühten und demütigen Kriemhild und ihrem Schicksal: ihrer Liebe zu Siegfried.

Der minniglichen Kriemhild gehört die ganze, zärtliche Teilnahme des Dichters vom ersten Augenblick bis zum letzten. Hier findet er Gelegenheit, den großen farbenprächtigen Teppich ritterlicher Kultur ihr zu Füßen zu breiten. Sie umkleidet er mit dem Mantel höchster Schönheit und edelster höfischer Sitte und Tugend. Kriemhild ist die zärtlich geliebte Minneheldin des Dichters geworden, die noch halb kindlich mit reizend naiver Schüchternheit erschrocken ausruft, als die Mutter ihr den Falkentraum deutet:

„Was sagt ihr mir vom Manne, / viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne / will ich immer sein;
So schön will ich verbleiben / bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne / nie gewinnen möge Not."

„Verred es nicht so völlig", / die Mutter sprach da so;
„Sollst du je auf Erden / von Herzen werden froh,
Das geschieht von Mannesminne: / du wirst ein schönes Weib,
Wenn Gott dir noch vergönnet / eines guten Ritters Leib."

„Die Rede laßt bleiben, / viel liebe Mutter mein,
Es hat an manchen Weiben / gelehrt der Augenschein,
Wie Liebe mit Leide / am Ende gerne lohnt:
Ich will sie meiden beide, / so bleib ich sicher verschont."

Auch die Gudrun Osvifstochter der Laxdoelasaga bittet als fünfzehnjähriges Mädchen den weisen Gest, ihre Träume zu deuten: *„Viel habe ich zusammengeträumt den letzten Winter über, doch sind es vier Träume, die mir besonders Gedanken machen; und keiner hat sie mir gedeutet, daß es mich befriedigt hätte; aber doch möchte ich nicht, daß sie mir nur nach Wunsch und Gefallen gedeutet werden."* Gest sagt ihr, daß sie vier Männer heiraten und sie alle verlieren werde. *Gudrun war blutrot geworden, während die Träume gedeutet wurden, doch äußerte sie kein Wort, ehe Gest seine Rede beendet hatte. Dann sagte Gudrun: „Du hättest bessere Voraussagen in deiner Rede vorbringen können, hätte ich dir Besseres an die Hand gegeben. Doch habe Dank dafür, daß du die Träume gedeutet hast. Aber schwere Gedanken muß man sich machen, wenn dies alles so eintreffen soll!"*

Sie nimmt nicht unbesehen und ungeprüft hin, was man sagt, sie kann verlangen, daß man ihr nichts vormache, weder nach der guten noch nach der schlechten Seite hin, sondern sachlich die Träume beurteilt und deutet ohne Hinblick auf sie, die es treffen soll; alles andere würde bedeuten, daß man sie nicht ernst nimmt. Und was sie daraus macht, das ist nur ihre Sache!

Stolz ist diese Gudrun. Sie will keine Beschönigung, sie will die volle Wahrheit sehen. Alle Kraft nimmt sie zusammen, um ihrer Erregung Herr zu werden. Nur das Erröten verrät, was in ihr vorgeht. Völlig aber überrascht uns ihre Antwort: kein Wort zunächst, das ihr Empfinden ausspricht, das ihrem Entsetzen und ihrer Erregung Luft macht, sondern die sachlichste Feststellung, die sich hier denken läßt. Ihre Antwort befreit den andern von dem Gefühl der Belastung durch die verhängnisvolle Auskunft und wehrt jede Gefühlsteilnahme ab; sie würdigt zugleich seine Rückhaltlosigkeit und versetzt so sich

selbst wie den anderen wieder in den Zustand, der durch keine Gefühlsbeteiligung verwischt ist und den klaren Abstand wiederherstellt. Wissend schreitet sie ihrem Schicksal entgegen, Auge in Auge mit dem Kommenden, das sie angenommen hat, um es zu bestehen.

Wie anders die junge Kriemhild! Vor ihr wächst plötzlich ein ausweglos Grauen auf. Wie ein ängstlich flatterndes Vögelchen wehrt sie sich gegen das, was drohend in ihre umhütete Geborgenheit bricht. Lieber will sie auch dies von der Mutter als höchstes gepriesene Glück meiden, um von Leid verschont und *so schön zu bleiben bis an ihren Tod.* Diese jungfräulich schamhafte Haltung, so oft als echt deutsch gepriesen, hat in ihrer Angst vor der Gefährdung durch das Geschlecht und ihrer Besorgnis um ihre Schönheit keine Wurzeln in germanischem Empfinden, sondern einerseits in hurritischer Verachtung und Verfluchung des „Fleisches" und dem Ideal „unbefleckter Jungfräulichkeit", andererseits in muslimisch-arabischen Vorstellungen vom Paradiese, in dem den Gläubigen reine Jungfrauen (Huris) verheißen werden, die *in besonderer Schöpfung* erschaffen sind, die immer schön bleiben und niemals gebären.

Um ihre Schönheit zu bewahren und sicher der Not und jeder Beunruhigung des Herzens zu entrinnen, will Kriemhild auch jeder Versuchung aus dem Wege gehen, während Gudrun bereits in der Aufforderung an Gest, den Traum nicht nach ihrem Gefallen zu deuten, ja sagte zu dem, was sie vorahnend schon an harter, schwerer Zukunft sah. Sie fragt nicht nach einem „Glück", das sich nicht erfüllte. Diesen Weg zu gehen, diese Zukunft zu meistern, darauf allein kommt es an, das ist wichtig und würde für sie „Glück" heißen. Diese höfischen Frauen aber stehen in einer völlig anderen Welt. I h r Blick ist nur auf den Mann gerichtet. Sie *werfen kurze Blicke,* wie der Koran sagt. Alles Glück, das ihnen je widerfahren kann, *das geschieht von Mannesminne.*

Wenn gesagt worden ist: „Die Brunhildsage ist nun, wie es dem Geschmack der Ritterzeit entsprach, zur Liebesgeschichte geworden", so heißt dies nicht, daß hier nur ein Wechsel des Themas vorliegt, lediglich ein neues Motiv angeschlagen wird, das die Germanen nicht gekannt hätten, als hätten die Menschen der germanischen Frühzeit nicht oder „weniger" geliebt. Ihre Liebe ist freilich von anderer Art, und sie spricht sich um so weniger in Worten aus, je tiefer sie empfunden ist. Nur

durch ihre Handlungen und Taten hindurch spüren wir die Größe der Leidenschaft, als Tat wird sie faßbar. Doch wenn sie in der Dichtung einmal Rede wird oder Gegenstand, so doch niemals um ihrer selbst willen — geschweige denn, daß das Gefühl selbst sich ausströmte —, sondern nur in ihrem Bezug auf die Ehre. Alle Leidenschaft des Germanen „wird zurückgestoßen und aufgehalten, bis sie sich einen Weg in dieser Richtung bahnen kann. Seine Freundschaft zum Manne und seine Liebe zur Frau finden nie ihren Ausdruck um des eigentlichen Gefühls willen; sie werden bewußt nur als eine Steigerung des Liebhabers und infolgedessen als eine Erweiterung der Verantwortlichkeit empfunden". Immer aber sieht der Germane Mann und Frau als ganze Menschen, die als solche auch lieben und hassen und vieles andere tun; die Menschen der höfischen Kultur des Mittelalters dagegen sehen Mann und Frau in ihrer Bezogenheit aufeinander als Geschlechtswesen, wobei die Liebe des Germanen mit dem neuen höfischen Begriff der „Minne" nichts zu tun hat.

Die Minne Kriemhilds, das Wehren und scheue Aufkeimen der Neigung, Siegfrieds Werben, die Ehe der beiden und der Schmerz der Witwe um den ermordeten Gatten, das ist jetzt das Thema des ersten Teiles des Nibelungenliedes. Siegfried unterstützt Gunthers Brautwerbung nicht aus Treue zum Schwurbruder, sondern um der Minne zu Kriemhild willen. Damit rechnen auch die Burgundenkönige, die sich der Freundschaft und Hilfsbereitschaft des trefflichen Ritters versichern wollen. Gernot schlägt seinen Brüdern vor, dem Helden, der ihnen seine Dienste bot, *vor allen Recken einen Gegendienst zu erweisen* —

„Heißet Siegfrieden / zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn das Mägdlein grüße: / das bringt uns immer Frommen.
Die niemals Recken grüßte, / soll sein mit Grüßen pflegen,
Daß wir uns so gewinnen / diesen zierlichen Degen."

Als Kriemhild ihm dankt, daß er ihren Brüdern im Streit gegen die Sachsen beigestanden hat, erwidert er galant:

„Stets will ich ihnen dienen", / sprach Siegfried der Degen,
„Und will mein Haupt nicht eher / zur Ruhe niederlegen,
Bis ihr Wunsch geschehen, / so lang mein Leben währt:
Das tu ich, Frau Kriemhild, / daß ihr mir Minne gewährt."

Um ihre Minne *leistet er alles, was sie gebieten,* erniedrigt er sich zu Lehns- und Botendiensten. Als er sich jedoch Urlaub von den Königen erbittet, um heimzukehren, gelingt es Giselher, Siegfried durch den Hinweis auf die vielen schönen Frauen, die er hier sehen könne, von seinem Vorhaben abzuhalten:

Wohin, edler Siegfried: / wohin reitet ihr?
Hört meine Bitte, / bleibt bei den Recken hier,
Bei Gunther dem König / und bei seinem Lehn:
Hier sind viel schöne Frauen, / die läßt man euch gerne sehn.

Siegfried ist nicht mehr der vom Mythischen umwitterte und getragene Held, der im Wald mit den Tieren aufgewachsen ist. Eine solch zügellos wilde Jugend konnte man ihm nicht gestatten — *wir müssen viel verschweigen von ihm in heutigen Tagen,* gibt der Dichter zu. Siegfried ist wie auch Gunther und seine Brüder hier ein Ritter von höfischer Zucht und galanten Sitten den Frauen gegenüber.

Mancher junge Recke / wünschte heut so sehr,
Daß er wohlgefallen / möchte den Frauen hehr,
Daß er dafür nicht nähme / eines reichen Königs Land.

Vor ihnen will man *sich sehen lassen,* muß man tournieren und paradieren und *herrlich Gewand haben,* da man vor ihnen „Ehre" gewinnen will. Die größte, ja einzige Sorge, die Gunther bewegt, als er sich zur Fahrt nach Island entschlossen hat, ist

Was wir für Kleider sollten / vor Brünnhilden tragen,
Daß wir's nicht Schande haben / hört man künftig von uns sagen.

Mit „seinen großen Sorgen" geht er zu Kriemhild und bittet sie:

Viel liebe Schwester mein,
Ohne deine Hilfe / kann es nimmer sein.
Wir wollen abenteuern / in Brünnhildens Land.
Da müssen wir vor Frauen / tragen herrlich Gewand.
Laßt eure Mägdlein sorgen, / daß es uns herrlich steht.

In ihren neuen Kleidern sind sie mit der Wirkung ihrer Erscheinung auf ihr Publikum äußerst zufrieden.

Vor wen sie immer kamen, / die mußten all gestehn,
Sie hätten nie auf Erden / schöner Gewand gesehn.
Drum mochten sie es gerne / da zu Hofe tragen:
Von besserm Ritterstaate / wußte niemand mehr zu sagen.

Der Eindruck auf die minniglichen Frauen ist auch Siegfried vor allem anderen wichtig. Dem Heergeleit, das er für Gunther herbeiholt, erklärt er:

Ihr guten Ritter, / eins will ich sagen:
Ihr sollt reiche Kleider / dort am Hofe tragen;
Denn uns wird da schauen / manch minnigliches Weib.
Darum sollt ihr zieren / mit guten Kleidern den Leib.

Bei allem, was diese Ritter tun, spürt man die Frauen im Hintergrund als stumme, aber höchst wichtige Zuschauer. Ja, selbst wenn der Wert eines Helden gezeigt werden soll, so geschieht es dadurch, daß der Dichter den Eindruck schildert, den der Ritter auf die *schönen Kinder* macht, wie beliebt er bei ihnen ist, wie er ihnen gefällt. So heißt es von Siegfried:

In seinen besten Zeiten / bei seinen jungen Tagen
Mochte man viel Wunder / von Siegfrieden sagen,
Wie Ehr an ihm erblühte, / und wie schön er war zu schaun:
Drum dachten sein in Minne / viel der weidlichen Fraun.

Wenn er bei den Recken / auf dem Hofe stand,
Wie man noch zur Kurzweil / pflegt in manchem Land,
Wie stand dann so minniglich / das Sieglindenkind,
Daß manche Frau ihm heimlich / war von Herzen hold gesinnt.

Die Leute sahen ihn gerne; / viel Fraun und Mädchen schön
Wünschten wohl, er käme / dahin noch immerdar.
Hold waren ihm gar viele, / des ward der Degen wohl gewahr.

Der Blick des Mannes ist ständig auf die Frauen gerichtet. Er weiß, daß sie ihm zuschauen, und richtet sein Benehmen und sein Verhalten danach ein.

Um die männlichen Gäste bei Hofe zu erfreuen, läßt man die Frauen ausnahmsweise aus der Kemenate, in der sie sonst ein abgeschlossenes Leben für sich führen, um nur gelegentlich einen Blick aus den Fenstern auf die Welt der Männer zu erhaschen. Doch dem Hofgelage verleiht erst die Gegenwart des schönen Geschlechts Schmuck und die Hochstimmung des Festes, denn die minniglichen Kinder sind den Recken *zur Augenweide* geboren. Sie anzuschauen, mit ihnen zu kurzweilen, indem man sie *mit zärtlichen Augen liebkost*, bringt *hoher Lust Gewinn*.

Da sprach zu dem Könige / von Metz Herr Ortewein:
„Soll dies Hofgelage / mit vollen Ehren sein,

So laßt eure Gäste / die schönen Kinder sehn,
Denen so viel Ehren / in Burgundenland geschehn.

Was wäre Manneswonne, / was freut er sich zu schaun,
Wenn nicht schöne Mägdelein und herrliche Fraun?"

Wie die Männer darauf bedacht sind, daß sie sich vor den Frauen *gut ausnehmen,* so hebt auch in der Kemenate ein emsiges Zieren und Putzen an *im Hinblick auf die unkunden Herren,* denen sie vorgeführt werden sollen, wie es *Sitte war bei weidlichen Fraun.* Die Sorge um ihre Wirkung auf die *Recken da zu Hofe* beschäftigt selbst die trauernde Kriemhild bei ihrer Entscheidung, ob sie Etzels Gemahlin werden soll.

Sie sprach: „Lieber Bruder, / wie rätst du mir dazu?
Weinen und Klagen, / das käm mir eher zu.
Wie sollt ich vor den Recken / da zu Hofe gehn?
Hatt' ich jemals Schönheit, / um die ist's lange geschehn."

Doch wenn man die Frauen einerseits erhöht und „ehrt", indem man sich aus Galanterie nach dem arabischen Vorbild des demütig ergebenen Dieners ihnen unterordnet, ihnen dient, ihren Wünschen als Befehlen gehorcht und sie als Richter über sich anerkennt, kurz — ihnen als „Kavalier" begegnet, so verhindert dieses durchaus nicht, daß der Ehemann sie schlägt und züchtigt.

„Das hat mich schon gereuet", / sprach das edle Weib;
„Auch hat er so zerbläuet / zur Strafe mir den Leib,
Daß ich je beschwerte / mit Reden ihr den Mut,
Er hat es wohl gerochen, / dieser Degen kühn und gut."

Wie will das zueinander stimmen? Die germanische Frau beantwortete einen einzigen Backenstreich, indem sie sich von ihrem Mann schied wie Thordis, Gislis Schwester, und Gudrun Osvifstochter oder mit Totschlag wie die Hallgerd der Njalssaga. Wir vergaßen, daß wir in Kriemhild, die *völliglich ein Jahr* in ihrer Kemenate für den am Hof weilenden Siegfried unsichtbar bleibt und sich *ganz im Geheimen* von einem Boten Kunde über den fremden Recken, den sie aus dem Fenster erspäht hat, holen muß, denn *sie wagte es nicht öffentlich,* — daß wir in ihr jene Gudrun wiedertreffen, die einst Atli von ihrer Jugend erzählen konnte:

Wir drei Geschwister
Dünkten uns trotzig;
Wir fuhren zur Ferne
Wir folgten Sigurd.
Wir strebten vom Strande,
Steuerten die Schiffe
Das Schicksal lenkte uns:
Wir gelangten ins Ostland.

Wir erschlugen den König,
Erkämpften die Lande
Die Hersen beugten sich:
Sie hegten Besorgnis.
Wir befreiten vom Waldgang,
Wem Frieden wir wünschten;
Die machten wir mächtig,
Die mittellos waren.

Diese stolzen Worte geben uns „in dem Rückblick der Gudrun auf ihr Leben mit Brüdern und Gatten jenes Ideal tatkräftigen Ausgriffs in die Welt, wie es die Kinder des letzten Wikings noch in vollen Zügen l e b t e n. ‚Wir' sagt die Gudrun, die Frau, die als Kriemhild im Nibelungenlied in der Kemenate sitzt und die Schläge des Gatten wegen Geschwätzigkeit duldet nach der Auffassung der neuen, christlichen Zeit".

Nur in der Öffentlichkeit begegnet der Mann den Frauen als „Kavalier", nur vor der Gesellschaft zeigt er sich ihnen gegenüber als ergebener Diener, als gefälliger und galanter Minneheld, — in der Kemenate und im Schlafgemach gilt für Mann und Frau ein anderes Vorbild.

Wie der Schwächling Gunther Brünnhild mit Siegfrieds Hilfe ihre beunruhigende Kraft, ihre gefährliche Selbständigkeit und ihren teuflischen Stolz austrieb und sie lehrte, daß e r Herr sein solle über sie, sie aber stillzuhalten, zu gehorchen und sich nicht zu wehren habe, so hat man auch Kriemhild in Gehorsam und Demut dem männlichen Geschlecht gegenüber erzogen. Als ihr Bruder Gunther sie in seinen großen Sorgen bittet, die prächtigen Gewänder für seine Brautfahrt anzufertigen, antwortet sie ergebungs- und demutsvoll, wie es sich jetzt für Frauen dem Manne gegenüber ziemt:

„Ihr sollt mich, edler Ritter, / nicht in Sorgen bitten,
I h r s o l l t m i r g e b i e t e n / mit hehren Sitten,

Was euch gefallen möge, / dazu bin ich bereit
Und tu's mit gutem Willen", / sprach die wonnigliche Maid.

Ebenso unterwürfig beantwortet sie die Bitte des Bruders, ihn von dem Eid zu lösen, den er Siegfried geschworen hat, und den Helden von Niederland zum Manne zu nehmen:

Die edle Maid versetzte: / „Viel lieber Bruder mein,
Ihr sollt mich nicht flehen, / ich w i l l g e h o r s a m sein.
Wie ihr mir gebietet: / so soll es sein getan.
Dem will ich mich verloben, / den ihr, Herr, mir gebt zum Mann."

Zwar, v o r d e m H o f e erbietet Siegfried sich *ihr zu Diensten,* und *scheu, wie Mädchen pflegen, schämte sie sich ein Teil.* Als sie aber Siegfried *bald war untertan* und den Bubenstreich ihres Bruders und ihres Gemahls, den dieser selbst vor ihr ausgeplaudert hat, nun ihrerseits preisgibt, will der edle Siegfried *nicht eher ruhen, bis sie es beklagt. Man soll so Frauen ziehen,* empfiehlt er scheinheilig seinem Mitverschworenen, *daß sie üppige Reden lassen,*

Verbiet es deinem Weibe, / ich will es meinem tun.
Ihres unschicklichen Benehmens / wahrlich schäm ich mich nun.

Und er „verbietet" es ihr, indem er ihr *zur Strafe den Leib zerbläuet.* Kriemhild aber, die auf solche Weise von ihrem Eheherrn zu Gehorsam und Stillschweigen „Erzogene", läßt seine Schläge nicht nur geduldig über sich ergehen — nach ihrer Meinung hat *dieser Degen kühn und gut* recht getan, sie zu züchtigen. Sie ist erst jetzt ganz zum untertänigen Eheweib geworden und bejaht ihre Vergewaltigung durch ihren Gebieter.

Der Dichter, der den ersten Teil in lieblicheren Farben gemalt hat, findet im zweiten Teil heroischere Töne und gibt seinen Helden größeres Maß, das sie den alten Vorbildern näherrückt. In der Gestalt Hagens von Tronje wetterleuchtet noch einmal die alte Welt des germanischen Heldengeistes, des harten, todestrotzigen Kämpfers, der unbeirrbar und unerbittlich seinen Schicksalsweg geht und der das Schicksal besiegt und überwindet, weil er es aufrecht und furchtlos erfüllt. Zwar wird auch er, wie alles, was in heidnischer Zeit echte Größe besaß, von der neuen, christlichen Sicht her mit dämonischen

und unheilvollen Zügen belegt, wenngleich nicht in dem Ausmaße wie die großen weiblichen Persönlichkeiten der alten Lieder.

Denn auch Kriemhild hat der Dichter hier heroisches Maß wieder verliehen. Eins aber vermochte er ihr nicht zu geben: das Entscheidende, das den Taten der alten Helden ihren heroischen Sinn gab. Brynhild, die für ihre Ehre kämpfte, war in Brünnhild, kleinlich und von niedriger Sinnesart, weit zurückgetreten hinter einer Kriemhild, die um ihre Liebe Leid erfährt. Gudrun hatte für die Ermordung ihrer Brüder Blutrache genommen — Kriemhild verrät die eigenen Brüder und das eigene Volk! Das eigene Blut war dem Germanen unverletzlich. Diese Menschen aber verstehen nicht mehr, was „Sippe" ist, wie Sippe bindet und verpflichtet, weil sie wie ein Leib ist, und was dem einzelnen widerfährt, das Ganze verletzt, und was das Ganze trifft, auch dem einzelnen zugefügt wird. Sie haben gelernt, daß man Vater und Mutter hassen soll, um etwas anderem nachzufolgen. Die Frau, unter dem Gebot stehend „Er soll dein Herr sein", hat ihre Selbständigkeit hinter sich gelassen und geht auf in der Sippe des Ehemannes, der nur noch allein auf all ihren Einsatz und alle Verpflichtungen Anspruch hat.

Ob seinem frühen Tod

Den nächsten Anverwandten / wie gab sie blutgen Lohn!

Kriemhild ist nur von dem Gedanken beherrscht,

Wie man mit Widerstreben / sie doch gebracht dazu,
Daß sie minnen mußte / einen heidnischen Mann;
Die Not hat ihr Hagen / und Herr Gunther angetan.

Wie sie das rächen mochte, / dachte sie alle Tage:
„Ich bin nun wohl so mächtig, / wenn es auch mißbehage,
Daß ich meinen Feinden / mag schaffen Herzeleid."

Ist dies aber „Rache" noch? Ist an ihre Stelle nicht vielmehr jene „symmetrische Moral" getreten, die ein Auge für ein Auge ausschlägt und zur eigenen Ruhe den anderen leiden sehen muß? Der Rächer holt seine Ehre zurück. Kriemhild aber denkt nur daran, wie sie ihre „Feinde" wirksam und fühlbar treffen kann. Indem der Gedanke der Ehre mit dem der Sippe fortgefallen und der Antrieb für ihr Handeln nicht mehr aus einer Ehrverpflichtung erwachsen war, was sollte sie „holen"?

So unbestreitbar die Größe Kriemhilds im zweiten Teil neben der Hagens als seiner Gegenspielerin steht, so sehr sie gewachsen ist zur Höhe germanischer Heldinnen, ohne sie jedoch an Adel der Gesinnung zu erreichen — der Dichter selber sieht mit schaudernder Bewunderung und Grauen an ihr empor. Was eine Brynhild und Gudrun so hoch erhob, die Erfüllung ihrer Rachepflicht, das ist hier ein Werk aus Grausamkeit und Haß, das Kriemhild als „vâlandinne", als Teufelin verdammt und Etzel dazu hinreißt, seine Gattin zu verfluchen und laut um den Tod Hagens, des *allerbesten Degens, von eines Weibes Hand* zu klagen, was die tiefe Entwürdigung dieser Frauengestalt im Verein mit der Verkehrung der alten Lebensmächte und dem Wandel des Vorbildes kennzeichnet. Wenn Brynhild und Gudrun selber den Tod wählten, so vollzieht hier der Waffenmeister Hildebrand an der Königin das Henkeramt und haut die Teufelin in Stücke, mit dieser „Hinrichtung" dem Gefühl der Hörer Genüge tuend.

Im Waltharilied des Mönches Ekkehard von St. Gallen treffen wir jenes Mädchen Hildgund wieder, die in den Bruchstücken des angelsächsischen Waldere-Liedes ihren Verlobten zum Kampf mit Gunther anspornt:

Vorkämpfer Atlis, / nun halte fest deinen Mut,
Aufrecht dein Heldentum. / Endlich ist der Tag kommen,
Daß du einzig sollst / eins von zweien:
Dein Leben verlieren / oder langen Ruhm
Auf der Welt dir erobern,

die durch ihren unbeirrbaren Glauben an ihn, an seinen Mut, seine Tapferkeit das Selbstvertrauen des Geliebten stärkt und ihn mit unüberwindlichem Siegesheil erfüllt:

Nicht werf ich dir, Geliebter, / mit Worten vor,
Daß ich geschaut dich hätte / im Schwertspiel je
Den Kampf eines Mannes / vermeiden irgend
In feigem Mute / und fliehn in den Wall,
Das Leben zu hüten, / obschon in Haufen die Feinde
Dein Brünnenhemde / zerhieben mit Schwertern.

die ihm mit dem Vertrauen auf seine Waffe das Bewußtsein mitgibt, für eine ehrenhafte Sache zu stehen.

Nicht so Hildegunde.

Sie waren ungefähr drei Stunden geritten, erzählt Ekkehard, *da blickte das Mädchen sich um / — denn es ließ sie das schwache Geschlecht im Herzen erzittern — / und sah zwei Männer mit ungewöhnlicher Eile von einem Hügel herabsprengen. / Bleich vor Schrecken sprach sie zum Helden, der ihr folgte: / „Das Ende war nur verschoben! Jetzt ist es da! / Fliehe, mein Herr und Gebieter; sie kommen!" / Walther wandte sich um und erkannte die beiden Männer. Er sagte: / „Unnütz hätte meine Hand so viele Feinde geschlagen, / wenn ich jetzt im letzten Kampfe schmachvoll versagte und mich nicht tapfer zeigte. / Es ist besser, einen ehrenvollen Tod vor dem Feinde zu sterben / als sich durch feige Flucht zu retten!"*

Was ist hier geschehen?

Wenn einst Hildgund den Verlobten zum tapferen Bestehen in ehrenhaftem Kampf aufruft, so beschwört jetzt Hildegunde ihn, vor dem Kampf zu fliehen und das Leben zu retten. Walther selber aber muß der verzagten Braut klarmachen, daß, wenn er so handeln wollte, er ehrlos und zum Feigling würde und daß es für ihn nur den einzigen Weg gibt, sich dem Gegner zu stellen und dem Tode ins Auge zu blicken, wenn er seine in vielen Kämpfen errungene Ehre wahren will und sein ehrerfülltes Leben nicht sinnlos vertan sein soll. Hildegunde geht es einzig darum, das Leben in Sicherheit zu bringen — um jeden Preis. Für Walther bedeutet die Rettung durch die Flucht Verrat an seiner Ehre und Untreue gegenüber sich selbst.

Während die germanische Hildgund aus dem gleichen Gesetz lebte wie Waldere, stehen Hildegunde und Walther jeweils auf völlig verschiedenem Boden und blicken in entgegengesetzte Richtung.

Hildgund bestärkte Waldere in der Erfüllung seines Wesensgesetzes — Hildegunde zieht Walther von seinem eigensten Müssen und Wollen ab und verführt ihn zur Untreue gegenüber sich selbst. Ja, sie bestärkt nicht nur nicht seine Kampfkraft, sondern schwächt sie geradezu. Wenn Hildgund ihrem Geliebten ihr Vertrauen gab, so gibt Hildegunde ihm ihren Zweifel. Als sie zum erstenmal auf ihrer Flucht in ihrer Nähe blitzende Lanzen erblickt, wird sie von Schrecken erfaßt, wirft sich klagend zu Boden und fleht ihren „Herrn und Gebieter" an, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie nicht dem Feind in die Hände falle. Da erwidert ihr Walther: *Soll unschuldiges Blut mich beflecken? Wie wird denn mein Schwert*

Feinde töten können, wenn es sich vorher an meinem treuen Mädchen vergriffen hat? Fern sei es mir, deine Bitte zu erfüllen! Verbanne die Furcht aus dem Herzen!

Aus dem germanischen Miteinander ist ein Gegeneinander der Geschlechter geworden. Mann und Frau sprechen nicht mehr die gleiche Sprache. Sie leben nicht mehr in der gleichen Welt und ziehen nicht mehr am gleichen Strang.

Wohl hat Walther sich noch ein Leistungsleben unter germanischem Sittengesetz bewahrt, wenn er auch in seiner Brust bereits „zwei Seelen" trägt, die unversehens miteinander in Widerstreit geraten können. Als er sich an den Eingang der Schlucht stellt, von dem aus er die schätzelüsternen Gegner abwehren will, gelobt er Hildegunde, keiner der Franken hoffe, daheim der Gattin melden zu können, daß er ihnen ungestraft den Schatz abgenommen habe. *Doch kaum hatte er ausgeredet, da warf er sich voller Reue zu Boden / und bat Gott um Verzeihung für diese übermütigen Worte.* Stolz und Selbstvertrauen sind unter dem Vorbilde der Gottesknechtschaft Frevelsinn und Gotteslästerung geworden. Doch dieser Bruch berührt noch nicht sein eigentliches Wesen, das in der Mitte des germanischen Lebensgefühls wurzelt und aus ihm das Gesetz seines Handelns und seine sittlichen Maßstäbe entnimmt. Die Hildegunde des Walthariliedes aber hat mit der Hildgund des Waldere-Liedes nicht mehr als den Namen gemein. Bei der Frau hat der Wandel des Zeitstiles den Bruch vollständig gemacht und sie bis in die Wurzel getroffen.

Mut oder Tapferkeit sind nicht mehr ihr Teil. *Es pochte die Angst so sehr in dem Busen der Jungfrau, / daß sie bei jedem Lufthauch und bei jedem Windstoß erbebte / und vor dem Aufliegen der Vögel erschrak und dem Knacken der Zweige.* Angst und Unbeherrschtheit sind jetzt *Frauenart*, sie charakterisieren das *schwache Geschlecht:* Bei dem Kampf fällt eine Lanze vor den Füßen des Mädchens nieder, *welches von Schrecken erfaßt aufschrie, nach Weise der Frauen.*

Wie die ausgriffsfreudige, tatkräftige und ehrbewußte Gudrun zur umhüteten, vor aller Beunruhigung des Herzens ängstlich besorgten und demütig-unterwürfigen Kriemhild geworden ist, so aus der tapferen Schicksalsgefährtin Hildgund ein schwaches, schreckhaftes und ängstliches Mägdelein, das für den tapferen Walther auf der Flucht nur ein Klotz am Bein ist und das,

eine zweite Kriemhild, in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu ihrem *Herrn und Gebieter* aufblickt. Als Walther ihr am Hunnenhofe seine Fluchtpläne anvertrauen will und *die Geheimnisse seines Herzens offenbaren*, da *umklammerte das Mädchen seine Knie* und sprach: *Mein Herr und Gebieter, ich will dir in allem gehorchen, was du verlangst. / Nichts soll mir lieber sein, als deine Befehle zu befolgen.*

Hier ist die vollkommene Ergebenheit in den Willen des Mannes Ereignis geworden, das völlige Auslöschen der weiblichen Persönlichkeit, an deren Stelle das willfährige Werkzeug in der Hand des Mannes getreten ist, das in der Ausführung seiner Befehle Befriedigung und Glück, Aufgabe und Inhalt seines Lebens sieht und dessen Bekenntnis mit Hildegundes Worten lautet: *Dein Wille ist der meine — ich kenne kein anderes Verlangen. / Befiehl nur, mein Herr und Gebieter, ich bin von Herzen bereit, / Glück oder Unglück dir zuliebe zu ertragen.*

Ähnlich, wenn auch nicht in gleichem Sinne, war die germanische Hildgund wie Sigrun, Aud, Bergthora, Bjargey und Irmgard von Hammerstein „von Herzen bereit", Glück oder Unglück mit ihrem Manne zu tragen — nicht als von ihm geführtes, unter seinem Befehl stehendes Geschöpf, dem letztlich vom Manne kommt, was ihm an Glück oder Unglück wird, sondern als seine ebenbürtige Gefährtin, deren freier Wille aus eigener Überzeugung ja sagte zum gemeinsamen Schicksal. Aus dem Zusammenwachsen zweier Eigenwillen, die einen gemeinsamen festen Grund für ihr Leben gefunden hatten, waren hier die Ehegatten bereit, des anderen Schicksal zum eigenen zu machen und füreinander- und zusammenzustehen, und zwar ebenso wie die Frau für den Mann auch der Mann für die Frau!

Noch v o r allem aber, was das Leben an Glück oder Unglück bietet, steht für ein Mädchen wie Hildegunde und Kriemhild der Mann. Sie „will", was der Mann will, ein für allemal und ohne eigene Stellungnahme oder Entscheidung — sie „kennt kein anderes Verlangen". Ihm „zuliebe" führt sie unbesehen aus, was er anordnet. Darüber zu urteilen, steht nicht bei ihr, sondern allein bei ihrem Herrn und Gebieter. E r i s t i h r S c h i c k s a l.

Welches Bild der Geschlechter zeichnet sich in diesen Epen ab? Zunächst machen wir eine erstaunliche Feststellung: die Ganzheit des Lebens ist auseinandergefallen in eine „männliche" Sphäre und in eine „weibliche". Für den einen Teil seines Lebens — für sein „Berufsleben" — unterstellt sich der Mann weiterhin dem germanischen Vorbild im leistungsmenschlichen Stil. Es ist zu einem rein „männlichen" Bezirk geworden, von dem die Frau ausgeschlossen ist und an dem sie keinen anderen Anteil hat, als zuschauend Beifall oder Lohn zu spenden. In die männliche Sphäre aber unfreiwillig hineingerissen wie Hildegunde, muß diese Frau versagen, da sie nach einem anderen, nichtleistungsmenschlichen Vorbild erzogen ist und lebt. Denn ihre Welt ist jetzt das Haus mit seiner Geborgenheit, ihr Horizont ist durch die Wände der Kemenate und den Ausblick aus dem Fenster festgelegt, der Inhalt ihres Lebens ist der Mann, die häusliche Arbeit, die sie für ihn verrichtet, und der Schmuck ihres Leibes, mit dem sie ihm gefallen will. Auf alles, was jenseits des häuslichen Wirkungskreises liegt, hat sie weder Einfluß, noch nimmt sie schöpferisch Anteil an der Gestaltung der Gemeinschaft. Politik, Religion, Wissenschaft sind das Ressort des Mannes, Kemenate, Küche und Kinder das ihre.

Erst im gesellschaftlichen Leben begegnen sich Mann und Frau, aufeinander bezogen als Partner eines erotischen Spiels. Er lebt hier in der Rolle des galanten, in den Willen der Dame ergebenen Dieners, dessen Dienst auf ihre „Minne" abzielt, — sie darf hier die gnade- und minnegewährende „Herrin" sein, die schön und minniglich sein soll und sein will f ü r den Mann, wie auch er ansehnlich und wohlgefällig sein will f ü r sie.

Im Hause aber und in der Ehe, dort, wo der Blick der zuschauenden Gesellschaft nicht hinreicht, gilt für den Mann weder das germanische Vorbild des Lebensgefährten noch das des Kavaliers, sondern ein drittes: hier will er „der Frau Gebieter sein" — sie aber ist hier nicht die angebetete Herrin, deren Wunsch ihrem ganz ergebenen Diener Befehl bedeutet, geschweige denn die vertrauende, haltgebende, mitentscheidende und in Not und Gefahr mitverantwortlich handelnde Gefährtin seines Lebens, sondern die gehorsame, demütige und willenlose Magd ihres Herrn und Gebieters. An Stelle des Neben- und Miteinanders ist hier die Über-Unterordnung der Geschlechter getreten.

Die Dichter des Nibelungen- und des Walthari-Liedes beschworen Gestalten der Vergangenheit ihres Volkes, doch als Kinder ihrer Zeit mußten sie sie sehen, gestalten und werten, und diese Zeit ist eine andere geworden. Das aber bedeutet für das Bild des Mannes und der Frau und ihr Verhalten zueinander nicht ein Weiterwachsen auf der eigenen Linie. An Stelle des e i n e n, nach dem ihnen eingeborenen Stilgesetz geformten Vorbildes der Geschlechter sind jetzt drei verschiedenartige Vorbilder von zutiefst verschiedener Stilgesetzlichkeit getreten. Nur in seinem Berufs- und Leistungsleben folgt der Mann dem germanischen Lebensgesetz, für das gesellschaftliche Leben erkennt er dagegen das mittelmeerisch-arabische „Kavaliers"-Ideal an, während er in der Ehe nach hurritischem Vorbild lebt.

Für die Frau jedoch haben germanische Vorbilder nicht mehr zu existieren. Steht sie ungebrochen da als ein ganzer Mensch eigenen Willens und eigener Ehre und Verantwortung, wagt sie es, sich in „Männerangelegenheiten" zu mischen und offen für die Ehre ihres Gatten und ihres Volkes einzutreten, unternimmt sie es, selbständig und tatkräftig für ihr Recht zu kämpfen, so wird sie von klerikaler Seite als wütige und gefährliche Frevlerin gebrandmarkt wie Adela, Markgräfin von der Lausitz, oder in den Kirchenbann getan wie Irmgard von Hammerstein, von höfischer Seite als unziemlich, unminniglich und „von arger Sitte" gescholten. Sie hat fortan die weibliche Ergänzung zum Kavalier oder zum Eheherrn zu sein und oft zu beiden.

Der Wandel, der sich hier vollzog, hat, aufs Ganze gesehen, seine Ursache nicht in fremden Blutseinschlägen, geschweige denn in einem Wandel der Art. Der germanische Mensch blieb ein germanischer Mensch, auch wenn er als Mönch vor dem Kreuz kniete. Und sein seelisches Gesetz änderte sich nicht, er wurde kein Araber oder Südfranzose, wenn er auf arabisch-provenzalische Weise um die Minne seiner Herrin diente. Es ist ein Wandel des Erziehungs- und Formungsbildes, das als höherwertig erscheint oder als solches empfohlen oder befohlen wird und bei der Übernahme zunächst durchaus bewußt nachgeahmt werden kann bis zur völligen „Verkleidung" in das neue „Kostüm" — wie der Züricher Psychologe C. G. Jung den Vorgang kennzeichnet. Bald jedoch „identifiziert" sich der Mensch mit diesem „Kostüm", so daß die Ganzheit dieser Gestalt, die er darstellt, sein Verhalten total oder nur teilweise, d. h. nur für gewisse Lebensbereiche, bestimmt.

Wenn der Mann in zwei Erlebensbereichen — in seinem Glaubensleben und in seinem Verhalten zum anderen Geschlecht — fremden Vorbildern folgt, so liegt doch der eigentliche Schwerpunkt seines Lebens, mit dem er geschichtlich schöpferisch, ja vorbildhaft für das gesamte Abendland wurde und der Zeit seinen Stempel aufdrückte, in seinem germanischen Wesenskern. Als politischer Willensträger des Reiches übernimmt er in geradliniger Kontinuität, jetzt auf die neuen Gegebenheiten und Notwendigkeiten der Reichseinheit und Reichsverteidigung ausgerichtet, germanische Lebenswerte und Haltung, die ihn über die Blutsverwandtschaft hinaus als unmittelbaren geistigen Nachfahren altgermanischen Krieger- und Mannestums ausweisen.

Was sich bereits im Norden in noch vorchristlicher Zeit angebahnt hat — die Entwicklung des „mikilmenni", des „Menschen von großer Art", zum „drengr godhr", zum „Ehrenmann" —, das findet im deutschen Rittertum seine sinngemäße Entfaltung und Vollendung. Die Blickwendung über die eigene Ehre hinaus und hinaus über den Kreis der in sich geschlossenen Bluts- oder Schwurgemeinschaft auf den außerhalb und in anderen Bindungen Stehenden, in dem man a u c h den Mann von Ehre und ehrenhafter Gesinnung bewundert und achtet, bezeichnet die neue, verinnerlichte Haltung, die der drengr godhr gegenüber dem mikilmenni einnimmt.

Die Unbedingtheit einer starren Parteibezogenheit, in der die Stärke des alten Geistes lag, aber auch seine Gefahr, wird vom sogenannten „drengskapr-Geist", der ritterlichen Geisteshaltung der vorchristlichen und vorritterlichen Zeit im germanischen Raum, abgelöst durch das Verbundenheitsgefühl mit allem Edlen, Achtenswerten, das trotz Feindschaft eine Kampfverbundenheit und aus Gegnerschaft eine neue Friedensgemeinschaft zu begründen vermag. Die Friedensgemeinschaft der Sippen wird überhöht durch das Gemeingefühl mit jedem, der unter dem gleichen Ehrgesetz steht. Ihm gegenüber fühlt der Ritter sich aufgerufen, ihn nicht nur in seinem Eigensein und Eigenrecht gelten zu lassen und ihm seine Ehre zuzugestehen, sondern sie auch zu verteidigen und wiederherzustellen, sofern sie verletzt ist, — sachlich, uneigennützig, um der fremden Ehre selber willen und aus der Verantwortung eigener überlegener Seinsmächtigkeit heraus.

Diese Gesinnung, die wir „Ritterlichkeit" nennen, erweist sich noch vor aller Aufnahme höfischer und christlicher Züge

in ihrem Kern als Erbe germanischer Gesinnung und entspringt aus ganz anderen Voraussetzungen als „Nächstenliebe" und als die stets personbezogene Galanterie des Kavaliertums. Aus dieser Verantwortung heraus ergreift das Rittertum die Sache des Reiches als der durch immer erneute Bewährung berufenen Ordnungs- und Schutzmacht des Abendlandes und macht seine Wahrung und Verteidigung zur eigensten Aufgabe, als Schwertträger und geistiger Waffenträger des deutschen Kaisertums.

Dort aber, wo mit der Zerstörung der alten religiösen und sittlichen Bindungen sich die Sippenbande auflösen und die kultischen Gemeinschaften zerfallen, das Reich jedoch den Ritter nicht in Pflicht nimmt und nicht ein politischer Wille die Kräfte ordnet und lenkt, dort gerät wurzellos gewordenes Kriegertum in eine Übersteigerung und Überspannung seiner Kräfte und Ziele. So lauttönend es die Ehre oft auf den Lippen trägt, so wenig trägt es sie als inneres Gesetz in seiner Brust. Das Ausgriffsverlangen überschlägt sich in der Maßlosigkeit wikinghafter Ruhmsucht, veräußerlicht sich in der Suche nach Abenteuern, in der Lust am Kampfe um des Kampfes willen, der nicht mehr sinnvoll bezogen ist, sondern Selbstzweck. Ein Ritter der Tafelrunde des Königs Artus, Kalogreant, trifft einmal unterwegs einen Waldmann, der noch nie einen Rittersmann gesehen hat und ihn nach seinem Begehr fragt.

Ich sprach: „Ich will dir's sagen an,
Ich suche Abenteuer!"
Da sprach das Ungeheuer:
„Abenteuer? Was ist das?"
„So will ich's dir erklären baß:
Du siehst, wie ich gewappnet bin.
Ich heiße ein Ritter und hab im Sinn,
daß ich zu suchen reite
einen Mann, der mit mir streite
und der gewappnet ist wie ich.
Das bringt ihm Ruhm, erschlägt er mich;
doch wenn ich ihn besiegen kann,
so rühmt man mich als einen Mann
und werd' ich mehr geehrt als jetzt."

Wo nur irgendein Wagestück sich bietet, da muß dieser Ritter sein Schwert ziehen, und wenn sich kein Gegner findet, so zieht er suchend durchs Land nach „Kampf", um sich „Ehre" und „Ruhm" zu erjagen. Auch dies ist germanischer Ausgriff,

jedoch in fruchtloser Überspitzung und Verzerrung, als notwendige Folge eines blutleeren, entwurzelten Ehrgefühls, das sich in eine Überempfindlichkeit, ja gelegentlich krankhafte Gereiztheit hineinverwirrte — germanischer Ausgriff, der sich in mittelmeerischen Formen und nach dem Gesetz von Spannung und Entladung auslebt, austobt.

Jedes „Zunahe" bedroht die „Ehre". Als ein Bote des Königs Artus Parzival, den er nie zuvor gesehen und der ihm nicht das geringste angetan hat, in tiefem Sinnen in der Nähe des Lagers antrifft, schreit er: *Die Tafelrunde ist geschändet!*

Da sah man Segramor den jungen,
Der nimmersatt nach Streite rang:
Er ging nicht, nein, er lief und sprang.
War wo Gefecht zu finden,
Da mußte man ihn binden,
Sollt' er nicht mitten drunter sein.

Nach kurzem Kampf wird Segramor von Parzival aus dem Sattel gestochen,

Er rafft sich auf vom jähen Fall,
Und sein ergrimmtes Schelten regnet
Auf Freund und Feind, wer ihm begegnet:
„Ihr hörtet doch schon oft und viel,
Ritterschaft ist Würfelspiel.
Mit mir tat mancher gleichen Fund;
Im Sturm geht halt ein Schiff zu Grund."

Doch nicht allein dieser Tollkopf, dem Ritterschaft ein Glücksspiel ist, stürzt sich voller Kampfgier auf Parzival, der durch seine bloße Anwesenheit in einiger Entfernung des Lagers die Tafelrunde „erniedrigt" hat, ihm folgen noch andere Ritter. Und als Gawan, der „hochgepriesene Held", einen Ritter in voller Wehr auf sich zureiten sieht, ruft er aus:

... Dort fährt ein Ritter her
mit kampfbereit erhobnem Speer.
Darf einer denn, so muß ich fragen,
zum Schaden meiner Ehre wagen,
so nah auf Ritterschaft zu reiten?
Und lüstet's jenen Mann zu streiten, —
wo ist mein Harnisch? Schafft ihn mir!

Hier ist nichts von innerer Notwendigkeit oder Verantwortung, die den Helden zwänge, sich selbst in kühnem Schwunge hinauszuwerfen; was diese Ritter treibt, ist die hektische Sucht nach Kampf und „Ruhm", der nicht ausgreift in die Ferne des Nachruhms, wie ihn der Germane verstand, sondern der genossen werden will im Beifall des Publikums. Durch Überwindung eines Gegners in den Augen der Welt „an Wert zu steigen", sich von ihr „geehrt" zu fühlen und sich ihr Mannestum durch den Beifall der Frauen bestätigen zu lassen, wird der einzige Sinn ihres sinnentleerten Kämpfertums.

Jeder Waffengang, jeder Streit, den diese Ritter ausfechten, so scheint es, geschieht jetzt um der Frauen willen; selbst wenn der Kampf nicht unmittelbar um die Minne einer bestimmten Dame, zu ihrer „Ehre" oder zu ihrer Hilfe ausgetragen wird, ja — eine reine Angelegenheit zwischen Männern ist, wird er auf die „Ehre der Frauen" als Gattung oder auf die „Minne" bezogen, als bedürfe der rohe Streit von dieser Seite des verklärenden Glanzes einer Idee, die er selbst nicht besitzt, denn — wie Ovid die Jünglinge lehrte:

Sicher freut sie sich drob; sie weiß, daß s i e dich zum Wagnis
Trieb: als ein sicheres Pfand gilt es der Liebe zu ihr.
Manchmal konntest du wohl, Leander, dein Mädchen entbehren,
Aber du schwammest hindurch, nur daß sie s ä h e den Mut.

Ja, eingestanden oder uneingestanden ist der höfische Ritter im Kampf — nicht allein im Turnier, diesem Schaustück ritterlicher Fertigkeit und Kunst vor den Augen der Damen — stets auf die Frau auch als Zuschauerin und Richterin bezogen, selbst wenn sie nicht gegenwärtig ist. Denn für sie zieht er in den Streit, um sich ihre Gunst zu gewinnen, vor ihr muß er bestehen, denn sie ist es, die den Minnelohn vergibt. Wenn ein Ritter im Kampf unterlegen ist, ist sein erster Gedanke: niemand darf die Schmach erfahren. Hat er aber gesiegt, so bedrückt ihn der Kummer, daß keine Frau zugegen war. Als König Gramoflanz zur Rache für seinen erschlagenen Vater Gawan zum Zweikampf fordert, bestimmt er Ort und Stunde des Waffengangs:

Da wird es unsrem Preise frommen,
lassen werte Frauen
wir unsern Zweikampf schauen.

Gawan, kaum von seinen Wunden genesen, legt heimlich in aller Frühe seine Waffen an,

Er wollte draußen auf der Heid'
die Glieder tummeln, da im Streit
ihn bald so viele Herrn und Fraun
in seinem Mute sollten schaun.

nicht etwa, um seine Kräfte für den Kampf mit dem Gegner zu erproben und zu üben; er ist allein um seine Wirkung auf die Zuschauer besorgt. Unvermutet trifft er bei seinem Ausritt auf einen Ritter, in dem er Gramoflanz vermutet. Nur mit Bedauern entsagt er dem erwünschten Publikum, da sein Ausweichen ihm jetzt den Schimpf der Feigheit eintragen würde, und entschließt sich, sich zum Rachekampf zu stellen, *wenn uns auch keine Frauen sehn.* Ja, dem Artusritter Iwein genügt es nicht, daß er im Kampf den Gegner überwunden hat; das Bewußtsein, Sieger geblieben zu sein — oder im alten Sinne gesprochen: sich „Ehre erworben" zu haben —, bedeutet nichts, wenn die Tribüne fehlt, die Ehre erweist, indem sie ihn preist und seinen Taten Beifall zollt. Um wenigstens ein Zeugnis seiner Heldentat vorweisen zu können, verfolgt er den Fliehenden, der bei der Flucht den Tod findet. Er selber wird gefangen und beim Anblick der Witwe von unwiderstehlicher Liebe ergriffen, so daß zwiefaches Leid in ihm widereinander streitet:

Wie ihm seine Sinne
von der Kraft der Minne
auch waren überladen,
dennoch dacht er an einen Schaden:
er könne nicht überwinden
den Spott, den er würde finden,
wenn er seinen Sieg nicht erweisen
könne mit sichtbaren Zeichen,
was nützte ihm dann seine Mühe!

Wie stark ihn auch die Minne ergriffen hat, diesen Gedanken kann selbst sie nicht zum Schweigen bringen —

So war mein Herr Iwein
von diesen Nöten zwein
gar arg bezwungen:
Obwohl er den Sieg errungen,
so würde man ihm die Ehren

dafür doch am Hofe verwehren
ohne Zeugnis seiner Geschicht,
denn man glaubte sie ihm ja nicht.
Da begann in ihm zu streiten
auf der anderen Seiten,
daß ihm all seine Ehre
wertlos und gleichgültig wäre,
die ihm je könne geschehen,
sollte er die Herrin nicht sehen,
von der sein Herz war gefangen.

Hier zeigt sich, wie die beiden sittlichen Werte, die die höfische Moral bestimmen — Minne und Ehre —, miteinander in Widerstreit geraten können. In dem Zwiespalt zwischen seiner Minne und der Sorge um ein Pfand, das am Hofe seine Rittertat bezeugen könne, siegt die Minne über die Ehre, die ihm nun „gleichgültig" und „lästig" ist, da er durch seinen Ritt zur Tafelrunde den Anblick seiner Dame entbehren müßte.

Erfüllung in der Minne ist auch dem König Klamide teurer als jegliches Gut, teurer selbst als sein Heer und sein Volk; ihr Untergang sorgt ihn wenig. Als er der Tafelrunde seine Niederlage durch Parzival meldet, ruft er klagend:

Zum Unheil bin ich nur geboren!
Ich hab so herrlich Heer verloren,
Daß keine Mutter bot die Brust
Dem, der litt größeren Verlust.
Doch reut sein Tod mich nicht so sehr,
Verlorne Minne schmerzt mich mehr.
Und wahrlich alle Höllenstrafen,
die Pontius Pilatus trafen,
Und was für den Verräterkuß
Der arme Judas leiden muß,
Ich wollt mit ihren Qualen
Die Wonnen gern bezahlen,
Läg liebend hier auf Erden nur
In meinem Arm Condwiramur!

Auch Tristan entscheidet sich in dem Widerstreit zwischen der Minne und seiner Ehre und der Treue zu seinem König für die „Minne, seine Erbkönigin".

Sinnbildhaft erscheint der Sieg der Minne in diesem Widerstreit, der sich überall erhebt, wo diese beiden Mächte sich

berühren, in der Gebanntheit Parzivals durch die Blutstropfen im Schnee, die ihm das Bild Condwiramurs vor die Seele stellen, so daß die Minne ihm alle Besinnung raubt und ihn so völlig gefangennimmt, daß die Kampfforderungen der Artusritter überhaupt nicht zu ihm dringen, solange er den Blick nicht von den Blutstropfen wendet, und er taub und blind für seine Ehre wird. Denn die Minne raubt alle Freiheit der Entscheidung, sie läßt keine Wahl, ja sie raubt auch den hohen Mut des Ritters; *„es sei Weib oder Mann, ihnen läßt sie im Wirrsal der Gedanken den hohen Sinn erkranken"*.

O Perle, die all meine Sinne durch Schönheit unterjocht!
O Gazelle, so gewandt darin, Herzen zu quälen!

singt der Araber Ibn Abd Rabbihi:

Sie raubte mir mein Herz, und als ich es wieder zurückverlangte, da raubte sie mir auch den Verstand.

Im gleichen Sinne fragt Wolfram von Eschenbach:

Steht euch das an, Frau Minne,
Daß ihr mannliche Sinne
Und hohen Mut mit Übermacht
Erniedrigt und zuschanden macht?

Wie war es möglich, daß diese beiden höchsten ritterlichen Werte auf solche Weise Gegner waren?

Die Ehre und die Liebe zum Gatten oder zur Gattin konnten nicht in Widerspruch geraten, wo die Ehre g l e i c h e n Hall in jedem Gewissen fand, wo der oder die Liebende den Gefährten dem gleichen inneren Gesetz verpflichtet wußte. Ja, das Zueinander in der Liebe setzte die Ehre voraus, nur der Ehrenhafte weckte die Liebe im andern, und nur wo die Ehre in beiden Partnern lebendig war, war der Grund aller starken und großen Liebe in germanischer Ehe gegeben: gegenseitiges Verstehen und gegenseitige Achtung. Immer wieder war es gerade die Frau, die dem geliebten Mann den Weg zur Ehre wies und ebnete und ihn zu seinem eigenen Gesetz zurückführte, während die Minne den Ritter von seinem Sollen und seinem eigenen Ich ablenkt. Es ist nicht wahr, daß die Liebe als seelische Macht eine Entdeckung dieser Zeit war, wie immer wieder gesagt worden ist. Bei den Germanen war die Liebe vor allem eine seelische und sittliche Macht, wenn bei ihnen auch nicht soviel von Liebe geredet wurde.

Jetzt lernen die germanischen Menschen von einem neuen, andersartigen Liebesbegriff, den die höfische Welt, in Abhebung von der „derben, bäuerlichen Sinneslust", mit dem Namen der Hohen Minne benannte. Diese „Hohe Minne" ist aus anderer Art und historisch anders gepflügtem Boden gewachsen, und sie ist für Menschen jener Art gut wie germanische Liebe für germanische Menschen. Wir sagten, niemals ist bei ihnen so viel von Liebe geredet worden. Ihre Abständigkeit und die Scheu vor Selbstenthüllung hieß sie gerade ihre tiefsten Empfindungen in der Brust verschließen und ließ sie schwer nur die Worte finden, die ihre innigsten Gefühle dem Betasten fremder Hände preisgeben mußten. Zudem war dem Germanen die Liebe noch nicht zum Problem gemacht worden. Sie haben den Sündenfall der Liebe noch nicht hinter sich, die Lehre von der Verdammnis der Welt und des „Fleisches", die das Leben auseinanderreißt in Irdisches und Himmlisches, in Sünde und Heiligkeit. Den Germanen war die Liebe noch nicht entheiligt worden im ewigen Zwist zwischen „Geist" und „Fleisch", geschweige denn nichts als fleischliche Begierde und lüsterne Sinnlichkeit.

Wenn aber die höfische Welt — zuerst in der Provence — in betonter Diesseitsfreudigkeit sich von der kirchlichen Weltanschauung lossagte und den Begriff der „Hohen Minne" über den der „Niederen Minne" als der derben Sinnlichkeit des Bauern erhob zum höchsten höfischen Ideal, so darf man sie nicht als Überbau g e r m a n i s c h e n Liebens verstehen. Sie ist die Antwort des mittelmeerischen Menschen auf die hurritische Sündenpredigt. In dem Gegensatz von Hoher und Niederer Minne, „amór" und „drudaria", höfischer und bäurischer Liebe, hat die höfische Kultur die hurritische Antithese im Sinne der mittelmeerischen Wertordnung umgedeutet. „Was die Bauern und bäurischen Edelleute Liebe nannten, das überließ man weiter der Mißachtung. Man war hierin mit der Kirche einig, freilich nicht aus Gründen der Religion, sondern des guten Geschmacks." Diese Liebe war nicht hoffähig; „die jungen Paare freuten sich des freien Genießens und dachten wohl an Putz und Tand, aber wahrlich zuletzt an Ausbildung des guten Geschmacks oder ihres sittlichen Charakters".

Hier stoßen wir auf den entscheidenden Gesichtspunkt höfischer Wertung: der Mensch als Kunstwerk, als allseitig gebildete und vornehm-gesittete Persönlichkeit ist das Ideal. Bildung ist das Ziel der höfischen Gesellschaft, die „Hohe Minne" der Weg, der zur höchsten Vollendung führt. Aus der Bezogenheit

des Liebenden, der zu gefallen wünscht, kommt aller Wert, alle Veredelung zu höchstem Menschentum. Nur durch sie kann er alle Tugenden des Leibes und der Seele erwerben, denn der Wunsch zu gefallen erzieht Geist, Verstand, Herz und Leib zur höchsten Schönheit und Harmonie. So schreibt der Gelehrte Ibn Hazm als Schüler Platons und der griechischen Philosophie in Spanien: *Ein anderes (Zeichen) ist, daß der Mann sich edelmütig und freigebig anstrengt, alles, was er früher ablehnte, nun nach Kräften zu leisten, als ob er selber der Empfangende und der Nutznießer seiner Bemühungen wäre — das alles, um seine schönen Eigenschaften zu zeigen und sich beliebt zu machen.* Und 1400 Jahre vor ihm läßt Platon seinen Phaidros sagen: *Was allen Menschen, die edel ihr Leben führen wollen, immer notwendig sein soll, das kann ihnen nicht Geburt, nicht Ehre, nicht Reichtum so geben, wie die Liebe es gibt. Denn die Liebe allein gibt die Scham vor dem Schimpf und den Ehrgeiz alles Edlen, und ohne beide vermag eine ganze Stadt, vermag der einzelne nicht, das Große und Schöne zu vollbringen. Ich behaupte: wird ein Mann, der liebt, betroffen bei böser Tat oder wie er sich feige ohne Wehr dem Bösen fügt, er würde die Schande vor dem Vater, vor den Kameraden, vor keinem so schmerzlich empfinden wie vor dem Geliebten. Genau so sehen wir den Geliebten, wird er bei Schlechtem ertappt, sich am tiefsten vor denen schämen, die ihn lieben.*

Im gleichen Sinne singt Walther von der Vogelweide:

Wer guten Weibes Minne hat,
der schämt sich aller Missetat.

Die Scham vor Schande in den Augen der Frau, der er zu gefallen wünscht, läßt den Mann seinen Sinn auf das Edle und Hohe richten. So wird die Minne zu einer Schule der Zucht und Tugend, als die Reinmar von Zweter sie preist:

Alle Schulen sind gar ein Wind
außer der einen, in der der Minne Jünger sind:
die ist so kunstreich, daß wir die Meisterschaft ihr zugestehen.

Ihr Besen zähmt selbst einen wirden Mann,
der nie dran dachte, daß er das kann:
wo hat man von höherer Schule je gehört oder gesehen?

Die Minne lehrt, die Fraun geziemend grüßen,
die Minne lehret manchen Spruch gar süßen,

die Minne lehret große Milde,
die Minne lehret große Tugend,
die Minne lehret, daß die Jugend
kann ritterlich sich tragen unterm Schilde.

Dieses Prinzip der Bildung durch die Liebe ist allen mittelmeerischen Kulturidealen gemeinsam. Wie im provenzalischen Minnedienst, so finden wir es vor allem in der Antike. Die Form jedoch, in der es erreicht wird, ist bei beiden verschieden. Hier hat sie der arabische Minnesang geliefert — den Minnedienst als höfische Konvention. Die demütig dienende Liebe um die Gunst einer hochstehenden Frau ist es, die höfische Bildung und Tugend verleiht, denn ihr Befehl und Beifall gibt Ziel und Maß.

Nach dem arabischen Vorbild erklärt sich der Kavalier der südfranzösischen Höfe zum Diener einer Dame. Indem er so sich selbst erniedrigt, um ihr zu gefallen, sich ihren Wünschen fügt als ihr ergebenster, gehorsamster Diener, huldigt er ihr und feiert sie als Herrin und Gebieterin. Die Fiktion des arabischen Dienstverhältnisses wird höfische Galanterie, die nach Montesquieu aus dem Wunsche entsteht, den Frauen zu gefallen, *denn sie sind die sehr erleuchteten Richter über einen Teil der Dinge, die das persönliche Verdienst ausmachen. Dieser allgemeine Wunsch zu gefallen ruft die Galanterie hervor, die keineswegs Liebe ist, sondern die feine, die leichte, die ewige Lüge der Liebe.* Diese Galanterie ist leichtes, anmutiges Spiel, frei von aller Schwere des tatsächlichen Buchstabensinnes, ein Spiel, das die Unterhaltung würzt und eine erregende Spannung zwischen den Partnern erzeugt — mehr will es nicht sein und die Liebeswerbung nicht mehr als gefällige Artigkeit und Schmeichelei, ganz im Sinne Ovids, wenn er die Mädchen bat: *Nur macht uns glauben, ihr Schönen, daß wir euch lieb sind — leicht ist solcher Betrug!*

Auf jeden Fall mußten echte Gefühle verborgen werden. Nicht etwa aus einer Scheu, zuviel zu enthüllen, sondern weil der Ernst der dahinterstehen den Forderung die Leichtigkeit des Spiels gestört hätte und lästig gefallen wäre. So durfte auch das Verlangen nie als echte Leidenschaft seinen Ausdruck finden. Die Liebeswerbung wird zum Mittel eines Kompliments, ebenso wie auch die Klagen nach dem Muster der arabischen Minnesänger über die Grausamkeit der Herrin, die seiner Werbung kein Gehör schenkt:

Wie lange noch, o Herrin, dieses Hinhalten?
Man hat dir eingeredet, das Geizen mit der Liebe
sei etwas Gutes, das ist aber nicht wahr.
Dein Haus ist voll von Leuten, gefüllt mit Liebesnähe,
aber keinem, der sich als Lösegeld für dich hingibt,
zeigst du Erbarmen.

Du hast gar kein Herz für die Menschen,
mit Härte angefüllt ist jene Brust,
selbst deine kleinen Brüste sind wie Stein;
von dem, was drinnen ist (dem Herzen),
haben sie die Härte gelernt.

Durch solche Anklagen rühmt der Sänger ihre Sittenreinheit und ihren makellosen Ruf. „Damit war die Höhe einer raffinierten Schmeichelei erreicht, wie sie von den unbefriedigten Wünschen dieser Frauen gefordert wurden. Was der Herr unterließ, hatte der Diener zu leisten." Zwar schließt die Hohe Minne trotz aller sprachlichen Verhüllung weder den Wunsch nach Liebesvereinigung noch diese selbst aus, doch hat die Frau sich schamhaft zu versagen und lieber den Tadel der Härte und Grausamkeit auf sich zu nehmen um der Verewigung des Spannungsreizes zwischen den Geschlechtern willen.

Durch Begegnungen verschiedenster Art auf politischem und kulturellem Wege, nicht am wenigsten durch zahlreiche Ehen zwischen deutschen Fürsten und französischen Prinzessinnen, die mit ihren Hofleuten und Verwandten auch ihre Muttersprache, ihre Lebensgewohnheiten und Sitten mitbrachten, in denen sie aufgewachsen waren, dringt die höfische Kultur des Westens in die fürstlichen und ritterlichen Kreise Deutschlands. Nach dem fremden Vorbilde erlernen sie die heitere Kunst des Minnesangs und das galante Spiel des Minnedienstes, ihre kunstvollen Regeln und ihre raffinierte Technik. Doch was dort, wo es gewachsen ist, echt und natürlich war, treibt auf dem fremden Erdreich nur eine Scheinblüte. So wurde in Deutschland der eigentliche Minnesang in seinem Wesen gar nicht überall richtig verstanden, „nach allem Anschein aber mit der Gründlichkeit und tiefen Ernsthaftigkeit aufgenommen, die noch Frau von Staël den Deutschen nachrühmte. Hier scheint die fremde Gedankenwelt und die neue, schwierige Technik eher als eine ernste, würdige Arbeit, denn als heitere Kunst betrachtet worden zu sein".

Wie aber erlebten der deutsche Mann und die deutsche Frau sich selber in der fremden Rolle, welche die neue Mode ihnen auferlegte?

Die öffentliche Enthüllung der Liebe, ja des Liebesschmerzes und die öffentliche Liebeswerbung zur „Ehren" einer Frau vor der „Welt" und zu ihrer Zerstreuung und Unterhaltung war für den germanischen Menschen eine unerhörte Neuheit. Da aber zugleich jedes spontan geäußerte Gefühl, jede echte Empfindung und ungekünstelte Liebe und Treue verpönt waren, gerieten sie gelegentlich in einen ausweglosen Widerspruch zwischen dem eigenen Verlangen und der Art des Spieles in seiner Unverbindlichkeit, das nur ein unterhaltsames Spiel sein sollte und nicht ernst genommen werde durfte. So klagt Reinmar von Hagenau:

Wer dienet, wo man's nicht versteht,
Der wendet seine Müh' vergeblich auf.

Vor allem verträgt sich tiefes Trauern weder mit dem Beruf des Sängers, für die heitere Stimmung am Hofe Sorge zu tragen, noch vermag es vor den Ohren der Herrin zu bestehen. Reinmars ernsthaftes Werben und die offene Klage seines schweren Kummers haben die Gunst seiner Herrin verscherzt:

Ich weiß wohl, was mich hat betrogen: ich sagte es ihr zu klar,
was mir Leides von ihr geschah, und ergab mich ihr zu sehr.
Als sie das vernahm, daß ich nimmer von ihr konnte lassen,
da war sie mir immer mehr in ihrem Herzen gram
und verfolgte mich zu aller Stund mit ihrem Hassen.

Aus Rücksicht auf die Gesellschaft hat der höfische Sänger Freude zu zeigen, auch wenn *es um das Herze also steht, daß es vor lauter Kummer krachet* —

So muß ich mich zur Freude zwingen der Welt zuliebe;
doch ist solche Freude ein Nichts.

Und da alle Reinmar vorwerfen, er *könne anderes nicht, als klagen,* bemüht er sich, sich heiter und liebenswürdig zu benehmen; aus Galanterie den Frauen gegenüber unterläßt er das Trauern; wie er zwingt auch Walther von der Vogelweide sich zur „Wahnfreude" und ist stolz darauf, daß niemand vor „den Leuten" sich mit mehr Anstand zu betragen weiß, und

doch – bekennt er – betrügt er sich selbst um der „Welt" willen, aber um ihretwillen zu lügen, auch das ist ja löblich:

Niemand zeigt sich vor der Welt
zur Freude höflicher als ich:
wenn mich Sehnsucht überfällt,
so schein' ich froh und tröste damit mich.
Also hab' ich oftmals mich betrogen
und der Leute wegen manche Freud' erlogen:
Solch Lügen aber lobet sich.

Halte es nicht für schändlich; wenn es auch schändlich ist, es gefällt doch, sagte Ovid.

Um der Herrin artig und gefällig zu dienen und ihr Lob und seine Liebe zu ihr zu singen, die unter Umständen eben nicht auf echter Empfindung beruht, muß der Sänger ein Liebeslied dichten, das ein Gefühl vortäuscht, das er gar nicht besitzt. Der Zwang zu solcher Verstellung wurde den Deutschen oft quälend bewußt, wie hier bei Philip von Morungen:

O weh! daß einer soll für schicklich halten, daß er sehr klaget, was er doch im Herzen gar nicht meinet!

In welches Gestrüpp von Schein und Wirklichkeit sie gerieten, zeigt der Vorwurf, gegen den Reinmar sich wehren muß:

Großer Schimpf geschieht mir alle Tage:
sie sagen, daß ich zu viel von ihr rede,
und Lüge sei die Liebe, die ich von ihr sage.

Die Hochgemuten zeihen mich:
Wenn ich einer Frau von Liebe spreche,
sei es nicht echt gemeint.

Ausdrücklich versichert er daher seiner Herrin, daß er wirklich „meint", was er sagt:

Ich spreche immer, wenn ich mag und es auch darf:
„Fraue, seied gnädig mir!"
Sie nimmt meine geringe Bitte jedoch kaum wahr.
Dennoch will ich dienen ihr
mit Treuen, und ich meine das!

Wenn ich sie mit meiner falschen Rede betrüge,
hätte ich's als unrecht angesehen.

Ertappe sie mich je bei irgendeiner Lüge,
so verstoße sie mich unbesehen
und glaube nimmer meiner Klage,
dazu nichts, was ich ihr sage.
Davor möge mich Gott behüten alle Tage.

Doch *seit man falsche Minne mit so süßen Worten begehrt, daß eine Frau nicht wissen kann, wer sie meine* (Walther von der Vogelweide), werden auch von seiten der Frauen Klagen laut, daß sie den „süßen Worten" der Männer nicht glauben können. Ich höre ihm, der mir gedient hat, manche Ehren nachrühmen, läßt ein Dichter eine Frau sagen; wer ihm ins Herz sehen kann, möge mir raten, wie seine wahre Gesinnung ist — i c h fürchte, daß er mit Falschheit dient. Noch schwerer beklagt sich eine Frau in einem Liede Hartmanns von Ouwe, daß sie auf die galanten Redensarten ihres Ritters hereingefallen sei, weil sie seine Worte für ernst genommen hat:

Warum nur such ich fremden Rat,
seit mich mein eignes Herz betrog,
das mich an den verleitet hat,
der mir noch niemals Gutes bot?
Es ist ruchlose Mannestat,
die er begeht an Weiben.
Süße Worte er so viel weiß,
daß man sie könnte schreiben.
Ich folgte ihnen auf das Eis:
der Schaden muß mir bleiben.

Und noch ein anderer Widerspruch wird als solcher hier fühlbar, der für die provenzalische Gesellschaft im Grunde gar nicht zu einem Widerspruch werden konnte; denn dort war die Äußerung der Liebe und die Liebeswerbung ein natürlicher Bestandteil des galanten gesellschaftlichen Umgangs, eine Huldigung, denn man pries ja die Herrin dadurch, daß man sie als begehrenswert hinstellte. Daß aber in solchen Liedern, der Herrin zur „Ehre" gesungen, Wünsche ausgesprochen wurden, die ihre Ehre aufs schwerste gefährden mußten, wurde von den Deutschen klar empfunden. Reinmar von Hagenau läßt eine Frau selber zu Worte kommen:

Was begehrt er noch, da ich ihm holder bin
als in der ganzen Welt ein Weib?

Jetzt will er – und das schafft mir Not –,
daß ich um ihn die Ehre verspiele und auch den Leib!

Daß wir Frau'n nicht können gewinnen
den Freund mit Reden, sie wollen jetzt noch mehr,
das betrübet mich. Ich will ihn nicht minnen.

Und in einem anderen Lied läßt er die Frau zu dem Boten sagen:

Spricht er, daß er zu mir kommen wolle,
so sage ihm – und immer lohn ich's dir –,
daß er die Rede unterlassen solle,
die er neulich sprach zu mir:
dann will ich ihn wieder ansehen.
Warum will er damit beschweren mich,
was doch nimmer kann geschehen?
Was er begehrt, das ist der Tod.

Doch die Frauen haben auch von dem höfischen Vorbild des galanten Verkehrs gelernt, in dem alles auf den Spannung erzeugenden Reiz des Spieles ankommt. Sie gefallen sich darin, vor der Gesellschaft die Maske der Unzugänglichkeit und Grausamkeit anzunehmen. Und während der um ihre Gunst dienende Ritter sich über ihre Härte und Gleichgültigkeit beklagt, weiß er, daß sie es nur *aus besonderer Vorsicht vermeidet*, ihm durch Blick oder Wort ihr Entgegenkommen zu verraten – *tust du es in guter Absicht, so tadle ich dich deswegen nicht*, gibt Walther von der Vogelweide ihr sein heimliches Einverständnis zu erkennen. Dieses Spiel der Verstellung „macht aus der Scham ein Laster, indem die Frau (vor den Augen und Ohren der Zuschauer) ihren Besitz so erschwert, wie keine puritanische Sittlichkeit es tut –, hier jedoch nicht aus Züchtigkeit, sondern aus dem Gegenteil heraus: zur Erhöhung des Spannungsreizes zwischen den Geschlechtern. Es wandelt alle Variationen des Gefühls um und macht sie letzten Endes erotisch. Keuschheit wird Koketterie, Schmerz Herausforderung zur Tröstung". Zur Tröstung durch wen?

Der Minnedienst des höfischen Ritters gilt seinem Wesen nach weder dem unverheirateten jungen Mädchen noch der eigenen Ehefrau. Sein unterwürfiges Diener und Werben um Frauen-

minne, das trotz des platonischen Bildungsmoments grundsätzlich die Liebeserfüllung keineswegs ausschließt, richtet sich auf die Gattin eines anderen. Und sie, die in ihrer Ehe unter der Obrigkeit ihres vom Lehnsherrn ihr zugewiesenen Gatten lebt, genießt dieses Spiel, in dem sie sich für den Zwang des ehelichen Alltags schadlos halten kann und eine Verehrung erfährt, die ihr unumschränkte Macht über die Herzen ihrer Kavaliere verleiht.

Doch dadurch, daß ihr Verehrer sie in poetischer Selbsterniedrigung turmhoch über sich erhebt und sie als allmächtige Herrscherin feiert, wird ihre tatsächliche Stellung nicht berührt. Die gesellschaftliche Hochwertung der Frau im höfischen Minnedienst kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie nichts als eine ideelle Entschädigung für eine unwürdige Wirklichkeit war. „In einer rohen und kriegerischen Zeit", schreibt Wechßler, „wo die gebildete Frau noch erst um Anerkennung ihres Geschlechts kämpfen mußte, gewährte sie den Sängern, die ihre Reize und Tugenden im Liede verkündeten, Schutz und Lohn." In sehr viel früheren, auf jeden Fall nicht weniger kriegerischen Zeiten brauchte die Frau nicht um „Anerkennung ihres Geschlechtes" zu kämpfen. Die freiheitliche Stellung jeder einfachen Bäuerin der germanischen Frühzeit, sofern sie eine Frau von Charakter und Ehre war, und ihre Achtung seitens des Mannes waren so unangefochten und selbstverständlich, daß keine „Verehrung" durch den vor ihnen auf den Knien liegenden Rittern den höfischen „Herrinnen" nur annähernd eine ähnliche menschliche Würde zuzugestehen imstande war. Gewiß aber war der Weg, Anerkennung zu erwerben dadurch, daß sie ihre Reize besingen ließen oder die Hörigkeit der Männer zu lächerlichen Ergebenheits- und Mutprüfungen ausnützten, nicht der Weg germanischer Frauen. Ihr Wert war nicht abhängig vom Urteil des männlichen Forums, ihren Wert gaben sie sich selbst.

Jetzt aber empfängt die Frau überhaupt erst die volle Würde der Person vom Manne, der sie heiratet. Die germanische Frau ist „kona", „Frau", ob sie verheiratet oder ledig ist. Von jetzt ab jedoch bleibt sie, wenn der Mann sie nicht zu einer sozialen Würde emporhebt, zeitlebens das Diminutivum einer Frau, eine „Jungfer", ein „Fräulein", ein gesellschaftliches Abfallprodukt. Nicht ihr wendet sich die Verehrung des höfischen Kavaliers zu, sondern der verheirateten Frau, der Gattin eines anderen. Jetzt „geschieht" den Frauen alle Ehre, aller Ruhm und alles Glück „von Mannesminne", wie Frau Ute ihre Tochter belehrt.

Durch den Mund des Sängers weist die Gesellschaft den Frauen sowohl die Regeln, wie sie sich zu benehmen haben, als auch das Ideal, nach dem sie sich bilden sollen:

Hört, schöne Frau'n, was euch der Sänger lehrt,
der Lehre folgt; so wird erhöhet euer Wert: ...

Der Mann schreibt vor, was für die Frauen schicklich ist, wie sie sich tragen sollen, welche Tugenden sie besitzen müssen, damit er an ihnen Gefallen finde. Ein fertiges, fremdes Tugendsystem wird der Frau auferlegt, das sie um der höfischen Sitte willen erfüllen muß „und sei nach Wunsche ein Weib". Sie wird vom Manne aus gewertet, im Hinblick auf das, was ihm gefällt, und lernt, daß sie ihm gefallen muß, um etwas zu sein. Sie gibt sich nicht mehr selbst ihren Wert, sie ist nichts an sich, sondern in bezug auf den Mann — sie ist auf ihn als auf ihren Zuschauer und Partner bezogen, wie er auf sie als seine Partnerin.

In einem Zwiegespräch erklärt ein Ritter seiner Dame, er habe so viele ihrer Tugenden loben hören, daß er ihr immer zu Diensten stehen wolle; hätte er sie nicht kennengelernt, so würde dies seinen Wert mindern, doch wolle er ihn um ihretwillen noch mehr erhöhen und bitte sie, ihn die Kunst zu lehren, wie er geziemend leben könne. Die Dame fühlt sich durch die artige Schmeichelei des Ritters hochgeehrt, doch — antwortet sie ihm — leider überschätze er sie; er habe sich wie ein echter Kavalier benommen, indem er sie so hoch erhoben habe, wenn sie auch viel unerfahrener sei als er. Und sie erklärt ihm, wie ein Mann sein soll:

Ich sag' euch, wer uns wohl behagt:
Nur wer erkennt, was übel ist, was gut,
Und stets das Beste von uns sagt,
Dem sind wir hold, wenn er's mit Treuen tut.
Kann er in rechter Art sich freun
Und nicht zu niedern,
Auch nicht zu stolzen Sinnes sein,
Erlangt er, was er nur begehrt:
Welch Weib versagt ihm einen Faden?
Gut Mann ist guter Seiden wert.

(Walther von der Vogelweide)

Wie der Mann der Frau das Maß gibt, nach dem sie sich richtet, so gibt die Frau es dem Manne. Auch sie mißt ihn nicht

nach dem, was er „sonst noch" ist, sondern nach dem, was er in Beziehung auf sie ist oder tut. Der Mann gefällt ihr wohl, der sie preist „und stets das Beste von ihr sagt", der sich um ihretwillen Gefahren aussetzt und Kämpfe besteht; und zeigt er stets höfische Freude und ist sein Gemüt in rechter „Maße", so ist er des Höchsten, das er begehrt, der Frauenminne, würdig. Galanterie ist die Krone, die selbst die Liebe zu Gott, Ehre und Frömmigkeit krönt — *willst du das alles übergolden, so sprich wohl den Frauen!* ist des Dichters Rat. Die Frauen zu rühmen, ist eine Haupttugend des Mannes. *Was soll ein Mann, der Frauen Lob nicht spendet?* fragt Reinmar von Zweter, *was soll ein Mann, der keine Ehre hat vor reinen Frauen?* Denn wie den Frauen alle Ehre und alles Glück „von Mannesminne" kommt, aus der Beziehung zum anderen Geschlecht — so auch umgekehrt. Was wäre Manneswonne, fragt der Dichter des Nibelungenliedes, wenn nicht schöne Mägdelein und herrliche Fraun?

Was hat die Welt zu geben
Beglückenderes als ein Weib,
was ein sehnend Herze mehr erfreut?
Was erhöhet mehr die Lust am Leben
als ihr schöner Leib?
Ich weiß nicht, was zur Freudigkeit mehr Kraft verleiht,
als wenn d e n ein Weib von Herzen liebt,
der schön lebt als seiner Minne Zeichen.
Darin es Zuversicht und Freude gibt:
die Welt hat nichts, was diesem zu vergleichen.

(Walther von der Vogelweide)

Was soll ein Mann, der nicht begehrt
zu werben um ein schönes Weib?
Und läßt sie ihn auch unerhört,
veredelt es doch seinen Leib.
Er tu' um e i n e r willen so,
daß er den andern wohl behagt,
so macht ihn eine andre froh,
wenn sich die eine ihm versagt.
Daran gedenk ein edler Mann:
viel Glück und Ehre hängt daran.
Wer guten Weibes Minne hat,
der schämt sich aller Missetat.

(Walther von der Vogelweide)

Der Minnedienst ist für diese Menschen der einzige Weg zur Vollendung der Persönlichkeit. Ohne Hohe Minne gibt es keine Bildung und Veredelung des Geistes und Herzens. Der germanische Mensch bedarf, um Persönlichkeit zu werden, keines zuschauenden Partners, vor dem er aus Scham Missetaten unterläßt. Die germanische Persönlichkeit „wird" nicht in der Bezogenheit auf einen anderen. Beide unterscheiden sich wesentlich voneinander.

Der höfische Mensch hat seinen Schwerpunkt außerhalb seiner selbst in der Gesellschaft, er ist, was er ist, durch seine Bezogenheit auf die das Maß gebende und urteilende Umwelt.

Der ist ein höfisch gebildeter Mann:
Der Welt er wohl aufwarten kann
in allen ihren Dingen.
Ihr Lob sich zu erringen,
mit allem Fleiß er gerne tut
alles, was sie dünket gut. (Warnung)

Kavalier ist man in bezug auf einen anderen. Ein Mensch von großer Art, ein Ehrenmann ist man „an und für sich" und ohne Hinblick auf einen Partner, und auch als Robinson kann man ein Gentleman sein. Ob einer ein Gentleman ist, erweist sich an der inneren Haltung und Gesinnung, die er in allem, was er tut, und gleichviel, mit wem er es zu tun hat, betätigt. Wenn er scheinbar einmal die gleichen Formen im Umgang wie der Kavalier anwendet, so haben sie doch völlig verschiedenen Ursprung und Sinn. Was auf der einen Seite Umgangsformen sind, deren Erfüllung dem Inhalt erst seinen Charakter und Wert verleiht, das ist auf der anderen Seite Ausdrucksform als notwendiges Mittel des Sichtbarwerdens eines Innern, einer bestimmten Gesinnung und inneren Haltung. Doch diese Gesinnung besteht gleichwohl, ob und in welcher Form sie ihren Ausdruck findet, und der Ausdruck wiederum ist unabhängig von einer Vorschrift, die über gut oder schlecht, richtig oder falsch entscheidet.

Innerhalb der mittelmeerischen Wertordnung freilich ist die Form des Ausdrucks an sich schon von Bedeutung. *Mit jedem Handeln steht es so: an sich ist es weder schön noch häßlich,* läßt Platon Pausanias im „Gastmahl" sagen. *Erst im Vollzug,*

w i e es ausgeführt wird, erhält es seinen Charakter. Schön und richtig vollzogen wird es schön, unrichtig vollzogen häßlich. So auch das Lieben: nicht jeder Eros ist schön und wert gepriesen zu werden, sondern nur der, der zum schönen Lieben führt.

Wo aber das Wie wichtiger wird als das Was, die Form wichtiger als der Inhalt, da kommt es weniger auf die innere Haltung an, die dahintersteht. Die Lehren eines Gurnemanz konnte jeder Mensch erlernen, jedes abgelöste Regelwerk, jede höfische Vorschrift konnte er sich aneignen und befolgen, wenn er auch die notwendige natürliche Anmut zwar nachahmen, aber niemals aus erster Hand spielen und verwirklichen konnte und die Form nicht mit gleichem, mittelmeerischem Sinn erfüllen.

So wurde er S c h e i n - K a v a l i e r, der lernte, sich in erster Linie formvollendet zu geben und in „der Welt" zu bewegen und in seinem Benehmen allen ihren Forderungen Genüge zu tun. Die Beherrschung der Form wurde wichtiger als die Gesinnung. Und so mochte es geschehen, daß er „vor den Leuten" liebenswürdig und galant auftrat, in seinem sonstigen Leben aber, das keine zuschauende Tribüne kannte, auf die „es ankam", um so leichter seine wahre Gesinnung zum Ausdruck bringen und oft genug im häuslichen Leben sich für den Zwang der Kavaliers-Maske schadlos halten konnte. Wir erinnern uns an Siegfried, der seiner Gattin in der Kemenate „den Leib zerbläut".

Gegen solche Schein-Haltung wendet sich Walther, indem er vom Manne ausdrücklich Gesinnung fordert:

Man soll immer fragen
bei einem Mann, wie's um sein Herze steht...
Mancher scheinet vor dem Fremden gut
und hat doch falschen Sinn.
Wohl ihm bei Hof', der Recht zu Hause tut!

Denn

Erborgte Zucht und Scham vor Fremden
mögen wohl eine Weile glänzen —
der falsche Schein verschwindet bald.

Menschen von ausgeprägtem Charakter mußte diese „erborgte" Haltung notwendig widerstreben, zumal der Spruch der höfischen Formwelt alles natürliche Wachstum, jede selbständige Erfindungs- und Gestaltungskraft, jede individuelle, über-

legene, eigenständige Persönlichkeit als unerlaubt und unhöfisch gebieterisch untersagte und alles nach demselben Maß des Schicklichen zu gleichförmigen Kreaturen zurechtstutzte. Nur die Germanischsten unter ihnen, Männer wie Frauen, haben Kraft und Mut aufgebracht, den Zwang der höfischen Konvention zu durchbrechen und ihren eigenen Weg zu gehen.

Noch an einem anderen Punkte griff das neue Vorbild in das Verhältnis der Geschlechter ein. Der höfische Minnesang ist seinem Wesen nach eine einseitige Kunstübung des Mannes, so wie der höfische Minnedienst ausschließlich dem Manne die Äußerung der Liebe und die Liebeswerbung gestattet. Ausdrücklich verbietet Reinmar von Zweter den Frauen jede Werbung, da sie ihnen nach höfischer Sitte nicht zukommt:

Die Gesellschaft gebietet: „Es soll ein ledig Weib nicht werben um den Mann: das steht ihr nicht an."

Daß diese Auffassung nicht als selbstverständlich empfunden wurde, zeigen die häufigen und betonten Verbote und Hinweise auf die Unsitte der Werbung seitens der Frau vor allem bei Hartmann von Ouwe.

Die höfische Konvention geht von der Fiktion aus, die Liebe erwache durch die Schönheit der Frau im Herzen des Mannes, der durch seinen gefälligen Dienst, durch seine Liebe ihre Liebe entzünde: Der Mann begehrt die Minne der Frau, mit seinem Dienst ehrt er sie, huldigt er ihr, und sein Werben weckt ihre Minne. Nach dieser Anschauung geht die Liebe vom Manne aus, die Frau ist „Empfängerin der Minne". „In Wirklichkeit", schreibt ein Kenner der höfischen Kultur hierzu, „sucht die Liebe sich nicht zu einer Zeit als Einfallstor nur die Frauen, zu einer anderen Zeit nur die Männer aus. Sie fällt zu allen Zeiten, bei allen Völkern und in allen Kulturlagen bald auf den einen, bald auf den anderen Teil zuerst. Nebeneinander und zugleich kann hier der Mann und dort die Frau derjenige Teil sein, von dem die Werbung um die Gegenliebe ausgeht. Und im primitiven wie im kulturellen Zustand kann neben anderen Mitteln der Werbung auch ein Vers, ein Lied von beiden Seiten und ohne Bindung an das Geschlecht fungieren. Aber ein Sonder- und Ausnahmezustand ist es, wenn wie im höfischen Minnedienst eine besondere Mode jede Äußerung, jede Werbung, jedes Liebeslied dem einen Geschlecht verbietet und nur

die einseitige Galanterie verlangt." Die einseitige männliche Aktivität, der auf seiten der Frau das Abwarten und Empfangen der Minne gegenübersteht, „ist die ganz besondere und einmalige Signatur der höfischen Zeit, eine Konvention, der das Rittertum unterliegt. Die Konvention besteht darin, daß so getan wird, als könne die Liebe nur vom Manne ausgehen, und dieses ist die große Grundfiktion des Minnesangs überhaupt".

Die neue Sitte legt das Verhalten von Mann und Frau auf die polaren Gegensätze von Aktivität und Passivität fest, was eine unerhörte Neuerung bedeutete für Menschen, in deren Welt keine Vorschrift die Rechte und Pflichten der Geschlechter antithetisch abgrenzte. Ihre Weise der Liebe und des Verhaltens Liebender hatte andere Wege zum Geliebten, als die arabisch-mittelmeerischen Vorbilder lehrten. Ihre Liebe lag weder auf den Knien oder paradierte in schöner Dargebotenheit um Gunst und Gefallen, noch gefiel sie sich in demütigender Quälerei oder beständigem Schüren des Feuers durch kokettes Anlocken und Sichversagen. Sie war nicht Begehren und Dienen von der einen und Empfangen und Gewähren von der anderen Seite, sondern wollte in gegenseitigem Geben und Nehmen stark sein im Mit- und Füreinander beider.

Wie auch das germanische Gefolgschaftsverhältnis volle Gegenseitigkeit fordert und sein Ende findet, wo einer nicht mehr für sich und den anderen besteht, so bricht die germanische Forderung gleicher Verpflichtung gelegentlich auch im Minnesang gegen die für germanische Menschen unnatürliche Art des Minnedienstes durch:

Wo ich nicht verdienen kann
einen Gruß mit meinem Sange,
dahin kehr' ich stolzer Mann
meinen Rücken und meine Wange.
Dieses heißt: „Mir ist um dich
ebenso, wie dir um mich."
Ich will mein Lob kehren
an Frauen, die danken können:
was soll ich Überstolze ehren? (Walther)

Denn:

Minne taugt nicht einsam,
sie soll sein gemeinsam,
so gemeinsam, daß sie dringt
durch z w e i Herzen. (Walther)

Der noch nicht völlig gebrochene Stolz germanischer Liebe lehnt sich endlich auf gegen diese höfische Konvention, zu *ringen um Liebe, die von euch nichts wissen will.* (Hartmann):

Bin ich dir aber gleichgültig,
dann sag es deutlich: so laß ich den Kampf.
(Walther)

Der Minnedienst zwingt die Geschlechter in eine Haltung zueinander, die Begehren und Gewähren, Geben und Empfangen, Tat und züchtiges Geschehen- und Über-sich-ergehen-Lassen auf Mann und Frau verteilt. Und diese Rollenverteilung mit der Zuteilung der entsprechenden Haltungen ist unverändert bis heute in Geltung geblieben. Doch wir müssen hinzufügen: für den Mann nur, sofern er auf die Frau bezogen ist. Er selbst unterstellt sich nach wie vor dem germanischen Gesetz des Ausgriffs und der Leistung.

Wo er jedoch den „ergebenen Diener" abstreift, der sich dem Willen der angebeteten Herrin auf Gnade oder Ungnade unterwirft, und seine Waffen und Rüstung ablegt, die er im Dienst seines Schildesamtes trägt, da zieht er den Rock des eheherrlichen Gebieters an, der in seinem Hause uneingeschränkte Autorität und Herrschaft verlangen kann. In der Ehe ist er der Herr — nicht auf Grund eigener Machtvollkommenheit, sondern kraft „göttlichen Gebots" und gemäß der „Schöpfungsordnung".

Ein tugendreicher Ritter, so erzählt eine Novelle des Strickers im 13. Jahrhundert, nimmt ein Weib zur Ehe. Diese Frau lehnt es ab, sich dem Willen ihres Mannes zu unterwerfen. Das aber kann der ritterliche Ehemann nicht dulden, und er befiehlt ihr, ihm Gehorsam zu leisten. Als sie weder durch Flehen noch Drohungen bereit ist, sich zu fügen, schlägt er ihr *einen Faustschlag,* reißt ihr die Kleider vom Leibe ab und läßt sie mit einem schweren Knüttel *seinen Zorn* fühlen. *Er schlug sie eine lange Weile mit Kräften und mit Eile, bis ihm der Arm so weh tat, daß er nicht mehr schlagen konnte und die eine Seite ihres Körpers so zerschunden war, daß man nichts sah als ihre zerfetzte Haut und ihr Blut.* Auf seine Frage, ob sie nun brav sein wolle, erwidert sie: *Ich bin ja auf drei Seiten noch ungeschlagen! Ihr aber habt Eure Tugend und Zucht an Euch selbst erschlagen, wenn ich in wenigen Tagen sterbe.*

Darauf läßt der tugendreiche Ritter seine Frau in einen Schuppen einmauern, ihr das schwärzeste Brot, das man den Hunden vorwirft, und die schlechteste Speise bringen, die es im Hause gibt. Er setzt sich so, daß sie ihn vom Fenster ihres Kerkers aus in all seiner Fröhlichkeit sehen kann, schweigt, wenn sie ihn anspricht, und setzt ein *minnigliches Weib* neben sich, die er nach Herzenslust halst und kost. Voll höfischer Freude zeigt er sich alle Zeit — *sein Lob war vor der Welt groß*, sagt der Dichter —, denn er ist ein ehrbarer und wohlangesehener Mann und ein Ritter von feiner höfischer Bildung.

Als die Frau ihren Verwandten die Schmach klagt, die ihr Mann ihr antut, antworten sie ihr, er habe recht getan, weil sie sich ihm widersetzt habe. Dennoch verwendet sich die Sippe bei dem Ritter für sie. Aber er bringt es schnell dahin, daß die Ihren sich von seiner Frau lossagen. Erst als sie erfahren muß, daß auch ihre eigene Sippe nicht mehr zu ihr hält, bricht ihre Kraft zur Selbstbehauptung zusammen. *Die Teufel* fahren aus ihrem Leib, und der heilige Geist kommt über sie, so daß sie ihre Sünde bereut. Sie fällt vor dem Pfarrer, den der Mann geholt hat, auf die Knie und bekennt: *Ich bin das sündigste Weib, das je eines Weibes Leib gewann. Von meiner Widersetzlichkeit hat mich Gott bekehrt. Ich will immer sein Gebot halten. Um seinetwillen bittet meinen Mann, daß er mir wieder seine Huld schenke und mich meine Schuld büßen lasse, solange ich lebe. Ich habe weder Gott noch meinen Mann gefürchtet und damit die Gunst der Welt verwirkt. Der Teufel hat mir Furcht und Liebe, Verstand und rechten Gehorsam genommen. Deshalb werde ich mir selber stets gram sein: daß mein Mann mir nicht das Leben nahm, damit hat er mehr getan, als ich um ihn verdient habe.*

Auf den Knien bittet sie auch ihren Mann um Verzeihung. Man bricht die Mauer ihres Kerkers auf und heißt sie herauskommen. Aber sie hat die letzte Stufe des Gehorsams noch nicht erreicht — sie *widersetzt sich* und will weiterhin in ihrem Gefängnis Buße tun. Da greift der Pfarrer ein und *gebot ihr bei ihrer Gehorsamspflicht, so ihr Christi Namen lieb sei, daß sie ihrem Manne gehorche, wie es Gottes Wille sei.* Nach langem Überreden verläßt sie ihr Gefängnis und antwortet auf die Bitten ihres Mannes und ihrer Verwandten, ihnen zu verzeihen: *Ihr seid unschuldig, die allein Schuldige bin ich. Ich wäre wohl des Todes wert gewesen und hätte nimmer mehr sollen genesen. Immer größer wird meine Reue, daß ich so große*

Untreue wider Gott und meinen Mann beging. Alle Frauen, die ihrem Ehemann nicht gehorchen wollen, sollen fortan zu ihr kommen, damit sie ihnen Lehrmeisterin sein und sie zur wahren Furcht vor ihrem Mann bekehren kann, so daß sie Gottes Huld erfahren.

Unter dem „Gebot Gottes" hat die Frau als Gattin aufgehört, ein eigenständiger Mensch und des Mannes ebenbürtige Gefährtin zu sein, die er in der Freiheit ihrer Entscheidung und in der Stärke ihres tieferen Wissens um die Gesetze des Lebens und ihres selbständigen Gewissens und Ehrgefühls geachtet und anerkannt hatte. Sie hat ihren Mann zu fürchten und ihm gehorsam zu sein. All ihre Auflehnung gegen seine Ehemannsgewalt hilft ihr letzten Endes nichts.

Denn — so verkündet der größte Volksprediger seiner Zeit, der redegewaltige Franziskanerbruder Berthold von Regensburg, der von 1250 bis 1273 wandernd und öffentlich und in der Sprache des Volkes lehrend durch Deutschland, Österreich und die Schweiz zieht: *Als der Herr zu Anbeginn die Ehe setzte in dem Paradiese mit Adam und Eva, da bestimmte er, daß die Frau dem Manne untertan und der Mann der Frau Herrscher sei.* Dies aber sind längst keine neuen Klänge mehr für die Ohren des Volkes.

Mehr als vierhundert Jahre vor Bruder Berthold, zu Lebzeiten Ludwigs des Frommen, hatte ein sächsischer Geistlicher Teile des Alten Testaments in der heimischen Sprache nachgedichtet, um die Heilige Schrift auch dem Ungelehrten nahezubringen. In der Sündenfallgeschichte, die dem germanischen Menschen in der Altsächsischen Genesis erzählt wird, klagt nach Evas ungehorsamer Tat und Adams Verführung der Mann das Weib an:

Fürwahr! Du, Eva, hast unseren eigenen Weg
Mit Unglück bezeichnet! Nun magst du die schwarze Hölle
Gähnen sehn, die gierige, gellen magst du sie
Von hinnen hören. Nicht ist das Himmelreich
Gleich solcher Lohe: das war aller Länder schönstes,
Das wir durch unseres Herrn Gunst behalten durften,
Wofern du nicht hörtest auf den, der diesen Harm uns riet,
Daß wir des Waltenden Worte brachen,
Des reichen Königs.

Was soll nun werden aus uns?
Jetzt mag mich das gereuen, daß ich den Gott des Himmels,
Diesen gütigen Walter, bat, daß er dich hier formte für mich
Aus meinen Gliedern.
Jetzt hast du mich verführt zu meines Herrn Hasse,
So daß es jetzt immer und allezeit mich reuen mag,
Daß ich dich mit meinen Augen sah.

Ihm antwortet Eva:

Du magst es mir vorwerfen, mein trauter Adam,
mit deinen Worten,
Doch mag es dich nicht ärger in deinem Gemüte reuen,
als es mir im Herzen tut.

Gott aber spricht zornig zu Eva, *der Frau von schimpflicher Gesinnung:*

Gehe fort von der Freude!
Du sollst in deines Ehemannes Gewalt sein!
Von der Furcht vor deinem Gatten hart geängstigt,
Sollst du in Niedrigkeit deiner Taten Verirrung büßen,
Des Todes harren
Und unter Wehruf und Heulen zur Welt gebären,
Unter großem Schmerze, Söhne und Töchter!

Und zu Adam spricht der Herr:

Du sollst ein ander Land suchen, einen wonnelosen Aufenthalt
Und in Verbannung gehen, ein nackter Bettler,
Des Paradieses und der Herrlichkeit beraubt.
Dir ist Scheidung bestimmt Leibes und der Seele
Für das, was du durch leidiges Verbrechen anstiftetest.
Darum sollst du arbeiten
Und auf Erden dir deinen Unterhalt selbst erwerben,
Herbeischaffen, schweißigen Antlitzes dein Brot essen,
Solange du hier lebst,
Bis dir ans Herz unsanft greift schonungslose Krankheit,
Die du im Apfel vordem verschlucktest.
Darum mußt du sterben. —

Merk's!
ruft der Dichter mit erhobenem Zeigefinger seinen Landsleuten zu,

Wir vernahmen jetzt,
Wo uns verderbliches Unheil erwuchs
Und das Elend dieser Welt!

Und wer allein dafür verantwortlich ist, darüber hat Adam sie nicht im unklaren gelassen. Wie schon im alttestamentlichen „Leben Adams und Evas" erhebt er laut Anklage gegen sein Weib, vorsorglich noch bevor Gott die Schuldfrage geklärt hat. Weil Eva ihn „von seines Herrn Gunst" abzieht, flucht er ihrem Dasein. Und Adams Ablehnung der s e i n e m Wesen fremden, ja feindlich gesinnten Frau tröpfelt wie ein schweres Gift in das Bewußtsein des Mannes und dient ihm allzu bald dazu, seine eigenen Verfehlungen am anderen Geschlecht, die als Folge der Entwurzelung durch die fremde Sittenlehre ins Kraut schießen, mit seiner Verführung durch die sündigen Evastöchter zu entschuldigen.

Noch härter als im Alten Testament, ja heftiger noch als in der Vita sind hier die Worte Gottes, mit denen er die Frau *von der Freude* scheidet und sie der Gewalt des Ehemannes unterwirft, in der sie, *in der Furcht vor ihrem Gatten hart geängstigt, in Niedrigkeit ihrer Taten Verirrung büßen* soll, und ihr die Schmerzen des Gebärens als Strafe zudiktiert. Die ganze Leidenschaftlichkeit des Frauenhasses, wie sie im Testament des Ruben, in Jesus Sirach, Philo, Paulus, Tertullian, Hieronymus, Origenes, Marcion, Simonides und Augustinus glüht, ergießt sich mit dieser Volkspredigt in die Herzen germanischer Männer und Frauen, die jetzt Eva als Stammutter erhalten.

Wie stark die Lehre vom Sündenfall sich in das deutsche Bewußtsein frißt, zeigt, daß kaum ein mittelalterlicher Dichter die Verführung Adams durch Eva unerwähnt lassen kann, ja daß selbst die höfischen Dichter, deren Anliegen es doch ist, der Frauen Lob zu singen und ihre Tugend und Reinheit zu preisen, nicht unterlassen, auf Evas Sündenschuld hinzuweisen, die alles Unheil über die Welt gebracht hat. Wolfram läßt Parzival die Lehre zuteil werden:

Als Luzifer zum Abgrund fuhr,
Da ließ von fleischlicher Natur
Gott als Gebild aus Erden
Den edlen Adam werden,
Aus dessen Leib er Eva nahm,
Von der uns schweres Unheil kam,
Da sie auf Gott nicht hörte
Und unser Heil zerstörte.

Und sehr unhöfisch folgert er resignierend:

Weib bleibt eben Weib.
Gar manche trieb ihr schwacher Leib,
Was ihr verboten zu vollbringen,
Da sie ihr Herz nicht konnte zwingen.

Noch deutlicher erweist der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg, daß in den Augen selbst der höfischen Kreise die Frau ihre Natur von Eva, der Sünderin, ererbt hat. Ihre Schwäche, ihr Ungehorsam ist allen Frauen *angeboren* —

Die Frauen, die so geartet sind,
Sind ihrer Mutter Even Kind:
Die machte das erste Gebot zum Spott:
Ihr erlaubete unser Herre Gott
Obst, Blumen, Gras und alles gar,
Was in dem Paradiese war,
Daß sie damit begänne,
Was nur ihr Herz ersänne;
Nur Eins nicht, das er ihr verbot
Auf ihr Leben und ihren Tod
(Die Pfaffen wollen lesen,
Die Feige sei's gewesen):
Das übertrat sie mit einem Schritt
Und verlor sich selber und Gott damit.

Seitdem ist jede Frau *ein hinfällig Ding*, das keinem sittlichen Verbot lange widerstehen kann und seinen Trieben folgt. Gegen ihre innere Haltlosigkeit und ihren Ungehorsam kann nichts helfen, weil *ihre Art das mit sich bringt und ihnen aus der Art entspringt* —

So sind sie alle Evens Kind,
Die alle nach Even geevet sind.

Der Gedanke fasziniert ihn, seine Theorie an ihnen auszuprobieren:

Ja, wem ein Verbot zustände,
Wieviel er noch heute fände
Der Even, die dem Verbot zum Spott
Von sich selber ließen und von Gott!

Selbst Walther von der Vogelweide, der der Frauen Lob am schönsten gesungen hat, gedenkt der *Sünden Plagen, die Evens*

Schuld uns brachte. In seinem Marien-Leich ist sie das schwärzeste Dunkel, das die Reinheit der von *keines Mannes Gelüst befleckten* Magd in um so lichtere Helle hebt.

Eva, die die Welt in die Verdammnis geführt hat, Maria, die sie zum Heil führt, — sie verkörpern die beiden Gegenmächte, zwischen die der Mensch dieser Zeit sich gestellt sieht und in denen die Zerrissenheit seiner zwiespältig gewordenen Seele ihm bewußt wird: die Gebundenheit seines Körpers, der ständig der Sünde erliegen kann, und seine Sehnsucht nach Erlösung, nach dem Heil der gefährdeten Seele. Denn um sich nach Erlösung von dieser Welt sehnen zu können und die Heilstat an seiner Seele vollbringen zu lassen, mußte dem Germanen der Einklang mit sich selbst, sein inneres Gleichgewicht, sein — germanisch erlebtes — „Heil" zerstört und sein Schuldgefühl und Sühneverlangen geweckt werden. Maria setzt Eva voraus, das Streben nach Erlösung seinen eigenen Sündenfall. Eva mußte ihm immer wieder in das Bewußtsein eingehämmert werden. So betet er: *Immer Magd ohne Ende, Mutter ohne Tadel, Fraue, du hast gesühnt, was Eva zerstörte, die nicht auf Gott hörte.*

Die Rolle, welche die Mutter Jesu in dem Leben ihres Sohnes nach der Bibel gespielt hat, rechtfertigt die hohe Stellung, zu der sie erhoben wurde, nicht. Wie Markus berichtet (6, 3), wird Jesus von seiner eigenen Mutter und seinen Geschwistern nicht verstanden. Mehrfach lehnt er es ab, mit Maria zu sprechen (Matth. 12, 48; Markus 3, 31; 35) und weist sie kühl von sich (Joh. 2, 4). Auch von einer Seligpreisung seiner Mutter will er nichts wissen (Luk. 11, 27—28). Den ersten Jahrhunderten ist Maria ein Mensch mit seinen Fehlern und Schwächen. Doch die Sehnsucht nach einer weiblichen Gottheit läßt schließlich die große Muttergöttin der östlichen Kulte in der naturfeindlichen, männlichen Religion wieder aufleben. „Isis kehrt wieder als Maria, im Arm den Horusknaben, der jetzt Jesus heißt." So wird sie einerseits das vergöttlichte Sinnbild der Gottesgebärerin, hinter der in den Volksreligionen Gott und Christus ganz in den Hintergrund treten, während sie von anderen Völkern mit jeweils verschiedenen Zügen ausgestattet wird.

Das tief eingewurzelte Bedürfnis des Germanen nach Verehrung der Frauen und Mütter schafft ihr in den Herzen des Volkes als der mütterlichen Frau, die die Geschicke der Men-

schen zum Guten wenden kann, einen bevorzugten Platz. Ihr wendet sich jetzt all die Innigkeit und vertrauende Liebe zu, die einst den göttlichen Müttern der Sippe und des Volkes gegolten hatte. Die religiöse Verehrung weiblicher Ahnen der Bluts- und Stammesverbände in den „matres" und den schicksalsmächtigen „matrones", die bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. für die Westgrenze Südgermaniens durch die ihnen in der Rheingegend errichteten Weihesteine bezeugt ist, war nur ein Zweig der vielverästelten germanischen Mütterkulte. Als Schicksal kündende und Schicksal stiftende göttliche Mütter wurden die weiblichen Ahnen sowohl im häuslichen Bereich wie in den öffentlichen Stammeskulten Nordgermaniens unter dem Namen „Disen" und West- und Südgermaniens unter dem Namen „Idisen" verehrt und als Schützerinnen des Things, als Lenkerinnen des Schlachtenglücks und des Volksschicksals und als Vollzieherinnen kosmischer Ordnungen und Gesetze von dem Germanen um Recht und Aufrichtung der Ehre, um Frieden und Sieg, um Gelingen der Tat und das Gedeihen alles Lebendigen angerufen.

Doch nachdem die heidnischen Ahnenkulte ausgerottet und die hohe Stellung der Frau untergraben war und der Glaube an die ihr innewohnende, Heil verleihende Segensmacht durch Evas Sündentat den Todesstoß erhalten hatte, flüchtete sich das Vertrauen in die mütterliche Frau zu Maria, in der die germanische Sehnsucht sich die gütige, hilfreiche und notwendende Mutter neu erschuf.

Aber auch das westliche Abendland schafft sich gemäß seinem inneren Gesetz seine eigene Gottheit. Der aus dem erotischen Minnekult erwachsende Madonnenkult macht Maria zur schwärmerisch verehrten gottgleichen Geliebten. Mit allen Attributen einer irdischen — launischen und eifersüchtigen, Huld und Gnade versprechenden — Geliebten ausgestattet, wird sie von dem Gläubigen als seine *Domna* und *himmlische Braut* und als *Schönste der Frauen* angebetet und mit einem Überschwang an sinnlichen Ausdrucksformen gefeiert, die der Sprache der weltlichen Minne kaum nachsteht.

Der asketischen Richtung dagegen ist Maria die reine, jungfräuliche Magd, die den Erlöser *unbefleckt und ganz lauter und rein von der Gemeinschaft mit einem Mann* empfangen hat — wie der Arnsteiner Marienleich sie besingt —, *die Magd ohne Mann*, die *Mutter und doch nicht zum Weibe wurde.* Der hurritische Abscheu vor dem weiblichen Körper, den die

asketische Einstellung der Kirchenväter bis zum unüberbietbaren Ekel gesteigert hatte, sträubte sich dagegen, dem Gottessohn die Entstehung aus einem anstößigen Naturakt und eine Verunreinigung durch den Vorgang der Empfängnis und Geburt zuzumuten. Darum konnte er sie weder als Gattin noch als Mutter ihrer anderen leiblichen Söhne und Töchter (Mark. 6, 3) anerkennen. Als „ewige Jungfrau", „von keines Mannes Gelüst befleckt", und zugleich als niedrigste Magd und gehorsame, demütigste „Dienerin des Herrn" konnte Maria als Frau innerhalb der natur- und frauenfeindlichen Religion zu einer Würdestellung aufsteigen und über alle Frauen zur höchsten Glorie emporgehoben werden.

Wo freilich die Frau geschlechtslos wird, ihrer natürlichen Bestimmung entsagt und durch die Art ihrer Lebensführung und Kleidung einen Schutzwall gegen die Sinnlichkeit um sich baut, kann sie gleichgeachtet und gleichgewertet in der geistigen Bruderschaft als „Schwester in Christo" neben die männlichen Virgines treten. Nur die geschlechtslose, ihr Frauentum verneinende Frau, die nicht Gattin und nicht Mutter ist, ist zu einer höheren Würde zugelassen.

Diese asketische Überbewertung der Jungfräulichkeit, mit der das hurritische Geiststreben seine eigene Ausklammerung des Geschlechtlichen beantwortete, war für den Germanen etwas durchaus Fremdes. Hier, wo die Natur nicht Sünde war und nicht das gefährliche Prestige des Unerlaubten besaß, brauchte sich die natürliche, echte Keuschheit und Sauberkeit, die Tacitus bei beiden Geschlechtern findet und noch der gewiß unverdächtige Bonifatius ebenso wie Salvian, Bischof von Marseille, an ihnen bewundert, nicht künstlich abzuschirmen. Doch schon das Verhältnis des Orientalen zum Sexuellen ist von grundlegend anderer Art als das des Germanen. Wie dort die Sinnlichkeit eine ganz andere, stärkere Rolle spielt als hier, so auch die Bewertung der Keuschheit. Unberührtheit und Keuschheit haben zu der Wertung der germanischen Frau überhaupt keinen Bezug: weder genießt die Unberührtheit der Jungfrau besondere Verehrung, noch wird die Achtung einer Frau dadurch gemindert, daß sie Witwe und nicht mehr unberührt ist. Hier, „wo dem Weiblichen an sich ‚sanctum aliquid' zugesprochen wird, grenzt sich die Jungfräulichkeit nicht durch besondere Heiligkeit ab". Ob eine Frau unverheiratet, verheiratet oder

verwitwet ist, ob sie Kinder geboren hat oder kinderlos geblieben ist, ist für ihren persönlichen Wert und die Achtung, die man ihr entgegenbringt, für sich genommen ohne Belang. Denn es sind ihre geistigen und seelischen Qualitäten, nach denen sie gewertet wird. Doch das bedeutet zugleich, daß eher die reife Frau und Mutter, die alle Kräfte der Persönlichkeit entfaltet hat, die höhere Achtung genießt. In echt germanischer Wertung konnte so auch Meister Eckehart entgegen der kirchlichen Auffassung bekennen: *Weib ist das edelste Wort, das man der Seele zusprechen kann, und ist edler denn Jungfrau.*

Wenn aber nach Paulus in der mystisch-religiösen Bruderschaft, in der mit allen völkischen und sozialen auch die Geschlechtsunterschiede aufgehoben sind (Gal. 3, 28), die jungfräuliche Frau dem jungfräulichen Manne vor Gott gleich ist, so bleibt in jeder menschlichen Bindung die Frau dem Mann untergeordnet. Mit der Gleichstellung der Brüder und Schwestern vor Gott haben weder Jesus noch Paulus noch die Kirchenväter die seit Jahrtausenden im Orient bestehende Unterordnung der Frau beseitigt, ihre Stellung in der Ehe gehoben oder das Verhältnis der Ehegatten verinnerlicht und vergeistigt.

Wenn Jesus zwar sehr entschieden gegen die Scheidung der Ehe Stellung nimmt, so wendet er sich damit allein gegen die menschliche Willkür, die um sinnlicher Launen und selbstsüchtiger Leidenschaften willen bald löst, bald bindet. Um weltlicher Süchte willen darf die Ehe nicht geschieden werden — wohl aber „um des Himmels willen". Die bevorstehende Weltkrisis und das Nahen Gottes aber heben alle bluthaften und leiblichen Bindungen auf und setzen die göttliche Bindung in der Gemeinschaft des neuen Reiches an ihre Stelle. Seine Verurteilung der Ehescheidung hindert Jesus nicht, die Ehe wie alle Bindungen menschlicher Ordnung den absoluten Forderungen des erwarteten Gottesreiches zu opfern, im Angesicht dessen alle erdbedingten Bande zerreißen müssen. Doch sieht er wohl, daß es nicht allen gegeben ist, dies hohe Ziel zu erreichen. Auf die Frage der Jünger: *Wenn es zwischen Mann und Frau so steht, ist es ja besser, nicht zu heiraten* (Matth. 19, 10) antwortet Jesus, nicht alle würden es fassen, sondern nur jene, denen es gegeben ist, aus freiem Willen und Antrieb *um des Himmelreiches willen* der Ehe zu entsagen.

Eine Sinnenfeindschaft wie Paulus und die Kirchenväter kennt Jesus jedoch nicht, aber auch keine geistige, sittliche oder gar

religiöse Grundlage der Ehe. Ihnen allen ist sie, was sie nach der alttestamentlichen Schöpfungsordnung war, eine von Gott gesetzte Geschlechtsgemeinschaft zur Fortpflanzung und Erhaltung der Art, um die Erde zu füllen und zu bebauen. Und angesichts des kommenden Reiches und Weltendes und, als dieses ausblieb, aus dem Streben nach Seligkeit und Erlösung von aller Irdischheit wird die Ehe bald als Erdenfessel und Hindernis für die Gottesgemeinschaft und damit als hinfällig und wertlos betrachtet — wie von Jesus und der Urgemeinde, bald als notwendiges Übel und Schutzmaßnahme gegen schrankenloses Ausleben des sinnlichen Triebes zugestanden — wie von Paulus, bald als unsittliche Anstalt verworfen, die ganz außerhalb jedes gottgeweihten Lebens stehe, — wie von Tertullian. Deshalb kommt er zu dem Schluß: *Ehelosigkeit müßt ihr wählen, wenn darüber auch das Geschlecht der Menschen zugrunde geht.*

Auf jeden Fall aber sind sich alle darin einig, daß der Gebrauch der Ehe — wie Thomas von Aquin lehrt — *den Geist davon abzieht, sich gänzlich dem Dienste Gottes hinzugeben.* Daran kann auch das Sakrament nichts ändern. In der Enzyklika „Über die heilige Jungfräulichkeit" vom 25. 3. 1954 verwirft Papst Pius XII. ausdrücklich die Behauptung jener, *die sich bis zur Aufstellung versteigen, daß die Ehe das einzige sei, was das natürliche Wachstum der menschlichen Person und ihre gebührende Vervollkommnung gewährleisten könne. Einige behaupten nämlich, die im Sakrament der Ehe ex opere operato gegebene göttliche Gnade mache den Gebrauch der Ehe in der Weise heilig, daß er ein Werkzeug werde, um die einzelnen Seelen wirksamer als selbst die Jungfräulichkeit mit Gott zu verbinden, da ja die christliche Ehe, nicht aber die Jungfräulichkeit, ein Sakrament sei. Diese Lehre brandmarken wir als falsch und schädlich. Gewiß vermittelt jenes Sakrament den Brautleuten göttliche Gnade zur rechten Erfüllung der ehelichen Pflichten; gewiß bestärkt es die Bande gegenseitiger Liebe, von denen dieselben umschlungen werden; aber es ist nicht dazu eingesetzt, daß es den Gebrauch der Ehe gleichsam zu einem Werkzeug mache, das an sich geeigneter wäre, die Eheleute seelisch durch das Band der Liebe mit Gott zu verbinden.*

Mit wahrer Keuschheit ist die Gemeinschaft mit einer Frau in der Ehe nicht vereinbar. Deshalb ist einem Diener Gottes die Ehe nicht erlaubt. Denn *seit dem traurigen Falle Adams* suchen *leider die in Unordnung geratenen Fähigkeiten und*

Begierden nicht nur über die Sinne, sondern auch über den Geist zu herrschen, indem sie das Denken trüben und den Willen schwächen. Darum darf ein Priester, der in Gemeinschaft mit einer Frau lebt, sich Gott nicht nahen. Jene, die sich der Ehe nicht enthalten wollen, mahnt Petrus Damiani: *Wenn also unser Erlöser die Blüte unversehrter Reinheit so sehr geschätzt hat, daß er nicht allein aus jungfräulichem Schoß geboren, sondern auch von einem jungfräulichen Nährvater in die Arme geschlossen wurde, und dies, da er noch als Kind in der Wiege weinte, — von wem, so frage ich in allem Ernst, will er jetzt seinen Leib berühren lassen, wo er schon in unermeßlicher Macht im Himmel herrscht?* Hat ein Diener Gottes aber bereits eine Frau, so soll er mit ihr leben, *als hätte er solche nicht* (1. Kor. 7, 29), oder sie verstoßen. Denn in ehelicher Gemeinschaft, meint Hieronymus, kann man nicht beten; da man aber ohne Unterlaß beten soll, soll man nie in der Knechtschaft der Ehe leben, denn die Verehelichten sind Knechte des Weibes und des Fleisches, nicht aber Christi und des Geistes; zwar füllen die Ehen die Erde an, die Jungfräulichkeit aber das Paradies.

Eine solche Auffassung von der Ehe war ein schwerer Hieb für das sittliche Empfinden des bekehrten Germanen. Als eine seelisch-leibliche Gemeinschaft, in der sie das Heil ihrer Sippen und ihrer beider Ehre unter göttlicher Weihe einander verbunden hatten, aus dem freien Willen zu gemeinsamem Wagen und Tragen, war die germanische Ehe ein Lebensbund zu gegenseitiger sittlicher Steigerung und größtmöglicher Vervollkommnung und Entfaltung des innewohnenden Wesensgesetzes.

Als Bonifatius im Auftrage Roms *zu dem gemeinen Volke germanischer Sippe und den verschiedenen, östlich vom Rhein Seßhaften, die, im Irrtum des Heidentums befangen, im Schatten des Todes sitzen oder durch das Dunkel der Unwissenheit bis jetzt gehindert waren,* kommt — wie Gregor II. an Karl Martell schreibt —, findet er hier und dort ein romfreies, von den Iroschotten gelehrtes Christentum vor, dessen Priester weiterhin wie ihre Eltern in rechtmäßiger Ehe leben. Seinem Gebot der Ehelosigkeit, das er mit der ihm aufgetragenen Strenge durchzuführen versucht, begegnet heftiger Widerstand. Die Priester in Bayern, die sich ihm widersetzen und es ablehnen, sich von ihrer Lebensgefährtin zu trennen und ihre Kinder aufzugeben, sind für ihn *Knechte der Wollust, Unzüchtige* und *unsittlich*. Der fränkische Priester Clemens, der seine Frau und

zwei Kinder nicht fortschicken will, wird gefangengesetzt und, da dies seinen Sinn nicht ändern kann, zusammen mit dem Priester Aldebert, der ebenfalls Ketzerei treibt und *sich der Üppigkeit nicht enthält*, auf der fränkischen Synode 745 verdammt. Das Verhalten des Clemens, *der so der Üppigkeit ergeben ist, daß er eine Konkubine hat, die ihm zwei Söhne gebar*, erklärt Papst Zacharias in seinem Brief an Bonifatius, *für verabscheuungswürdig und verbrecherisch. Du hast wohlgetan, daß Du sie* (Clemens und Aldebert) *nach regula ecclesiastica verdammt und ins Gefängnis geschickt hast. Sehr richtig nennst Du sie Diener und Vorläufer des Antichrist. Im übrigen, Teuerster, führe den Kampf durch, handle männlich, verharre fort und fort im Dienst Christi, damit die Herde der heiligen Kirche immermehr zunehme und der Lohn der ewigen Vergeltung zu reichem Vorrat wachse.*

Eine völlige Umwertung der alten Werte vollzieht sich unter dem neuen Vorbild. Treue wird Ungehorsam, Treubruch Tugend. Ein angesehener Ritter, der, um keusch zu bleiben, nach dem Vorbild der Mönche sich von seiner Frau losgesagt hat, wird als „tugendhaft" bezeichnet, während das Verhalten seiner Frau, die alles daransetzt, ihren Gatten der Familie zu erhalten, als „Ausschweifung" gilt.

Doch das Empfinden des Volkes konnte sich mit dem wesensfremden Gesetz nicht abfinden. Und gerade die Ehrbewußtesten und Germanischsten machten aus ihrer Ablehnung kein Hehl. *So oft ich die von Euch ausgegangenen Befehle verkündige*, teilt der Scholastikus Wenrich aus Trier dem Papst Gregor VII. mit, *so sagen sie, jenes Gesetz sei von der Hölle ausgespien, die Torheit habe es verbreitet und der Wahnsinn suche es zu befestigen. Durch dasselbe ist der Friede der Kirche, die Ruhe des Volkes Gottes vernichtet, die Treue gebrochen und das ganze Haus des großen Familienvaters in greuliche Unordnung gebracht. Die, welche so denken, wünschen — glaube es mir — ein ehrenvolles Leben.*

Wo treffen wir ähnliches bei den Goten, die doch Barbaren sind? ereiferte sich schon im 5. Jahrhundert der Bischof von Marseille, Salvian, über die Sittenlosigkeit, die im Gefolge der Bekehrung und der Ehelosigkeit der Priester allenthalben eingerissen war. *Wer bringt bei den Barbaren jemand Schaden, von dem er geliebt wird? — Schlechter sind die Menschen geworden, als sie vorher waren.* Wie Salvian gleich dem Römer Tacitus die natürliche Zucht und echte, weil unbewußte Keusch-

heit, welche die Sünde noch nicht kennengelernt hat und daher vor ihr nicht zu fliehen braucht, an Goten und Sachsen bewunderte, so kann im 8. Jahrhundert selbst Bonifatius nicht umhin, dem verkommenen Lüstling und Nonnenschänder, dem christlichen König Ethilbald von Mercia, die Sittlichkeit der heidnischen Altsachsen als Vorbild hinzustellen, die, *obwohl sie Gott nicht kennen und dessen Gesetz nicht haben, von Natur tun des Gesetzes Werk und damit sagen, es sei beschrieben in ihren Herzen.* Mit flammenden Worten hält er seinem *teuersten Sohn,* der *von dem Unflat des Ehebruchs umgeben und von dem Strudel der Sinnlichkeit gleichsam in den Brunnen der Hölle versenkt ist,* die strenge Auffassung der Sachsen über die Ehe und über Ehebruch und Unzucht vor Augen, die von ihnen *in Schimpf und Schande verwiesen werden; denn die Heiden, die den wahren Gott nicht kennen, von Natur aber dem Gesetz folgen, wie es von allem Anfang von Gott bestimmt war, wachen über solche Angelegenheiten. Wie sie den eigenen Frauen die Treue halten, bestrafen sie die Unzüchtigen und die Ehebrecher.*

Doch wenn diese Menschen, bei denen nach des Tacitus Worten *gute Sitten mehr vermögen als anderswo gute Gesetze,* — wenn sie glaubten, daß den Frauen etwas Heiliges innewohne und sie dem Göttlichen besonders innig verbunden seien, so ist es jetzt gerade die Frau, die den Blick des Mannes vom Göttlichen ablenkt, die sein Verhältnis zum Göttlichen gefährdet, die ihn zum Antigöttlichen hinabziehen will. In ihr, der Verbündeten mit der — entgöttlichten — Natur und den irrationalen Geschehensmächten, der ewigen Erneuerungsquelle des Lebens und Versucherin zur irdischen Unsterblichkeit, lernt er die „Pforte zur Hölle", die „Verführerin zur Sünde" und „Buhlerin des Teufels" fürchten und verwerfen.

Kein Vergleich erscheint dem Cluniazensermönch Petrus Damiani (gest. 1072) ausreichend, um ihre Verworfenheit zu bezeichnen. *Ihr Lockspeise des Satans, ihr Auswurf des Paradieses, ihr Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für die Trinkenden, Gift für die Essenden, Quelle der Sünde, Anlaß des Verderbens!* beschimpft er die Frauen der langobardischen Geistlichen. *Euch, sage ich, rede ich an, ihr Lusthäuser des alten Feindes, ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel, die ohne Unterlaß nach mehr gelüstet. Kommt also und hört mich, ihr Metzen, Buhlerinnen, Lustdirnen, ihr Mistpfützen*

fetter Schweine, ihr Ruhepolster unreiner Geister, ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, Dianen, und was es sonst für Scheusalsnamen geben mag, die man euch beilegen möchte. Denn ihr seid Speise der Satane, zur Flamme des ewigen Todes bestimmt. An euch weidet sich der Teufel wie an ausgesuchten Mahlzeiten und mästet sich an der Fülle eurer Üppigkeit. Ihr seid die Gefäße des Grimmes und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichts. Ihr seid grimmige Tigerinnen, deren blutige Rachen nur nach Menschenblut dürsten, Harpyen, die das Opfer des Herrn umflattern und rauben, und die, welche Gott geweiht sind, grausam verschlingen. Auch Löwinnen möchte ich euch nicht unpassend nennen, die ihr nach Art wilder Tiere eure Mähnen erhebt und unvorsichtige Menschen zu ihrem Verderben in blutigen Umarmungen räuberisch umklammert.

Der Haß auf die Frau, entsprungen aus der Angst vor ihrem Einfluß auf den Mann, konnte sich nicht rückhaltloser demaskieren. *Jede Verbindung mit einem Weibe ist eine feindselige,* gibt die Schrift eines unbekannten Verfassers aus der Merowingerzeit unverhohlen zu. Auch er bemüht Eva, durch die die Sünde und der Tod in die Welt gekommen seien. *O weit bleibe entfernt jene Pest, jene Seuche, jenes heimliche Verderben!* ruft er aus, denn *jeder, der durch die Liebe zu einem anderen hingezogen wird, kann an Gott und göttliche Dinge nicht denken.*

Durch ihr bloßes Dasein stellt die Frau eine Gefahr für den Mann dar, sie verfinstert seine Seele und erregt seine Begierde: mit dieser Ansicht werden auch die Deutschen vertraut gemacht. Aber bald geht man noch weiter: *Um der Frau willen ist die ganze Welt verloren, um ihretwillen nimmt ständig die Vernachlässigung alles Guten und die Verbreitung alles Bösen zu. Kurz — es gibt kein Verbrechen, zu dem die Begierde der Frauen nicht antriebe. Insgesamt sind die Frauen aller Laster Summe.* Wieder erleben wir hier die seltsamen Sprünge der Logik, die die Unschuld der männlichen Begierde durch die sündhafte Begierde der Frau nachweist.

Den Beweis für die Verderbnis der Welt durch das weibliche Geschlecht liefern ihnen allen die „ersten Menschen" nach der erstaunlichen Auslegung ihres Sündenfalles durch Paulus: Nicht Adam trifft eine Schuld, denn *Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Übertretung eingeführt* (1. Tim. 2, 14). Daß Adam sich hernach von Eva verführen ließ, fällt bei der Festlegung der Schuld nicht ins Gewicht: er „ward" nicht verführt, Eva „hat" ihn verführt. Mit der gleichen Logik

lehrt Philo: *Die Lust wagt nicht ihre listigen Verführungskünste dem Manne gegenüber anzuwenden, sondern sie verführt die Frau und durch sie den Mann sehr geschickt und treffend; denn der Geist ist in uns das männliche Prinzip, die Sinnlichkeit das weibliche.*

Damit ist der Frau das Schandmal der teuflischen Geschlechtslust für alle Zeiten auf die Stirn gebrannt. Der Zwiespalt, der die Seele des Menschen zerreißt, wird vergegenständlicht und auf Mann und Frau verteilt. Geist und Sinnlichkeit bezeichnen die einander entgegengesetzten Daseinsentwürfe der Geschlechter und scheiden sie in „Menschen" und „Weiber" — wie man jetzt von ihnen zu sprechen sich gewöhnt — und bekämpfen sich in ihnen in ewiger Feindschaft. Ja, es ist noch nicht einmal sicher, ob die Frau überhaupt als Mensch zu betrachten und ihr der Name „homo" zuzuerkennen sei. Dieser Frage widmen sich im 6. Jahrhundert die Bischöfe auf der fränkischen Provinzialsynode in Mâcon mit Ernst und Hingabe. Wieder ist es Meister Eckehart, der entgegen der „welschen" Auffassung und der römischen Lehre das Wort „Mensch" für beide Geschlechter zu retten sucht: *Das Wort Homo nehmen wir für Frauen und Männer; aber die Welschen wollen es nicht den Frauen lassen!*

Einzig, indem sie im Hause für den Mann sorgt und Kinder gebiert, kann die Frau jetzt ihre Daseinsberechtigung beweisen. Aber ihr Gebären hat nicht mehr gleichen Wert wie einst, als sie das Heil der Sippe in ihren Kindern weiterleben ließ. Glücklos trägt sie an dem Joch des Mutterwerdens und Gebärens, zu dem sie Gottes Fluch verurteilt hat: in der Furcht vor ihrem Manne hart geängstigt, in Niedrigkeit ihre Sünde zu büßen und unter Wehruf und Qualen ihre Kinder in das irdische Jammertal zu gebären. Das *Gehe fort von der Freude!*, das der Gott der Altsächsischen Genesis zu Eva sprach, hat sich an ihr erfüllt. Sie trägt das Gesicht der gotischen Madonnen eines Riemenschneider und Schongauer, die von der ganzen „Qual des Weibtums" jener Zeit gezeichnet sind. „Sie leiden an einer Last: der, als Evastöchter die Sünde in die Welt gebracht zu haben, — und noch mehr vielleicht darunter, daß das, was sie als Evastöchter fühlen, als Sünde eben nicht erlaubt ist. Sie revozieren ihr Frauentum aus einem seelenzerreißenden Schuldgefühl heraus, in das sie der Mann gestoßen hat und das ihn gerade deshalb befriedigt. Tiefer aber liegt noch in ihnen der Jammer um

ein Geschick, das ihnen verwehrte, das zu sein, was sie nach dem Bauplan einer göttlichen Natur, die die Geschlechter füreinander komponierte, eigentlich sein sollten: Frau mit all der Fülle ihrer wesensmäßig gegebenen Möglichkeiten."

Diese Möglichkeiten werden ihr sehr systematisch und grundsätzlich abgeschnitten. „Das Gesicht der Arnolfini-Braut ebenso wie das der Stefan-Lochner-Madonnen oder der kleinen Maria von Fra Filippo Lippi ist nicht fraulich-beseelt, geformt von ihrer Bestimmung. Es sind entweder kindliche Züge — ‚unerlebt', vom Erleben fern gehalten, unbeschrieben von Wünschen und Strebungen, wie sie dem weiblichen Geschlecht natürlicherweise zukämen", unausgereift, ohne Kraft oder Drang, sie selbst zu sein.

Die vorbildliche Frau ist die,

die bewahrt Seele und Leib
für sich selbst und ihren Mann.
Sie tut das Beste, das sie kann.
Ihr Gewand sei schlecht oder gut,
sie ist zu allen Zeiten wohlgemut.
Sie wendet allen Fleiß daran,
daß sie mehre ihrem Mann
seine Freude, Ehre und sein Gut
und allen seinen Willen tut.
Das Weib erwirbt mit ihrer Kunst
Gottes und der Leute Gunst.
Wie mag ein gut Weib werden rein?
Ihr Mann, der soll ihr Teufel sein.
Der Gehorsam, den sie pflegt,
und die Furcht, die sie vor ihm trägt,
und die Angst, die sie haben muß,
wie sie behalte seinen Gruß,
die Angst sie trösten mag daran,
daß ein Teufel ihr nichts antun kann:
Wie groß auch der Teufel Menge sei,
sie bleibet immer von ihnen frei.
Gut ehelich Weib, des freue dich!
Du kannst wohl bleiben fröhlich,
daß du so sanften Gemütes bist
und dein Teufel so gnädig ist,
daß du nichts andres leisten mußt,
als darin Gottes Willen tust.

(Stricker, Von bösen Frauen)

Diese Märe — fügt der Stricker zum Schluß seines Lehrgedichts hinzu — soll man so verstehen, *daß ich Mann und Weib, die der Christenheit Kinder sind, gelehret habe, wie sie ehelich miteinander leben sollen,*

Der Mann soll also Meister sein,
Der an der Seele will gedeihn,
Daß Gott ihm seinen Dank kann sagen.
Das soll dem Weibe auch behagen:
Sie soll gehorchen seinem Gebot
Dem Manne zuliebe und Gott.

Alle Tugenden der Seele aber können einem guten Weibe gar nichts nützen, wenn sie ihrem Manne nicht gehorchen will. Ihr Wille zur Untertänigkeit entscheidet darüber, ob ihre anderen guten Eigenschaften ihr zur Ehre gereichen:

Die Gott nicht fürchtet noch ihren Mann.
Wieviel Güte sie auch haben kann,
Die soll man ihr verkehren,
Ihre Güte hat keine Ehren.

Für den Mann ist alles eine Frage der richtigen Erziehung: *Wenn man die Frau nur recht wissen läßt, was für eine große Sünde sie begeht, wenn sie ihrem Mann ungehorsam ist, so wird sie gütlich zahm werden, so daß sie allen seinen Willen tut,* meint der Stricker zuversichtlich.

Dieser Methode huldigt auch der Isländer Thorgils, „der zu den ersten gehörte, die sich dem Christentum anschlossen" und von dem geistlichen Chronisten als das Muster eines begnadeten Christen hingestellt wird. Dieser Thorgils, der seine erste Frau samt seinem Besitz verschenkt, bevor er in die Fremde zieht, kehrt als alter Mann zurück und wirbt um die junge Helga, Thorodds Tochter. Helga will von dem alten Freier nichts wissen, und ihr Bruder Skafti unterstützt sie in ihrer Ablehnung. Gegen ihren und ihres Bruders Willen wird sie gezwungen, Thorgils zu heiraten und mit ihm zu ziehen, *aber sie war so unzufrieden, daß sie kaum sprach.* Nach kurzer Zeit benutzt sie seine Abwesenheit, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Thorgils erscheint *in voller Waffenrüstung* in ihrem Elternhaus, um zu zeigen, daß er keinen Widerstand duldet, und holt sich *sein Eigentum* — wie es heißt — zurück. Am Beispiel

von Hahn und Henne demonstriert er daheim seiner jungen Frau ihre Gehorsamspflicht: Er zeigte ihr, *wie eine Henne den Hahn anschrie, aber der Hahn verfolgte sie und schlug sie, bis sie erschöpft war. Thorgils sagte: „Siehst du, Helga, wie Hahn und Henne zusammenleben?" Helga fragte: „Was meinst du damit?" „Anderer Verhältnis", antwortete Thorgils, „könnte ähnlich sein."*

Dieser „dunkelste Fall, der in der nordischen Literatur nicht seinesgleichen hat", macht den völligen Stilwandel des Geschlechterverhältnisses durch das neue Vorbild deutlich, der zunächst überall in germanischen Ländern ein Absturz von der Höhe des sittlichen Empfindens dieser Menschen war und der die Frau, die vordem sich selbst als Subjekt zu setzen gewohnt war, zum Objekt der männlichen Gewalt und Verführung machte. Denn wie aus der gleichen Saga hervorgeht, die in einem völlig neuen Ton und aus einer dem Germanen ungewohnten erotischen Sicht von den Frauen spricht, sind jetzt Entführen und Verführen in Mode gekommen: *Wenn Svart Eisenhaupt eine schöne und liebliche Frau sah, so war es seine Art, sie für eine Weile zu sich zu nehmen, und niemand wagte, ihm zu widerstehen. Jarl Olafs Schwester Gudrun war schön anzusehen und erfahren in allen Frauenkünsten. Svart wollte sie haben als Geliebte oder als Weib.*

Der Mann aber hat als Hausvater nicht nur das Recht, sein Weib in seine Zucht zu nehmen, wie die Natur es lehrt und der fromme Thorgils es am Hühnerhof nachweist, sondern auch die unbedingte Pflicht vor Gott. *Lehret sie, sich in den Schranken der Unterordnung zu halten,* legt um die Wende des 1. Jahrhunderts der 1. Clemensbrief den männlichen Zeitgenossen auf. Wenn der Mann diese Pflicht versäumt, kann er die ewige Seligkeit nicht erlangen. Das wird auch dem deutschen Mann eingeschärft:

Eine Frau wird dadurch betrogen,
wenn ihr Mann sie nicht hat gezogen,
er muß mit ihr zur Hölle,
ob er will oder nicht. (Stricker)

Als ihr geborener Herrscher darf er seine Ehefrau nicht zur gleichen Stellung aufsteigen lassen, denn damit begibt er sich in die Gefahr, daß sie sich ihm überlegen zeigen und Macht über ihn gewinnen könnte. Darum gebietet schon Jesus Sirach: *Überliefere dich nicht selbst der Gewalt deiner Frau, so daß*

sie emporsteigt zu deiner Herrschaftsgewalt, denn *von einer Frau stammt die Sünde her,* und seit ihrer Überhebung im Paradiese haben die Frauen es sich selbst zuzuschreiben, daß der Mann sie seiner Gewalt unterwirft. Neben ihm haben sie grundsätzlich keinen Willen zu haben, sondern den seinen anzuerkennen und die Erziehungsmaßnahmen, die seine religiöse Pflicht ihm vorschreibt, widerspruchslos zu dulden und seine Gewaltanwendung, auch wenn sie ungerecht ist, als Strafe für die Sünde hinzunehmen, wie Augustin lehrt.

Doch während Augustin die Gewaltherrschaft als Strafe auf den Sündenfall zurückführt, sieht er die Herrschaftsgewalt des Mannes über die Frau als die „natürliche" Rangfolge bereits durch die Schöpfungsordnung in der „menschlichen Natur" begründet. Selbst wenn der Sündenfall nicht stattgefunden hätte, müßte die Frau, *von Natur* mit einer unterlegenen Vernunft ausgestattet, sich dem Manne unterordnen.

Mit dieser „naturrechtlichen" Lehre, die auf der orientalischen Psychologie der Geschlechter und i h r e r Kenntnis vom Wesen des Mannes und der Frau aufbaut, stellt Augustin den tragenden, bis heute wirksamen Grundgedanken für die Auffassung von der kraft natürlichen und göttlichen Rechts gesetzten Autorität des Mannes in der Ehe heraus, den Thomas von Aquin in der Mitte des 13. Jahrhunderts fast unverändert aufnimmt.

Auch er unterscheidet zwischen der durch die Schöpfungsordnung begründeten Herrschaft und der durch den Sündenfall notwendig gewordenen Befehlsgewalt: *Die Unterwerfung der Weiber unter den Mann muß als durch die Sünde des Weibes verursacht angesehen werden, nicht soweit es die Herrschaft angeht — weil ja auch schon vor der Sünde der Mann das Haupt des Weibes gewesen ist und als ihr Herrscher bestanden hat —, sondern damit das Weib a u c h g e g e n d e n e i g e n e n W i l l e n jetzt dem Willen des Mannes gehorchen müsse.*

Der augustinischen und thomistischen Rechtsphilosophie schließt sich das mittelalterliche weltliche Recht an, das dem Manne nicht nur seinen Herrschaftsanspruch verbrieft, sondern ihm auch das Recht auf Mißhandlungen zubilligt, sofern er nicht das Leben der Frau gefährdet. Gegen den Mann ihre Ehre zu schützen und zu verteidigen, wenn er sie „an ihrem Leibe straft", hat sie weder in den Augen der Gesellschaft, die ihr „Dir ist recht geschehen" spricht — wie die Schwäger des tugendreichen Ritters —, einen Rechtsanspruch noch vor dem Gesetz, das selbst den offensichtlichen Mißbrauch der eheherrlichen Ge-

walt zu ahnden nicht verpflichtet ist. Der Mann ist im vollsten Sinne ihr Schicksal.

So kann auch hier die tiefste Demütigung, wenn sie sich nur stumm in das Unabänderliche fügt, die Frau den Menschen und Gott wohlgefällig machen und sie mit dem Glorienschein der demütigen Dulderin umgeben. Demütige und geduldige Ergebung in ihr Geschick ist der Frauen höchste Tugend.

Verzichtet der Ehemann aber darauf, sich seiner Frau gegenüber durchzusetzen, oder hält sie sich nicht an die ihr zugewiesene Rolle, so werden sie beide schuldig vor Gott und haben mit den schärfsten Strafen zu rechnen.

Wie Eva Adam verriet
Und ihn von Gottes Gnaden schied,
So verrät ein übel Weib
Dem Mann Seele und Leib.
Ihm gebot sein Schöpfer,
Daß er des Weibes Meister wär'.

Wenn e r zerbricht dies Gebot,
So pfändet ihn unser Herrgott
An dem ewigen Leibe.
So gebot er auch dem Weibe,
Daß sie dem Mann sei untertan.

Wenn dies Gebot s i e übertritt
Und will ein Meister sein dem Mann,
So gewinnet sie die Ehr' damit,
Daß man sie ob dieser Tat
Zur Hölle schickt an Mannes Statt.

(Stricker)

Es ist eine „übele" der Frau, als gleichberechtigte Partnerin neben den Mann zu treten und sich damit dem „ordo naturalis" zu widersetzen, wie es auch Ungehorsam des Mannes ist, ihr die Rechte und Freiheiten eines ebenbürtigen Wesens einzuräumen. Ein solches Ehepaar wird gemeinsam in die Hölle geschickt:

Was sie damit erwirbet,
Das ist dem Manne auch beschert,
Der ihr es sollte haben verwehrt.

Daß Adam sein W e i b mehr gefürchtet hat
Als G o t t, der ihn erschaffen hat,
Und sein Gebot ihretwegen zerbrach,
Was ihm an Leid dadurch geschah,
Das erbet jeder schlechte Mann,
Der seinen Schöpfer nicht kann
So sehr fürchten wie sein Weib.

Die Frau ist zur Rivalin Gottes geworden! Der Mann hat sich zu entscheiden für Gott wider sein Weib — oder für sein Weib und damit Gottes Zorn auf sich zu laden; wie Otto von Hammerstein, der den Kirchenbann auf sich nahm, weil er um seiner Lebensgefährtin willen „Gottes und der Kirche Gebot" trotzte. Ein solches Ehepaar, das sich an Gottes Gebot nicht hält und seinen eigenen Weg geht, ist weit verwerflicher und gefährlicher noch als das sündige Menschenpaar im Paradies:

Wer sein Weib fürchtet mehr als Gott
Und sein Recht so verkehrt,
Daß er ihretwegen Gott verliert,
Der spielt mit ihr des Teufels Spiel
Noch mehr als Eva und Adam.

Um ein solches Paar auf den Weg des Gehorsams zurückzuführen, sind die strengsten Strafmittel angezeigt, und wo sie den Ungehorsam nicht brechen können, ist schärfste Ahndung geboten.

Schwerer noch als der Graf von Hammerstein hat Anfang des 13. Jahrhunderts der flandrische Chorherr Borchard die Treue zu Weib und Kind zu büßen. Als Papst Innozenz die Nachricht erhält, daß Borchard verheiratet ist und seiner Ehe mit Margaretha, der Schwester der Gräfin Johanna von Flandern, zwei Kinder entsprossen sind, schleudert er den Bannfluch gegen ihn und befiehlt dem Erzbischof von Reims, den Bann jeden Sonntag bei Glockengeläut und brennenden Kerzen zu erneuern und solange an den Orten, an denen Borchard sich aufhält, den Gottesdienst zu untersagen, bis der Abtrünnige seine Ehefrau fortgeschickt, Buße getan habe und zum geistlichen Stande zurückgekehrt sei. Ein Jahr lang kämpft Borchard gegen die Helden, wie der Papst ihm zur Buße befohlen hat. Doch als er seine Familie wiedersieht, ruft er vom Schmerz überwältigt: *Lieber will ich mich lebendig schinden lassen, als euch verlassen.* Aller Gefahr für sein Leben zum Trotz bleibt er seiner Frau

und seinen Kindern treu, bis man ihn eines Tages in Gent ergreift und enthauptet. Sein Haupt aber wird durch die Städte Flanderns und des Hennegaus getragen, eine unzweideutige Warnung für allen Ungehorsam aus verwerflichem Hangen am „Fleische".

Der Gattenliebe, sofern sie ein gewisses erlaubtes Maß überschreitet und den Mann von seiner Gehorsamspflicht gegenüber Gott ablenkt, begegnet man mit schärfstem Mißtrauen. Eine zu große Liebe bringt es bald dahin, daß der Mann *Leib und Seele verlieret,* warnt Berthold von Regensburg. *Wenn ihr so lieb einander seid, daß ihr einander essen möchtet vor Liebe, schone euch, Herr, schone! Gott und eure Seele soll euch hundertmal lieber sein. Ihr sollt euch der Liebe entziehen und ihr nicht so gar den Mutwillen lassen!* ruft er den Ehegatten zu. *Willst du aber der Liebe lassen ihren Willen und willst ihr gänzlich folgen, so weiset sie dich von dem wonniglichen Angesicht Gottes auf den Grund der Hölle in die ewige Marter, wo euch nimmer Rat wird.*

Eine zu große Liebe zwischen den Ehegatten trübt auch allzu leicht des Mannes Bewußtsein für seine Gebieterpflichten.

Ein Adam habe seine Even lieb,
doch nur so lieb, daß Eva nicht werde seine Ehren Dieb;
es mag sonst leicht geschehen,
daß man von Frau Evens Manne saget: pfui!

gibt Reinmar von Zweter dem Gatten zu bedenken. Wenn der Ehemann jedoch seiner Frau eigenen Willen und eigene Ehre zugesteht und aus übermächtiger Liebe zu ihr seine Erziehungspflicht vernachlässigt, macht er sich schuldig und wird *„unrein"*, wie der Stricker sagt, denn *davon wird sie übel und übermütig,* und niemals kann er sich *von den Sünden und den Schanden, die er auf sich geladen,* wieder reinigen. Verworfen ist auch der Ehemann, der auf Gewalt verzichtet und Gottes Gebot weniger fürchtet als die Sippe seiner Frau, die für die Ehrverletzung Rache nehmen könnte.

Wie nötig es war, Männern und Frauen immer wieder ihre Herrschafts- und Gehorsamspflicht vorzuhalten, zeigen die unübersehbaren Gebote und Verbote, die Lehren und Strafandrohungen in Predigt, Lehrgedicht und erzählender Dichtung an jene, die sich nicht nach der im Paradies gesetzten Rangordnung

richteten oder ihr Widerstand entgegensetzten. Wie stark vor allem die Frauen das fremde Vorbild ablehnten, das sie aus bluthaften, freien und ganzen Menschen zu Krüppeln ihres Menschentums und zu willfährigen Werkzeugen in der Hand des Mannes machte, wie tief ihr Stolz getroffen wurde, indem man sie zu sündigen Verführerinnen stempelte und ihnen alle Erniedrigungen eines zweitrangigen Wesens aufzwang, davon legt besonders die umfangreiche „übele wîp"-Dichtung Zeugnis ab, die vom 12. Jahrhundert an durch das ganze Mittelalter blühte.

Gerade bei Frauen von ausgeprägtem Charakter und Ehrbewußtsein mußte das Gebot zur Unterwerfung unter den männlichen Willen heftigen Widerstand hervorrufen. Ein solches Weib bedeutet eine große Gefahr für die Allgemeinheit, wenn ihre Auflehnung Schule macht und sie ihre Mitschwestern auf ihr Recht zur Behauptung ihrer Menschenwürde hinweist. Der Stricker läßt ein solches „übles" Weib sagen:

Ich habe eigene Ehre.
Mich fürchtet mein Mann so sehre,
Daß ich meinen eigenen Willen habe.
Was ich will, das tue ich auch.

Du aber bist mit deiner Güte erschlagen, sagt sie zu einer anderen Frau, *du mußt tun, was dein Mann will, mußt dich kleiden wie eine armselige Dienstmagd, bis dein Mantel dir vom Körper fällt, und bist gänzlich von seiner Gnade abhängig. Man gab dich ihm zum Weibe, aber man gab dich ihm nicht als Eigentum. Du sollst ihm mit deiner Haltung zeigen, daß du selbst eine Herrin deines Gutes sein willst. Tust du das, so ist alles in Ordnung und so kommt bald die Zeit, da er den Streit läßt.* Wenn ein einziges ketzerisches Weib einer anderen Frau solche gefährlichen Worte einflüstert, so gefährdet sie das ganze Erziehungsprogramm und bringt die Braven und Folgsamen auf den Gedanken, daß sie auch eine Ehre haben.

Alle Argheit, die diese Welt hat, stellt daher auch der Stricker fest, und die Gott so viele Seelen entwendet hat, die ist von den übelen Weibern kommen. Darum sollte ein Mann *sein übles Weib verbrennen, wie man's mit Ketzern tut.*

Was diesen Frauen als ihr gottgegebenes Recht gilt, was ihren Voreltern fraglos und selbstverständlich war, weil es ihrem Wesensgesetz entsprach, ein „kvenmadhr", ein ganzer „Frauenmensch" zu sein mit eigener Ehre, eigenem Gewissen und Willen und allen ihr von einer göttlichen Natur gegebenen Mög-

lichkeiten der Entfaltung und Persönlichkeitswerdung, das ist jetzt, da Eva ihnen als Stammutter gegeben ward, Sünde, Auflehnung gegen Gottes Gebot, Ketzertum. Alle geistlichen und weltlichen Dichter sind sich darin einig, daß der Mann solchen Widerstand brechen muß, wenn nötig mit den härtesten Mitteln.

Wenn er mit Befehlen nichts erreiche, sagt Berthold von Regensburg, so solle er nur tüchtig zur Tat greifen. *O weh, Bruder Berthold!* wirft einer seiner Zuhörer ein. *Da ist doch der Feind gar schädlich, den der Mann allezeit im Hause haben muß! Ich hab darum die meine sehr gebeten im Guten und im Bösen, sie wollte es nicht lassen.* Sieh, da sollst du dir recht ein Herz fassen, entgegnet Bruder Berthold dem ängstlichen Ehemann, du bist doch ein Mann und trägst ein Schwert. Dich aber überwände einer leicht mit einem Stabe. Fasse Mut und ein Herz! Wenn du ihr wehtust, was tut es — sie wird es nicht zum äußersten kommen lassen. Der Mann soll der Frauen Meister sein und ihr Herrscher.

Mit einer regelrechten Prügelliteratur unterhält das Mittelalter das Sensations- und Vergnügungsbedürfnis der breiten Massen des Volkes und erspart ihnen keine Scheußlichkeit, die man einem Menschen nur antun kann. Die Verfasser können sich, je tiefer sie selber mit der Verrohung des Zeitgeistes sinken, nicht genug tun, den „Übelsinn" solcher Frauen in den schwärzesten Farben zu malen, sie der schimpflichsten Charakterfehler zu zeihen, alle nur erdenklichen Schandbarkeitsattribute, die eine perverse Phantasie ihnen eingibt, auf ihr Haupt zu häufen in der Sucht, das Lasterrepertoire anderer Spruchdichter noch zu übertreffen und dem derben Geschmack des gemeinen Publikums Rechnung zu tragen, indem sie ihre Karikaturen des Frauentums bis zu bizarren Monstren verzerren und sie nicht nur der Lächerlichkeit, sondern der Volkswut preisgeben.

Geistliche und weltliche, ja höfische Dichter wetteifern darin, den Frauen, die ihrem Mann nicht gehorchen wollen, die Strafen recht drastisch zu schildern, die ihrer in der Hölle warten, und dem Gatten die trefflichste Behandlungsart anzuempfehlen, mit der er ihnen die Auflehnung austreiben und Zucht in seinem Hause einführen kann. Ihn lehrt Reinmar von Zweter im Fraun-Ehren-Ton, wie er die Widerspenstige zähmen und züchtigen soll:

Du sollst dir deine Güte entschlafen lassen
und sollst nach einem großen Knüttel fassen,
den sollst du ihr auf den Rücken messen,
je mehr, desto besser, mit aller Kraft,
damit sie erkennt deine Meisterschaft;
heiß sie dir schwörn, sie wolle ihren Übelsinn vergessen!

Diese Ansicht teilt auch der Teichner, der vorschlägt:

Wer sein Weib im Guten nicht
ziehen kann nach seinem Willen,
der muß sie mit Schlägen stillen.

Diesen Rat befolgt ein ritterlicher Ehemann an seiner Frau auf die brutalste Weise. Er schlägt sie *an den Kragen*, daß das Blut herausspritzt, packt sie bei den Haaren und schleudert sie gegen die Wand. Als sie mit ihrer letzten Kraft davon will, ruft er sein ganzes Hausgesinde zusammen und läßt sie von den Knechten binden.

Hätten die Leute meinen Mut, brüstet sich der Stricker, derselbe, der seinen tugendreichen Ritter sich aufs niederträchtigste an seiner ungehorsamen Frau „rächen" läßt, *so müßten die übelen Weiber zugrunde gehen und den Tod finden, man sollte ihnen nichts als Schläge geben und immer übel mit ihnen leben*, denn sie sind schlechter als jede andere Kreatur, eine geheure oder ungeheure. Ja, sie sind dem Teufel gleich, wie Gunther von seiner Gemahlin sagt, oder der Teufel selber, wie Ruprecht von Würzburg einen Ehemann jammern läßt. Deshalb schlägt Jansen Enikel vor:

Die nicht wollen gut sein,
soll man ertränken in dem Rhein
und sie darein versenken.

Ein Volksspruch will sie gar an einem Baum aufhängen und gibt dem Ehemann die Gebrauchsanweisung:

Er nehme einen zähen Lindenbast
und hänge sie an einen Ast,
dazu zwei Wölfe oder drei,
die hänge er ganz nahebei.
Noch keiner sah einen Galgen
mit schlimmeren Balgen,
als wer den Teufel finge
und noch dazuhinge.

In solchen und ähnlichen Anweisungen tobt sich die durch systematische Diffamierung der ehrbewußten Frau erregte Einbildungskraft des Volkes mit zügelloser Leidenschaft aus. Wenn solche Machwerke auch mehr die Auswüchse einer verführten männlichen Phantasie geblieben sein mögen als vollzogene Wirklichkeit, so zeigen doch die gelegentlichen Ermahnungen der Geistlichen, das Schlimmste an Mißhandlungen zu unterlassen, daß der fremde Samen aufgegangen ist und Früchte getragen hat.

Immer wieder muß Berthold von Regensburg sich mit solchen und ähnlichen Fragen auseinandersetzen, die seine Zuhörer an ihn stellen: *Bruder Berthold, da das Weib mein ist, so tue ich doch wohl, was ich will mit meinem Weibe? — Bruder Berthold, nun sagst du, die Frau soll dem Manne untertänig sein: soll ich dann nicht tun mit meiner Hausfrau, was mich gut dünkt?*

Die Geister, die sie riefen, werden sie jetzt nicht mehr los, und sie geben sich alle Mühe, den entfesselten Frauenhaß wenigstens in Grenzen zu halten. Auf Bertholds Mahnrede, die Frauen nicht mit Füßen zu treten, wird ihm entgegengehalten: *Bruder Berthold, du sagst doch, die Frau soll dem Manne untertänig sein und er ihr Herrscher. — Das ist auch wahr,* erwidert er auf den Einwand, *du sollst der Wirt sein und sie deine Hausfrau. Darum sollst du ihr allezeit das Haar nicht ausziehen u m s o n s t und sie nicht um nichts schlagen, solange dich gutdünket, und schelten und fluchen und andere böse Handlungen antun u n v e r d i e n t.*

Zu gleicher Zeit erklärt ein jütländisches Gesetz, der Mann, der seine Frau, Kinder oder Knechte mit Stock und Rute bestraft, begehe keinen Friedensbruch; erst wenn er sie mit der Spitze oder Schneide seines Schwertes verletzt oder ihre Glieder zerschlägt, breche er den Frieden. Scheinheilig läßt ein Lied aus dem 15. Jahrhundert zwischen seine Empfehlungen wildester Mißhandlungen die Warnung einfließen, die Ehefrau aber nicht ganz zu töten:

Fröhlich so will ich singen,
schlag dein Weib an den Kopf.
Mit Knütteln sollst du sie schmieren,
vertrink ihren Mantel und Rock
und tritt sie mit den Füßen
und zieh sie an dem Haar,

tut sie das auch verdrießen,
„ich hör ein Stimm so süße",
und gib ihr einen Schlag.

Und schmier sie um die Lenden
mit einem Haselstab,
stoß ihr den Kopf um die Wende
und tritt sie in den Sack.
Der Streich sollst du dich befleißen,
erschlag sie aber nicht gar;
wenn sie dir will entrinnen,
der Wächter auf den Zinnen,
der nimmt sie dennoch wahr.

Also sollst du sie strafen,
willst du sie haben zahm.
Doch acht auf deine Ehren,
sollst du sie schlagen lahm
an Händen und an Füßen,
daß sie nicht lauf' davon.
Drum sollst du sie so strafen,
dann läuft sie zu keinem Pfaffen,
sondern wird dir erst untertan.

Ich sing von schlechten Weibern,
die guten geht's nicht an.
Die allzeit Büberei treiben
und haben einen guten Mann,
die soll man also strafen,
daß sie werden untertan,
die soll man ziehn mit Schlägen,
die Stuben mit ihnen fegen,
bis sie gehorchen kann.

Hüt' euch ihr Frauen alle
vor dieser Tageweis'!
Wenn sie euch nicht gefalle,
so hört mit gutem Fleiß
auf eure Männer alle
und seid ihnen untertan,
das soll euch wohl behagen.
Was ich euch jetzt tu sagen,
das ist allzeit mein Rat.

Ebenso rührend besorgt zeigt sich die „Costume von Aardenburg", in der es heißt: *Ein Mann darf sein Weib schlagen und stechen, von unten bis oben aufschlitzen und seine Füße in ihrem Blute wärmen — dann nähe er sie wieder zu, auf daß sie am Leben bleibe.*

Während das Mittelalter den Widerstand der weiblichen Persönlichkeit gegen die eheherrliche Gewalt als den vom Teufel besessenen Übelsinn des „bösen" Weibes verdammt, an den Pranger stellt und der wüsten Belustigung oder Bespeiung des umerzogenen Volkes preisgibt, verunglimpft es zugleich den Ehegatten, der Willen und Ehre seiner Frau achtet oder gar ihren Rat annimmt, und verzerrt sein Bild zu der lächerlichen Karikatur des kläglichen Pantoffelhelden, der mit Spott und Verachtung überschüttet wird.

Den Menschen dieser Zeit, die man gelehrt hat, nur noch in extrem einander ausschließenden Gegensätzen von Geist und Fleisch, Gut und Böse, Mann und Weib und hierarchischen Rangunterschieden zu denken, ist ein gleichwertiges Nebeneinander der Geschlechter schlechthin nicht vorstellbar. Der Mann, der sich seiner Gewaltrechte begibt, muß für sie notwendig zum unterjochten Trottel, die Frau, die nicht Dienerin des Mannes ist, zum knüppelschwingenden Hausdrachen werden.

Da zudem nach der naturrechtlichen Lehre eine höhere Vernunft von Natur aus an das Wesen des Mannes gebunden ist, muß die Überlegenheit einer Frau zur Unnatur, die Anerkennung der Überlegenheit seitens des Mannes zur Schande werden, von der er sich nicht wieder reinigen und die kein Verzeihen finden kann. Sie wird zur „männischen" Frau, er zum „weibischen" Mann, *von dem man saget: pfui!* Jenen verachtungswürdigen Ehemann, der seine Eva zu lieb hat, ruft Reinmar von Zweter zur Besinnung:

Wie tut ihr so, Herr Adam mit dem Barte?
Ihr folget eurer Eva allzu harte!
Ihr sollt ein Mann sein, Frau Eva ein Weib!
Habt Mannesmut auf rechte Tat!
Mit Sticken und mit guter Naht,
damit laßt sie daheim sich ihre Zeit vertreiben.

Den Weibern steht es zu, sich um den Haushalt zu kümmern und zu Hause zu bleiben, hatte schon Philo verkündet.

Auf keinen Fall aber sollen sie wagen, sich in Männerangelegenheiten zu mischen und „in großen Dingen" mitzureden. Eine Frau wie die Markgräfin Adela, die ihrem Mann und Volk mit Rat und Tat in ihrem Freiheitskampf vorangeht, ist dem geistlichen Geschichtsschreiber ein wüstes, unbändiges, perverses Weib. In den Prügelszenen der Auferstehungsspiele und in den Fastnachtsspielen wird die Frau, die ihrem Manne Vorschläge macht, mit Prügeln bestraft. Die Frau soll *stille sein*, wie Paulus (1. Tim. 2, 12) sagt; *denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern untertan sein, wie das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen. Es stehet den Weibern übel an, unter der Gemeinde reden* (1. Kor. 14, 34; 35).

Für die Germanen war es selbstverständlich, in den kleinen Fragen des Alltags wie in den großen des Gemeinwesens und Volksschicksals den Rat ihrer Frauen zu hören, ihnen die Entscheidung anzutragen und bei ihnen Hilfe und Beistand zu erbitten, weil sie ihrer Einsicht und Klugheit vertrauten und sie gleichem Ehrgefühl verpflichtet wußten. Für germanische Männer war es keine Schande, dem Willen einer Unn, einer Thorbjörg oder einer Gambara zu folgen und ihre Ratschläge anzunehmen, selbst wenn sie die eigene Meinung aufgeben mußten, und die Überlegenheit dieser oder jener Frau anzuerkennen. Sie standen selbst so fest auf den eigenen Füßen, daß sie vor einem Verlust ihrer Würde nicht zu bangen brauchten, daß — im Gegenteil — die Anerkennung anderer Größe für sie nur ehrenvoll sein konnte.

Die geringere Vernunft, die man jetzt den Frauen zuspricht, steht in krassem Gegensatz zu den Vorstellungen und Erfahrungen der germanischen Zeit, für die Verstandesgaben zu den auszeichnendsten Eigenschaften der Frauen gehörten. „Neben der Tüchtigkeit und Schönheit ist vor allem die Klugheit die Eigenschaft, die in den Charakteristiken von Frauen am häufigsten erscheint. Und dementsprechend erkennt man auch aus den Reden und Handlungen der Saga-Frauen, daß die alten Isländer von der in manchen anderen Kulturen bewußt oder unbewußt herrschenden Ansicht sehr weit entfernt waren, daß Unwissenheit dem Weibe nur zur Zierde gereiche." Die allen Erscheinungen des Lebens aufgeschlossene Frau, die starke Willenskraft mit den Fähigkeiten des Verstandes und seelischer Größe, mit Großzügigkeit und Hochherzigkeit verband, war das

Ideal der Frauen und das Wunschbild der Männer, nach dem sie die Lebensgefährtin und Mutter ihrer Kinder wählten.

Unter dem neuen Vorbild aber gehören Verstandeskräfte, gehören Klugheit, Urteilsfähigkeit und selbständiges Denken nicht zu den Forderungen, die der Mann an die Frau stellt, ja — „von Natur" aus besitzt sie sie gar nicht. Heinrich der Teichner vergleicht Mann und Frau mit Seele und Körper und erklärt, wie der Leib die Seele nicht meistern kann, ebensowenig kann der Mann von der Frau Lehre annehmen.

Weder hält man sie für ein Wesen von irgendwelcher geistigen Bedeutung, noch wünscht der Mann irgendwelche Verstandesgaben oder gar geistige Selbständigkeit. Eine kluge Frau ist unbequem, Klugheit könnte ihr zu einer höheren Stellung verhelfen, Urteilskraft könnte ihr den Respekt vor der männlichen Autorität nehmen. Sie hat sich als Eheweib und züchtige Hausfrau in den vier Wänden ihres Hauses zu erfüllen und zu bescheiden. Eine Ausbildung ihres Verstandes könnte zu einer Überschreitung des ihr zugewiesenen Rahmens und zur unziemlichen Einmischung in die Welt des Mannes führen. Künstlich unentwickelt gehalten, bleibt sie die dumme, aber gefügige Magd, deren Interessen über Kochtopf, Dienstboten, Kinder, Kleidung und Klatsch nicht hinausgehen, ein unmündiges Wesen, das in seinem Herrn und Gebieter einen Halbgott anbetet, seine Anschauungen als Evangelium nachbetet und zu seinen Anordnungen ja und amen sagt. Ihre „Torheit" wird zum Sprichwort und überheblich bespöttelten Witz. Man vergleicht sie mit den Kindern und behandelt sie wie solche.

Von hier aus muß jede Frau, die ihren Anspruch, ein vollwertiger Mensch zu sein, nicht erstickt hat und Rechte auf geistige Selbständigkeit und Regsamkeit und auf eigenes Urteil anmeldet, zum Ärgernis werden. Im „Widerspruchsteufel", der an sämtlichen Ansichten und Anordnungen des Mannes Kritik übt, hat die Volksdichtung ihr ein schimpfliches Denkmal errichtet. Krasser noch als in den beliebten Prügelszenen kommt das absolute Gegeneinander der Geschlechter, das für das Verhältnis von Mann und Frau dieser Zeit so charakteristisch ist, in den Antithesen zum Ausdruck, welche die übele-wip-Poeten in immer neuen Variationen aneinanderzureihen sich nicht genug tun können: sagt er rot, so sagt sie weiß, sagt er weiß, so sagt sie rot; sagt er, härter als ein Stein, so sagt sie, weicher als Blei; sagt er, die Wiese ist gemäht, so sagt sie, nicht gemäht, sondern geschoren; und prügelt er sie, daß sie be-

wußtlos zu Boden sinkt, so macht sie noch in ihrer Ohnmacht das Zeichen des Scherens, und er sieht ein, daß er sie nicht zu seiner Meinung bekehren kann, weil der Teufel aus ihr spricht.

Solche Ehen, in denen der Ehemann sein Herrenrecht mit Gewalt durchsetzt oder die wertbewußte Frau sich gegen seine „Erziehung" und geistige Bevormundung zur Wehr setzt, enthüllen offen den Geschlechterkampf, den die bewußte Vernichtung des germanischen Nebeneinanders von Mann und Frau hervorgerufen hat.

Demgegenüber sind die Ehen, in denen „Frieden" herrscht und die Frau nichts sein will, als was der Mann verlangt, nur scheinbar von einem Gegeneinander der Geschlechter frei. Dieser Friede ist nicht Harmonie, Zusammenklang, Übereinstimmen zweier Willen, sondern ein Friede, der durch Schweigen und Verzicht des einen erkauft ist, — ein „Friede", der nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß hier zwei Welten, einander im tiefsten wesensfremd, gegeneinanderstehen, daß das, was der Mann für sich erstrebt, er der Frau verwehrt — ja, durch sie gefährdet glaubt, die er in ihrem eigentlichen Wesen ablehnt.

Je mehr mit der zunehmenden Fesselung der Triebe und der wollüstigen Sucht nach Askese die Nerven überreizt werden und die Sinne sich erhitzen, wandelt sich die kalte Ablehnung und gefühlsrohe Vergewaltigung des gesunden, lebensvollen, selbstbewußten Menschentums in jenen Frauen, die nicht verzichtet und sich nicht angepaßt haben, in glühenden Haß, der sich in der Hexenverfolgung sein grauenhaftes Ventil schafft.

In unzähligen Erlassen hatten die Päpste seit 1258 die Furcht vor den vermeintlichen „Hexen" geschürt, bis 1484 die Bulle „Summis desiderantes" des Papstes Innozenz VIII. den Funken in die geladene Atmosphäre schleuderte und jenen Brand entfachte, dem in der Folgezeit Hunderttausende zum Opfer fielen. Gleichzeitig beauftragt Innozenz *die geliebten Söhne* Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, Professoren der Theologie und Mitglieder des Predigerordens aus Köln, mit der Inquisition von Oberdeutschland bis Bremen, um *alle ketzerische Bosheit von den Grenzen der Gläubigen weit hinwegzutreiben* und alle „Menschen" und „Weiber" zu strafen, die *mit dem Teufel Mißbrauch machen*. Alle jene aber, welche die aus Apostolischer Hoheit eingesetzten Inquisitoren an der Ausübung ihres Amtes *durch Gewalt verhindern und widersprechen und rebellieren,*

sollen durch den Bann *und andere noch schrecklichere Urteile und Ahndungen* bestraft werden.

Denn die früheren Erlasse und Inquisitionsvorschriften hatten auch lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Es gab genug Stimmen, auch aus geistlichen Kreisen Deutschlands, welche die Existenz von „Hexen" überhaupt bestritten.

So legen drei Jahre darauf Institoris und Sprenger den „Malleus Maleficarum", den „Hexenhammer", vor, in dem sie alles zusammentragen, was das Alte Testament und die Schriften der Kirchenväter, Scholastiker und Inquisitoren zur Begründung des Hexenwesens zu sagen haben, und *die Arten der Ausrottung oder wenigstens Bestrafung durch die gebührende Gerechtigkeit* mit schonungsloser Brutalität und kaltherzigem Zynismus abhandeln.

Jene immer wieder dem Hexenwahn furchtlos entgegengehaltene Meinung, die „Hexe" existiere nur in der Vorstellung derer, denen die natürlichen Ursachen der Erscheinungen verborgen seien, erklärt der Hexenhammer entrüstet für ketzerische Irrlehre und einen Verstoß gegen den Kanon: denn das göttliche Recht schreibe nach dem 5. Buch Mose 18 vor, daß man die Hexen töten solle; im 3. Buch Mose 19 heiße es: *Wessen Seele sich zu Magiern und Wahrsagern neigte und mit ihnen hurte, gegen die will ich mein Antlitz erheben und will sie vertilgen aus der Schar meines Volkes;* und das 3. Buch Mose 20 sage: *Ein Mann oder ein Weib, in denen ein pythonischer oder göttlicher Geist war, soll sterben; mit Steinwürfen soll man sie töten.* Daraus folge, daß es Hexen wirklich gibt, denn das göttliche Recht würde solche Strafen nicht eingesetzt haben, wenn sie nicht wirklich existierten.

In dem so gebrechlichen Geschlecht der Weiber aber finde sich — wie die Verfasser den Zeugnissen der kanonischen Schriften und ihrer eigenen Erfahrung entnehmen — *diese Art Verruchtheit mehr als bei den Männern.* Selbstverständlich muß wiederum Eva, die erste Sünderin, zum Beweise dieser These herhalten. Aus der „Tatsache", daß sie aus Adams Brustrippe gemacht sei, *die gekrümmt und gleichsam dem Manne entgegengeneigt ist,* gehe hervor, *daß, da das Weib nur ein unvollkommenes Tier ist, es immer täuscht.* Auch habe Eva in ihrer fleischlichen Gesinnung bewiesen, daß die Frauen *keinen Glauben haben an die Worte Gottes, was alles auch die Etymologie des Wortes sagt: das Wort femina nämlich kommt von fe und minus (fe = fides, Glaube, minus = weniger, also femina =*

die weniger Glauben hat)! Aus alledem wiederum folge: *Also schlecht ist das Weib von Natur, da es schneller am Glauben zweifelt und auch schneller den Glauben ableugnet, was die Grundlage für die Hexerei ist.*

Die wildesten Bekundungen hurritischen Frauenhasses werden herbeigerufen, um die abgründige Schlechtigkeit und Gemeinheit des Weibes zu beweisen. Alle Ruchlosigkeit aber rühre bei ihr von der *Begehrlichkeit des Fleisches* her, *so daß unter „Weib" verstanden wird die Begehrlichkeit des Fleisches, nach dem Wort* (des Predigers): *Ich fand das Weib bitterer als den Tod, und selbst ein gutes Weib ist unterlegen der Begehrlichkeit des Fleisches. — Es i s t bitterer als der Tod, d. h. der Teufel. Denn mag auch der Teufel Eva zur Sünde verführt haben, so hat doch Eva Adam verleitet. Und wie die Sünde der Eva uns weder leiblichen noch seelischen Tod gebracht hätte, wenn nicht Adam in die Schuld gefolgt wäre, wozu Eva und nicht der Teufel ihn verleitete, deshalb ist sie bitterer als der Tod. Nochmals bitterer als der Tod, weil dieser natürlich ist und nur den Leib vernichtet; aber die Sünde, vom Weibe begonnen, tötet die Seele durch Beraubung der Gnade und ebenso den Leib zur Strafe der Sünde.*

Überwältigt von der unergründlichen Bosheit des weiblichen Geschlechts, dem *die ungeheuren Mengen der Hexen angehören, über die jetzt die Kirche jammert,* brechen die „ehrwürdigen und frommen Brüder Henricus und Jakobus" — die vor der Unterschlagung von Ablaßgeldern und der Fälschung eines notariell beglaubigten, angeblichen Gutachtens der Theologischen Fakultät in Köln über ihr schändliches Buch nicht zurückschreckten — in einen Dank- und Lobgesang Gottes aus: *Gepriesen sei der Höchste, der das männliche Geschlecht vor solcher Schändlichkeit bis heute so wohl bewahrte! Da er in demselben für uns geboren werden und leiden wollte, hat er es deshalb auch so bevorzugt.*

In keinem Lande hat der Hexenwahn so gewütet und solche Opfer gefordert wie in Deutschland. Er war die Rache des aus seinem Gleichgewicht gerissenen asketischen Menschen für seine Angst vor den ihm unheimlichen, weil unerklärlichen Kräften der ungebrochenen, ihren eigenen Weg gehenden germanischen Frau.

An dem Punkte, an dem er ihrer Überlegenheit nichts entgegenzusetzen hatte, war sie ihm am verdächtigsten. Ihren intellektuellen Fähigkeiten konnte er im gleichen Felde begegnen,

notfalls mit handgreiflichem Schweigegebot, er konnte sie als „Unlogik" entwerten oder ihnen die Entfaltungsmöglichkeiten versagen. Die geheimnisvolle Verschwisterung mit den irrationalen Mächten des Lebens, die sie für den Germanen in eine engere Nähe zum Göttlichen rückte, die unauslotbaren Tiefen ihrer Seele, aus denen sie das Wissen um das Geschehen in der Natur und die Geschicke der Menschen und Völker schöpfte, die den Germanen „etwas Heiliges" in ihr ahnen ließ, die reichere Fülle und Kraft ihres „Heils", das er von ihr in die Wagnisse seines Lebens mit hinaus nahm, — sie steigern das Mißtrauen des naturfeindlichen und naturentfremdeten Asketen gegenüber dem weiblichen Geschlecht zur Angst vor der gefährlichen Macht, die der Einfluß solcher Frauen ausüben und sie in Konkurrenz mit Gott treten lassen könnte.

Eifernd wendet sich der Hexenhammer gegen die Leute, die ketzerisch zu behaupten wagen, daß die Hexen *aus einer natürlichen Kraft* Einfluß auf andere Menschen gewinnen könnten, und die *argumentieren: wenn wir die verborgenen Kräfte auch nicht erkennen können, so sei es ihnen doch selbstverständlich erlaubt, nach Natürlichem zu streben, um aus natürlicher Kraft natürliche Wirkungen hervorgehen zu lassen.* Solche Ansichten seien schlimmste Ketzerei. Diese *Versuche, die Hexen zu entlasten,* widersprächen den Schriften der Kirchenväter und Scholastiker und *sind der Wahrheit ganz und gar zuwider,* weil keinem Menschen eine solche Kraft über andere innewohnen k a n n , sondern nur Gott allein.

Die tödliche Eifersucht auf die überlegenen Kräfte solcher Frauen und ihre verderbliche Macht bediente sich folgerichtig der aftergläubischen Dämonenfurcht, die dem Antigöttlichen Tod und Vernichtung ansagt. Solche Kraft über andere, sagt der Hexenhammer, ist daher nur möglich durch die Macht der Dämonen. *Darum wirken die Hexen aus keiner natürlichen Kraft, sondern nur mit Hilfe der Dämonen, und die Hexenketzerei unterscheidet sich von anderer Ketzerei dadurch, daß sie durch freiwillig geschlossene Pakte mit den Dämonen auf jede Schädigung des Schöpfers und seiner Geschöpfe rasend begierig ist.*

Darum wiegen die Sünden der Hexen schwerer als die anderer Ketzer, schwerer auch als die Sünden der ersten Menschen, ja schwerer als die Sünde Luzifers. *So gewaltig ist die Größe ihrer Taten, daß sie sogar die Sünden und den Sturz der bösen Engel übertreffen; und wenn an Schuld, wie sehr nicht auch an*

höllischer Strafe! Denn *das Böse, welches von den heutigen Hexen verübt wird, übertrifft alles andere Böse, was Gott je hat geschehen lassen.*

Wie aber wußte man die Frauen in den Augen des Volkes anders zu treffen und es bis zur Raserei zu verführen, als indem man seine Phantasie mit sexuellen Perversitäten nährte und sie des geschlechtlichen Umgangs mit dem Teufel und anderer ekelerregender Widernatürlichkeiten zieh. Die Sünden der Hexen übersteigen für den Hexenhammer alle Sünden der Welt *sowohl an Scheußlichkeit, da sie den Gekreuzigten ableugnen, als auch an Geilheit, da sie fleischliche Unflätereien mit den Dämonen treiben, und an Geistesblindheit, da sie sich in wilder Lust auf jegliche Schädigung der Seelen wie der Körper der Menschen und Tiere mit dem ganzen Geiste der Bosheit stürzen, wie aus dem Gesagten klargeworden ist.* Darum müssen die Hexen auch stärker gestraft werden als irgendein anderer Sünder oder Ketzer.

Das ganze Ausmaß ihrer Verworfenheit aber zeigt sich in ihrer offensichtlichen Gleichgültigkeit gegen alle Strafandrohungen. Diese Gleichgültigkeit und Standhaftigkeit brachte die Inquisitoren zur Weißglut. *Die Hexen aber verachten trotz so großer Strafen, die schon über viele andere Hexen verhängt sind, ja, auch trotz der Strafen, die, wie sie in der Kirche lernen, über den Teufel bei der Gelegenheit seines Fallens verhängt worden sind, dies alles,* empört sich der Hexenhammer, *und verüben nicht ganz kleine Todsünden wie die anderen Sünder, die aus Schwachheit oder Bosheit, aber ohne Gewohnheit der Bosheit sündigen, sondern begehen aus tiefer Bosheit ihres Herzens schauderhafte Schandtaten.* Weil aber Schwäche und Angst, dazu Weinen und Jammern Weiberart seien, ganz besonders auch Geschwätzigkeit, so — wird messerscharf geschlossen — seien Weiber, die trotz der peinlichsten Folterung k e i n e Tränen vergießen und n i c h t aussagen, sondern in ihrer Verschwiegenheit beharren, mit Sicherheit der Hexerei und des Umgangs mit Dämonen überführt, weshalb sie *von schrecklichen, ewigen Qualen in der Hölle gefoltert und hier durch zeitliche Feuer körperlich verzehrt werden sollen.*

So verbrannten sie in dem asketischen Haß, der mit ihrer Vernichtung seiner eigenen rebellierenden Triebhaftigkeit Absolution erteilte und gleichzeitig das Verdienst buchen konnte, den schlimmsten Feind Gottes und der Kirche ausgeschaltet zu haben, die einst „heilige" Seherin. An ihr erfüllte ein verführter

Pöbel am sinnfälligsten des Bischofs Remigius Taufbefehl: *Verbrenne, was du angebetet hast!*

Im 16. Jahrhundert befreit Luther im Protest gegen das allzu diesseitige, unmoralische Treiben der Renaissancepriesterschaft, mit dem er die Ehelosigkeit der Geistlichen als verantwortlichen Urheber der Sittenlosigkeit anklagt und verwirft, die Ehe von der Verunglimpfung durch den asketischen Gedanken und gibt ihr einen Teil ihrer verlorenen Würde zurück. Die Ehe ist ihm *eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja keuscheste Leben,* das *über allem Zölibat* steht. Er gibt auch der Frau ihre Mutterwürde wieder, die er *das höchste Kleinod, Ehre und Schmuck der Weiber* nennt, *nämlich weil sie sind Bronnquelle und Ursprung, daher alle lebendigen Menschen kommen.*

Dennoch ist die Frau für ihn *ein arm Ding, das männlicher Führung bedarf* und seine Pflichten in Gehorsam gegenüber dem Manne zu erfüllen hat. *Wo Eva nicht gesündigt hätte, so hätte sie mit Adam zugleich regiert und geherrscht als sein Mitgehilfe.* Evas böse Tat aber hat den Frauen diese Chance ein für allemal verscherzt, darum sollen sie sich vor dem Mann, der *höher und besser ist als sie, „bücken"* als vor ihrem Herrn. E r ist der *Hausvater, der sein Haus in Gottesfurcht regiert,* s i e *soll Kinder tragen, des Mannes Zierde und Freude und barmherzig sein.* Sich den Aufgaben der Fortpflanzung zu unterwerfen ist ihre „Ehre" und gottgewollte Pflicht — *mögen sie sich ruhig zu Tode tragen, das macht nichts, sie sind drum da.*

Als ebenbürtige Gefährtin des Mannes, die weiteren Ausblick hat als auf Haus, Mann und Kinder und andere Ehre als zu gebären und „sich ruhig zu Tode zu tragen", vermag Luther die Frau nicht anzuerkennen. Zwar bewundert er die Ehen der heidnischen Deutschen: *Die Heiden haben gelehret von der natürlichen Liebe der Menschen gegeneinander, wie solches auch unserer Deutschen alte Lieder zeugen, darinnen aufs höchste die Treue der Eheleute gelobet wird, daß in diesem Leben nichts lieblicheres und besseres sei denn ein Weib, das ihren Ehemann liebet,* — aber die Frau ist für ihn doch nur um des Mannes willen da und um ihm Kinder zu „schenken" und das Haus in Ordnung zu halten. Nachdrücklich begrenzt er ihren Blick auf die züchtige Tätigkeit im keuschen Alltag des Hauses, denn trotz allem sieht er in ihr die Gefahr der Verführung, *die Priesterin des bösen Feindes.*

Der unangefochtene Hausvaterstolz des die Seinen regierenden Mannes bläht sich in den Worten: *Die größte Ehre, die es* (das Weib) *hat, ist, daß wir allzumal durch die Weiber geboren werden.* Nicht ihr Muttersein an sich, sondern diese Beziehung auf den Mann — daß sie ihn, der *höher und besser ist als sie,* hervorgebracht hat — gibt dem Weib eine Würde, die ihr nach ihrer Natur allein nicht zukommt. *Diese Ehre, daß sie unsere Mütter sind, soll billig alle Schwachheit der Weiber zudecken und verschlingen.*

Luther hat die Ehe in ein neues Licht gestellt, indem er ihr religiöse Bedeutung zuspricht. Dennoch bleibt sie auch für ihn eine Notwendigkeit für alle, die nicht *die Gabe und Gnade haben, keusch zu leben* — eine *Arznei wider die Sünde,* ein *Spital der Siechen, auf daß sie nicht in schwere Sünden fallen.* Auch Luther ist der scholastischen Überzeugung, daß die Geschlechtslust eine Folge des Sündenfalls sei. Die von Gott, sich selbst zum Lob und Preis gestiftete Ehe ist durch das Teufelswerk der „bösen Lust" besudelt und die eheliche Liebe damit sinnlich geworden. Doch einmal von ihm eingesetzt, sieht Gott der geschlechtlichen Befriedigung in der Ehe *durch die Finger* und *hält sie unserer Schwachheit zu Gute.* Denn *Ehe und Hurerei sind einander so gleich, was das Werk anbelangt, daß man sie kaum unterscheiden kann, denn Beischlafen ist einerlei, Kinderzeugen ist einerlei. Allein sind sie in dem unterschieden, daß in der Ehe ist Gottes Wort und Einsetzung der Ordnung.*

Luthers Verhängnis war es, „daß er von Augustin nicht loskommen konnte. Daher ist seine erotische Haltung ebenso zwiespältig wie seine religiöse. Trotz einiger geschlechtsbejahender Sätze, mitunter von derber Drastik, teilt Luther die Grundüberzeugung Augustins. Das Geschlechtliche ist schlecht. Es ist die Brutstätte der Sünde, und daran kann weder die christliche Taufe noch die Heirat etwas ändern. Auch in der Ehe ist der Beischlaf ein sündiger Akt. *‚Alle sind wir Hurentreiber'.* Für Luther ist wie für Paulus die Ehe letzten Endes doch ein Zugeständnis an die Schwäche des Menschen, und wie Augustin lehrt auch er: Nur die Fortpflanzung rechtfertigt den Geschlechtsinstinkt. Luther war so wenig wie seine großen Vorgänger imstande, dem Geschlecht einen tieferen Sinn zu geben. Die ganze sexuelle Sphäre war ihm unheimlich. Er wurde des Wahnes nicht ledig, daß ihn der Teufel gerade von dieser Seite packen wolle." So empfiehlt er zwar den Geistlichen die Ehe und ver-

anläßt seine Freunde zu heiraten, muß sich von ihnen aber selbst erst zur Heirat überreden lassen.

Versteckte Auflehnung und offener Widerstand gegen den Zwang des fremden Vorbildes der Geschlechterbeziehungen hatten den ersten Jahrhunderten der Umerziehung das Gepräge gegeben. Nachdem der Geist der Empörung mit allen Mitteln zum Schweigen gebracht und erstickt und der durch das ständige Aufbegehren noch verstärkte Zwang, mit dem das neue Ideal sich gegen die germanische Rebellion durchzusetzen hatte, entschärft war, schuf die Macht der jahrhundertelangen Erziehung, der allgemeinen Sitte und Gewohnheit ihm ein kaum noch bezweifeltes Heimrecht.

Abgesehen von nur geringen äußerlichen Abwandlungen bleibt das Verhältnis der Geschlechter in seinem Kern unverändert das des Eheherrn, der seinem unmündigen Frauchen patriarchalisch übergeordnet ist, und der geduldig und demütig gehorchenden Ehe- und Hausfrau, die keine eigenen Ansprüche stellt und keine Interessen hat und in ihrem Mann den starken Beschützer ihrer Hilflosigkeit und den über ihr und ihrer Kinder Schicksal beschließenden Herrn sieht.

Der heranwachsende Sohn wird von frühester Jugend an auf seine männliche Welt des Tatlebens vorbereitet. Er weiß es nicht anders, als daß die Mädchen einen kurzen Verstand und darum in seiner Welt nichts zu suchen haben und von ihr nichts verstehen, wie er von ihrer Welt nichts wissen will und bestenfalls zugibt, daß man ganz ohne die Frau doch einmal nicht auskommen wird.

Die heranwachsende Tochter wird für ihre häusliche Tätigkeit erzogen. Ihr verbietet man, was man dem Bruder erlaubt. Ihr bringt man bei, daß sie für den Mann geboren ist und wie sie ihm zu gefallen hat, denn von seiner Wahl wird eines Tages abhängen, ob er sie zu einer Frau macht oder sie sozial ein Nichts bleibt. Über ihrer Erziehung steht *beizeiten* schon unsichtbar das Bild des Herrn und Gebieters, dem sie dereinst als züchtige Hausfrau in Selbstlosigkeit und Demut *dienen* soll *nach ihrer Bestimmung:*

Dienet die Schwester dem Bruder doch früh,
sie dienet den Eltern,

Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre;
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt,
daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht
ihr sind wie Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein
und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

(Goethe, Hermann und Dorothea)

Weder die Mode des Rokoko, die geistigen Ströme der Aufklärung und der französischen Revolution, noch die deutsche Selbstbesinnung der Romantik änderten grundsätzlich an dem Tradition gewordenen Geschlechterverhältnis.

Im Gegensatz zu der ebenfalls aus dem Westen herübergebrandeten höfischen Bewegung des ritterlichen Frauen- und Minnekultes, der mit der Macht einer Weltanschauung über die sich eben in Diesseitsverachtung und Weltentsagung übenden Gemüter sehr lebensvoll und ganz diesseitsselig herrauschte, konnte die flüchtige, dünnblütige Mode des Rokoko keine Wirkung auf die in der Konvention erstarrten Geschlechterbeziehungen der Deutschen ausüben, ja kaum mehr als äußerlichste Formen der Lebensführung beeinflussen.

Was in Frankreich äußerste Raffinesse in letzter Vollkommenheit, Kavaliertum in spielerischer Überspitzung, absolut unverbindlich und ganz auf verpflichtungsfreien und bindungslosen, wohlrationierten Genuß gerichtet war, das wurde bei den Deutschen zu einer plumpen Kopie ohne natürlichen Charme und echte Grazie und ohne eine innerlich begründete Galanterie, welche die hochgeborene Marquise ebenso wie die Tochter der Waschfrau als kapriziöse Herrin des Liebesgenusses anbetet und zur regierenden „Mätresse" erhebt.

Zwar stellt die neue Mode zum erstenmal seit dem frühen Mittelalter die Frau wieder als verehrungswürdiges Geschöpf in das Blickfeld des Mannes. Aber seine eigene Ehefrau gewinnt dadurch nicht nur nichts, sie verliert nur — sofern sie nicht selbst zur Geliebten wird.

Es ist bezeichnend dafür, wie intensiv das hurritische Vorbild auf die seelische Situation der deutschen Frau eingewirkt

hatte, daß selbst die Mätressen an deutschen Höfen sich über die ihnen anerzogene Haltung gegenüber dem Mann nicht zu erheben imstande sind. „Man spürt, wie sie die Männer, deren Gunst sie erschmeicheln, fürchteten, wie sie ihrer Galanterie nicht sicher waren, wie sie es nicht verstanden, die Gesetze der Schicklichkeit zu bestimmen. Die deutschen Mätressen waren Fürstenliebchen, nicht der dominierende, sondern der untergeordnete Teil."

Aber auch die Aufklärung brachte nicht den entscheidenden Wandel, den die Proklamation der „unveräußerlichen Menschenrechte" und der „vernünftigen Gleichheit" alles dessen, was Menschenantlitz trägt, hätte erwarten lassen. Der utilitaristische Geist der Aufklärungsphilosophie machte vor jeglichen Konsequenzen, die sich aus den Gleichheitsideen ergeben konnten, bei den Frauen und der Ehe schroff halt. Die hurritische Unterordnung und Gehorsamspflicht der Ehefrau, in der Geschichte bewährt und für die Glückseligkeit des Mannes von Nutzen, stehen sowohl für die französischen Naturrechtslehrer wie für die deutschen Ehetheorien eines Christian Wolff unerschütterlich fest. Mit dem zivilen Ehekontrakt stimmt die Frau jetzt *freiwillig* ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft ihres Gatten zu.

Daß etwa die Frau die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit auch auf sich beziehen und aus ihnen Ansprüche für eine Änderung ihrer rechtlichen Stellung in der Ehe und im Staat ableiten dürfte, lag keineswegs in der Absicht derer, die sie vertraten. In unverändert jahwistischer Sicht ist für sie der Mann der Mensch schlechthin. Aus Männern besteht das Volk, und nur der Mann ist Staatsbürger. Für ihn, „den Menschen", sind die hohen Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gemacht. Aber doch nicht für die Frau.

Nach Rousseau hat die Natur sie ja nicht um ihrer selbst willen erschaffen, sondern für den Mann: *Das Weib hat die Bestimmung, dem Mann zu gefallen und sich ihm zu unterwerfen.* Die ganze Stilgeschichte eines Jahrtausends abendländischer Geschlechterbeziehungen liegt in diesem Wort Rousseaus, das die bis heute gültige Meinung des Mannes über Inhalt und Sinn des Frauendaseins auf eine einzige Formel bringt.

An ihrer Gültigkeit kann auch die zu schwache und kurze Blüte der Romantik nichts ändern. Fern der dualistischen Weltanschauung und Religion des naturfeindlichen Gottes und fern aller asketischen Diffamierung des Geschlechtlichen wächst hier zum erstenmal seit Meister Eckehart ein germanisches Einheitsbewußtsein, das Geistiges und Sinnliches, Gott und Welt, Seele und Leib, Mann und Frau in harmonischer Zusammenstimmung schaut. Auf seinem Wege „immer nach Hause" in das eigene Ich kehrt der deutsche Geist heim zu einer ihm gemäßen Weise, „Welt" zu erleben, *das Geistigste und Sinnlichste nicht nur nebeneinander, sondern in jeder Äußerung und in jedem Zuge aufs innigste verbunden* zu erblicken, *mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick,* — findet er sich zurück zu einer germanischen Sicht „bauplanmäßiger", organischer Ordnungen.

Hand in Hand mit diesem neuen, uralten Wissen um die Einheit und Gleichrichtung göttlichen Willens und menschlichen Sollens geht das Bekenntnis Schleiermachers zum vollen ebenbürtigen Miteinander der Geschlechter als freier Persönlichkeiten, die *nur in der Antwort ihres Du die eigene Unendlichkeit ganz zu fühlen* und *den inneren Keim der Gottähnlichkeit zu entfalten* vermögen.

Schleiermacher und Schlegel setzen zum erstenmal dem herrschenden Gesetz der Unterordnung und Abhängigkeit des weiblichen Geschlechts wieder die Forderung der Selbständigkeit der Frau, ihrer Ebenbürtigkeit in der Ehe und ihrer Anerkennung als vollwertiger Mensch entgegen. In klarer Erkenntnis der „Mißbildung", welche die Fremderziehung an der Frau verübt hat, läßt Schleiermacher sie in seinem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" bekennen: *Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung wieder zu erlösen.*

Erst Schleiermacher hat die Geschlechter wieder auf die gleiche Ebene gehoben und ihrem Zueinander in der Ehe die hohe sittliche Idee zurückgegeben und sie als eine geistige Gemeinschaft zu gegenseitiger sittlicher Förderung verstanden, ohne die Sinnlichkeit zu verdammen oder zu opfern. *Die Liebe ist wieder ganz geworden und aus einem Stück,* konnte er in seiner Verteidigungsschrift über Schlegels „Lucinde" schreiben,

eine Erscheinung aus einer künftigen, Gott weiß wie weit noch entfernten Welt.

Die Romantiker empfanden selbst, daß ihren Bestrebungen keine Dauer beschieden sein konnte. Die Quellen, von keiner überlegenen schöpferischen Kraft gesammelt und gelenkt, versandeten in der Kleinbürgerlichkeit. Übertreibungen und Flucht aus der Wirklichkeit, Verbürgerlichung und Anlehnung an reaktionäre Mächte ließen den verheißungsvollen Aufbruch zum eigensten inneren Vorbild und Wesen wieder erstarren. Wohl konnte Schleiermacher den niemals erloschenen geistig-seelischen Kräften echter Gefährtenschaft eine neue Rechtfertigung und stärkere Antriebe geben und Tiefen erschließen, die verschüttet waren. Doch von Grund aus zu wandeln, was eine Jahrhunderte währende Erziehung für das Geschlechterverhältnis erreicht hatte und geheiligter Grundsatz des Rechts geworden war, vermochten seine Ideen nicht.

Das Bürgertum bekannte sich zu der bequemeren, durch Tradition und Gesetz sanktionierten Eheform von männlicher Obrigkeit und weiblichem Gehorsam. Es sperrte die Frau ins Puppenheim, während ihr Besitzer sich ermattet von der Jagd nach wirtschaftlichen Erfolgen anderweitig erholte. Unmündig gehalten, bis ins Alter hinein kindlich, möglichst dumm und daher ebenso bequem für ihn wie langweilig und uninteressant und zu allem unausgefüllt, sich selbst überlassen und „unverstanden", war die Frau von ihrem gestrengen, nüchternen, von betriebsamer Geschäftigkeit erfüllten und ermüdeten Herrn und Gebieter innerlich durch unübersteigbare Abgründe getrennt.

Die Welt der Geschlechter klaffte auseinander wie eine unheilbare Wunde.

Doch während ein noch mittelalterlicher Haß einem deutschen Philosophen seine gallsüchtige Abhandlung „Über die Weiber" diktiert, geschieht etwas Unerhörtes.

In den bekannten, „für das deutsche Urteil über die Frau charakteristischen" Worten Schopenhauers über den *sexus sequior, das in jedem Betracht zurückstehende zweite Geschlecht* gibt sich seine Sicht der Frau ganz offen als eine „hurritische", von den „orientalischen Völkern" übernommene zu erkennen: *So haben eben auch die alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehen und danach die ihnen angemessene Stellung*

viel richtiger erkannt als wir mit unserer altfranzösischen Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüte christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, daß man bisweilen an die heiligen Affen von Benares erinnert wird... Das Weib im Okzident, namentlich die „Dame", befindet sich in einer fausse position: denn das Weib, von den Alten mit Recht sexus sequior genannt, ist keineswegs geeignet, der Gegenstand unserer Ehrfurcht und Veneration zu sein, den Kopf höher zu tragen als der Mann und mit ihm gleiche Rechte zu haben. Die Folgen dieser fausse position sehen wir genugsam. Es wäre sonach sehr wünschenswert, daß auch in Europa dieser Nummer zwei des menschlichen Geschlechts ihre naturgemäße Stelle wieder angewiesen und dem Damenunwesen, über welches nicht nur ganz Asien lacht, sondern auch Griechenland und Rom ebenso gelacht hätte, ein Ziel gesetzt würde: wovon die Folgen, in gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Hinsicht, unberechenbar wohltätig sein würden... Die eigentliche europäische Dame ist ein Wesen, welches gar nicht existieren sollte; sondern Hausfrauen sollte es geben und Mädchen, die es zu werden hoffen, und daher nicht zur Arroganz, sondern zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit erzogen werden.

Während Schopenhauer noch gegen die „Gefallsucht" der „europäischen Damen" wettert und die deutsche Frau nachdrücklich zur „Häuslichkeit und Unterwürfigkeit" verpflichtet, geschieht das Unerhörte und ganz und gar Ungehörige, daß die Frau sich anschickt, zu dieser ihr auferlegten Pflicht Stellung zu nehmen. Und dabei entdeckt sie, daß es weder ihre Bestimmung ist, Spielzeug für den Mann, noch seine gefügige Dienerin zu sein. Sie entdeckt, daß sie keine Puppe und kein unmündiges, zum Gehorsam verpflichtbares Kindwesen ist, für den Mann und nur um seinetwillen da, sondern ein Mensch mit dem Willen zum eigenen Gesetz und Schicksal und zu eigener Verantwortung für sich selbst.

Wiederum sind es die germanischsten unter den Frauen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den skandinavischen und angelsächsischen Ländern, die die patriarchalische Lebensordnung in Frage stellen und aus dem Puppenheim ausbrechen, die den Mut haben, die Schale einer tausendjährigen Fremderziehung zu zerschlagen, und endlich sie selbst sein wollen.

Das ist nicht mehr die mehr oder weniger stumme Auflehnung Vereinzelter, von vornherein zum Scheitern verurteilter

Widerstand, Rebellion. Hier ist das bewußte Bekenntnis zu sich selbst und zum eingeborenen Wesensgesetz, die Kraft zu etwas Neuem. Diese Frauen trotzen offen ihren bürgerlichen Inquisitoren, die moralisch und ästhetisch entrüstet in ihrer fragwürdig gewordenen Gebieterposition über sie zu Gericht sitzen und sie auf den Scheiterhaufen gesellschaftlicher Ächtung und Verächtlichmachung stellen. Doch diese Revolution germanischen Frauentums, ihre Selbsterlösung *von den Fesseln der Mißbildung*, auf die Schleiermacher hoffte, ist durch den Widerstand und Unverstand der um ihre Rechte besorgten Männer, ihrem Nichtverstehen der *historischen Notwendigkeit* des Geschehens, zwar zu hemmen, nicht aber mehr aufzuhalten.

Wohl schoß diese Bewegung wie jede Kraft, die, bis zur Unnatur gehemmt, plötzlich vorstößt, zunächst über ihr Ziel hinaus. Aber war dies zu verwundern? Anstatt der Frauenbewegung die Auswüchse und Übertreibungen in monotoner Einförmigkeit immer wieder zum Vorwurf zu machen und sie noch der heutigen Frau, die längst ihre Form gefunden hat, wie eine untilgbare Schuld vorzuhalten, sollte man einmal fragen, inwieweit einerseits die unnatürliche Eindämmung dieses als weder gottgefällig noch gesellschaftsfähig verunglimpften Frauentums, andererseits die heftigen Widerstände daran schuld waren, die der den Sinn ihres Aufbruchs nicht verstehende Mann ihren Bestrebungen entgegensetzte und die ein wiederum unnatürliches Maß an Kräften von seiten der Frau hervorrufen mußten.

Gewiß war das Gesicht der Frauen, die gegen die ihnen wesensfremden Vorbilder protestierten, zunächst eine Verzerrung, statt das wahre Bild ihres Wesens. Ein Jahrtausend war es ihre „Bestimmung" gewesen, „dem Mann zu gefallen und sich ihm zu unterwerfen", hatte sie „um des Mannes willen" und „für ihn" existieren müssen — jetzt lehnte sie jede Beziehung zum anderen Geschlecht ab. Ein Jahrtausend lang hatte sie „schön", „lieblich", „anmutig", „reizvoll" zu sein für ihn — darum wollte sie jetzt gerade nicht liebreizend, nicht anmutig sein und ihm nicht gefallen. Ein Jahrtausend hindurch hatte man ihr vorgeschrieben, wie sie sein solle und was sie nicht tun dürfe — jetzt wollte sie in Freiheit über sich selbst bestimmen. Man hatte sie „von Natur" mit geringerer Vernunft begabt genannt, willensschwach, unfähig aus eigener Kraft einen Zugang zum ethischen und geistigen Bereich zu gewinnen, und sie deshalb in Unmündigkeit, Passivität und Un-

terordnung verwiesen — jetzt wollte sie etwas leisten und verlangte das gleiche Recht auf Ausbildung ihrer Fähigkeiten und auf verantwortliche Tat, wie der Mann es besaß.

Dieser Protest war ein durch und durch germanischer Protest. Er war zunächst die Ungültigkeitserklärung alles dessen, was das Gesetz dieser Frauen vergewaltigt hatte, die Aufkündigung des traditionellen Bildes des „Weiblichen" und der konventionellen Geschlechterbeziehungen in der Ehe, im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben.

Aber anstatt vom Protest aus zur Verwirklichung dieses Gesetzes und zur Gestaltung einer neuen Form schreiten zu dürfen, hatten sie weiterhin bei jedem Schritt gegen diese alles durchgreifende Sozialordnung und die gesamte Front derer anzukämpfen, die ihre angestammten Alleinrechte in Frage gestellt sahen. Es ist daher wahrlich kein Wunder, wenn diese ersten Gehversuche nach einem Jahrtausend der Lahmlegung des weiblichen Geschlechts zu unschönen Verrenkungen und Überspannungen führten, denen — das muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden — übrigens keineswegs alle der teilweise auf einsamem Posten und in aller Stille kämpfenden Frauen erlegen sind.

Während in Deutschland schrittweise aber beharrlich gegen eine Welt, die mit Vorurteilen und Konventionen überladen ist, der Boden gewonnen wird, bleibt — als wäre nichts geschehen — nach außen hin alles in seiner scheinbar festgefügten, durch „göttliches" und weltliches Recht sanktionierten patriarchalischen Geschlechterordnung. Noch das im Jahre 1900 in Kraft getretene „Bürgerliche Gesetzbuch" hält bei der prinzipiellen Gestaltung der Beziehungen von Mann und Frau in der Ehe an der hurritischen Über-Unterordnung fest und stellt in seinem taktvoll verkleideten „Gehorsamsparagraphen" (§ 1354 Abs. 1) den Grundsatz der eheherrlichen Autorität erneut sicher. Immerhin wird hier zum erstenmal in der deutschen Rechtsgeschichte der Möglichkeit des „Mißbrauchs" der männlichen Herrschaft Rechnung getragen. Gegen welches Maß der Befangenheit im patriarchalischen Denken aber eine solche Einsicht selbst jetzt noch zu streiten hat, verrät die Forderung eines der Gutachter, die Frau im Gesetz ausdrücklich zum Gehorsam zu verpflichten: und *zum Gehorsam gehört, im Zweifel auch gegen die eigene Einsicht gehorchen zu müssen.*

Wieviel wurde dennoch im stillen erreicht an Dingen, die der heutigen Generation als Selbstverständlichkeiten erscheinen,

ohne daß sie sich noch darüber im klaren ist, was für ein Weg zurückgelegt werden mußte, — ein Weg, der folgerichtig wenn auch langsam einen Wandel im Verhältnis der Geschlechter und sowohl in der Selbstauffassung der Frau als auch im weiblichen Wunschbild des Mannes brachte. Die Bewährung der Frauen in zwei Kriegen tat dazu das Ihre, in ihnen die Kräfte zu selbständiger und selbstverantwortlicher Leistung zu erkennen und anzuerkennen und die Schicksalsgefährtin aus der Zeit der Not auch als ebenbürtige Gefährtin in Ehe und Familie und als Mitgestalterin des Lebens des Volkes n e b e n den Mann zu stellen, wie das „Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland" von 1949 es im Vollzuge einer „geschichtlichen Notwendigkeit" in Artikel 3 Absatz 2 festlegt: *Männer und Frauen sind gleichberechtigt.*

Dennoch ist eine solche Auffassung selbst jetzt noch keineswegs selbstverständlich und allgemein. Was Jahrhunderte intensivster und systematischer Einwirkung gebraucht hat, um dem deutschen Bewußtsein aufgepfropft zu werden, bis es als eigenes Gewächs und als natürlich empfunden wurde, kann nicht in einem Jahrhundert einsamen, auf sich gestellten und von keinem Machtinstrument unterstützten oder gelenkten Kampfes von wenigen wieder auf sein ursprüngliches Wachstumsgesetz zurückgeführt werden. Wohl hat sich eine Gleichstellung der Geschlechter in vielen Ehen praktisch seit längerem eingespielt. Aber ausgesprochen oder unausgesprochen hält die Mehrzahl der Männer in bezug auf die Frau an der traditionellen Einstellung fest, sobald es gilt, weitergehende Konsequenzen zu ziehen.

Und sie finden in jenen Frauen, die ganz einfach Angst vor größeren Rechten und Pflichten haben, wie jede „Freiheit" sie mit sich bringt, ihre besten Verteidiger.

Selbst jene Männer, die in zeitgemäßer Großmut den Frauen bestätigen, daß sie Menschen sind, und ihnen „in einem gewissen Rahmen" gleiche Rechte einräumen, sind mit zählbaren Ausnahmen im tiefsten und geheimsten Winkel ihres Herzens der alten hurritischen Überzeugung, daß der Mann der eigentliche Mensch, das Maß aller Dinge — auch der Frau — ist. Am liebsten beruft man sich noch auf den beliebig dehnbaren Begriff der „Gleichheit in der Verschiedenheit", der ein nicht allzu auffälliges Alibi bedeutet, wenn man die eigene Stellung bedroht

glaubt, — falls man die Sorge um den Verlust der männlichen Herrenposition nicht sehr rührend und wirkungsvoll hinter der ritterlichen Besorgnis um die „natürliche Eigenart" der Frau verbirgt, die des Schutzes bedürfe, der Besorgnis um ihre „Schwäche", ihre „Anmut", ihre „Hilflosigkeit", kurz: um ihre „Weiblichkeit", unter der man eine ganz bestimmte, stilbedingte Weiblichkeit versteht, zu der ausschließlich nichtgermanische Frauen Modell gesessen haben. Das vollständige Vokabular hurritischer und mittelmeerischer Psychologie wird bemüht, um die Frau von ihren gefährlichen Plänen abzuschrecken.

Bekanntlich mutet man auch jedem Mann nur solche Arbeiten zu, die er nach seiner Konstitution zu leisten imstande ist, und rechnet mit einer seinen körperlichen und geistigen Kräften angepaßten Berufswahl. Nur mechanistisches Denken kann darauf verfallen, alle Menschen ohne Ansehen wie Maschinen einzusetzen. Die Maxime des germanischen „je nachdem", der Grundsatz, daß jeder sich selbst das Maß ist und sich alles nicht für jeden schickt, bedeutet, sowohl den einzelnen Mann wie die einzelne Frau nach ihren jeweiligen Fähigkeiten oder Unfähigkeiten zu diesem zuzulassen und von jenem auszuschließen. So gesehen kann gleiches Recht niemals zur „Gleichmacherei" führen!

Andererseits ist man besorgt um die „Anmut", den „Charme" der Frau, die in Gefahr seien und durch deren Schwinden die Welt ärmer werde und die Frau selbst, ja das Leben überhaupt an Reiz verliere: nämlich für den Mann.

Selbst wenn es zuträfe, daß durch die Selbständigkeit der Frauen das Verhältnis zwischen den Geschlechtern farbloser werde und weniger reich an Zauber sei — was noch nicht einmal sicher ist und vielleicht nur ein „A n d e r s", denn ein „W e n i g e r" an Wunderbarem bedeutet —, doch selbst wenn dem so wäre, ist hier der Mann nicht mehr um seine eigene Beseligung besorgt, denkt er hier nicht mehr an sich als an die Frau, der er mit diesem Einwand seine Ritterlichkeit und Verehrung zu beweisen vorgibt? Sollte das männliche Bedauern über den Verlust an jenem Verlockenden, Reizvollen, das der Charme einer Frau ihnen bedeutet, auch nur entfernt dem Unglück und Leid die Waage halten, welche die Haltung in Abhängigkeit, Unselbständigkeit und Inferiorität ihr antut? „Sollte ein so flüchtiges — und so seltenes — Mirakel es verdienen, daß es eine Situation verewigt, die für beide Geschlechter verhängnisvoll ist? Man kann die Schönheit der Blumen, den

Charme der Frauen schätzen, sie sogar richtig einschätzen. Wenn ihr Wert mit Blut oder mit Unglück bezahlt wird, muß man sie opfern können."

Andererseits wieder befürchtet man, daß ihre „natürliche Bestimmung" unvereinbar mit ihrer aktiven Teilnahme am Berufs- und öffentlichen Leben sei. Gleichviel ob man ihre Verpflichtung, Kinder zu gebären, von Jahwes Gebot oder der „technischen Idee der Zweckmäßigkeit, wonach die Frau nur dann einen Wert hat, wenn sie etwas produziert" oder nur von der Zoologie herleitet — diese Anschauung, daß sie in der Mutterschaft ihren Daseinszweck erschöpfe und ihre Kräfte verbrauche, verkennt, daß „die Mutterschaft, vom schmerzhaften Gebären bis zur Ausübung der Mutterpflichten und lebenslänglichen Sorge um die Kinder, begabte Frauen niemals gehindert hat, ihre Fähigkeiten zu entfalten. Wenn nicht vielleicht sogar mit gleichem Recht, im Gegenteil, behauptet werden könnte, die Mutterschaft habe den Charakter und die Verstandeskräfte der Frau erhöht und gestählt"! Seit Beginn der Frauenbewegung haben zahllose Frauen und viele der bedeutendsten unter ihnen „nicht nur die Vereinbarkeit, sondern mehr als das: die innere Zugehörigkeit von Ehe (Mutterschaft) und öffentlicher Wirksamkeit" vorgelebt.

Die Frau, die sich von den fremden Vorbildern endgültig abwandte, hat einen mühseligen, von Irrungen nicht freien Weg zurückgelegt. Doch sie verrät, seitdem sie keine Kampfhaltung mehr einzunehmen braucht, bereits heute ein an Leib und Seele gesünderes, natürlicheres, menschlich reiferes und ausgeglicheneres, auf seine Weise „schöneres" und „reizvolleres", weil mehr versprechendes Frauentum als jenes war, von dem sie sich lossagte.

Teils muß man wohl oder übel zugeben, daß sich *ihr seelisches Gepräge verändert* und sie *eine größere Selbständigkeit im Leben und ein höheres Maß von Selbstbestimmung erlangt hat,* seitdem sie nicht darauf angewiesen ist, *den Mann an sich zu locken und zu binden und in ihm den Ernährer und den Beschützer im Lebenskampf zu sehen.* Teils verzeichnet man mit unverhohlener Freude: *Der Charakter der Frau hat sich gewandelt, ihre Tatkraft ist erwacht. Nora, die im Puppenheim als Spielzeug ihres Mannes verbleiben sollte, wirkt nunmehr im öffentlichen Leben mit. Ein völlig anderer Mensch denn ehe-*

dem. Teils begrüßt man in ihr *eine weibliche Hochform,* der im Augenblick der Mann als ein noch Suchender bisher keine gleichwertige Form entgegenzusetzen hat. *Sie werden leibhaftig immer mehr zu dem, was ein Kolbe, ein Klimsch in ihren Plastiken als Frauenideal schon seit zwanzig Jahren ahnten und seherisch kündeten: die Frau ohne Verkümmerung, ohne Abirrungen, ohne Verdrängungen körperlicher und seelischer Art, die Frau, die aus ihren thematischen Anlagen etwas Wesensgemäßes gemacht hat, indem sie sich entfaltete. Sie sind nicht unerblühte Mädchen, aber auch nicht verblühte Mütter.* Und die Natur hat sich *mit diesem Weg der Frauen einverstanden* gezeigt — sie schenkte ihnen ein volles Lebensalter der reifen Leistung bei jugendlicher Ausgriffskraft hinzu.

Dennoch ist die Frau erst noch auf dem Wege zu sich selbst. Noch muß sie in einer Gesellschaftsordnung leben, die den Wandel, den sie vorlebt, ihr keineswegs nachvollzogen hat. Wann sie ganz ihre Gestalt finden wird, hängt darum nicht allein von ihr ab, sondern von der Anpassungsbereitschaft der Gesellschaft und des Mannes an ihre Entwicklung, d. h. wann und bis zu welchem Grad er innerlich bereit ist, sich von den überlebten Vorbildern und überlieferten Denkweisen frei zu machen, und sich entschließen kann, die Frau o h n e Vorbehalte als vollwertigen Menschen neben sich anzuerkennen und sich zu dem „germanischen" Lebensstil — nach dem er sein sonstiges Dasein einrichtet — auch in seinem gesamten Verhalten und Verhältnis der Frau gegenüber zu bekennen.

Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß mit dieser Wiederbesinnung auf das, was wir das „germanische" Stilgesetz nennen, n i c h t gemeint sein kann, es gehe darum, irgendwelche Formen, Gehalte oder Ideologien einer vergangenen Zeit wiederzubeleben. Es gäbe nichts Törichteres, als die im 2., 8. oder 10. Jahrhundert einmal herrschenden, aber nur in jener Zeit sinnvoll gewesenen Verhältnisse wieder aufwärmen oder in zweireihigem Maßanzug und Constanze-Modell als neue Sigurds und Brynhilden durch die Gegend laufen zu wollen.

Es handelt sich hier um nicht mehr, aber auch um nicht weniger, als um die Verwirklichung des an keine Zeit gebundenen Stilgesetzes des N e b e n - u n d M i t einanders im Verhältnis der Geschlechter und um die Absage an das hurritische Gesetz hierarchischer Über-Unterordnung von männlichem

Willen und weiblicher Schwachheit, von Gebot und Gehorsam, und an das arabisch-mittelmeerische der polaren Bezogenheit zwischen dem fiktiv unterwürfigen „Kavalier" und der gnädig gewährenden „Dame".

Dieser Wandel hat sich — und das ist seine unschätzbare Stärke — nicht etwa aus rationalen Erwägungen angebahnt, ja ohne jegliche Führung oder Verführung durch irgendwie geartete Vorbilder, auch nicht das germanischer Frauengestalten, sondern aus dem sicheren, durch keine geschichtliche oder psychologische Kenntnis geförderten oder getrübten, nur an den Richtkräften des eigenen Wesens orientierten Wissen um das So-sein-Müssen und So-sein-Wollen.

Was auch immer das auslösende Moment des Wandels gewesen sein mag, den die Frau für ihre Selbstverwirklichung und für ein ihr gemäßes Verhältnis zum anderen Geschlecht vollzieht, ob es mit der Industrialisierung und den durch sie veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen, der Berufsarbeit der Frau und der Trennung des männlichen Arbeitsbereichs von Familie und Hausstand und der damit zunehmenden Verantwortung der Hausfrau und Mutter gegeben ist oder bereits in der allgemeinen Säkularisierung, der fortschreitenden Abständigkeit gegenüber einst verbindlichen Dogmen und Autoritäten und den geistigen Impulsen, die Renaissance, Aufklärung und Romantik gegeben hatten, — psychologisch gesehen bedeutet diese Wandlung die Wiederbesinnung auf die „germanische" Weise des „Weiblich"-in-der-Welt-Seins und auf die „germanische" Weise des Zueinanders von Mann und Frau.

Diese Weise des Miteinanders der Geschlechter ist ihrem Wesen nach alles andere als mechanistische Gleichmacherei in der Weise der sowjetrussischen „Gleichberechtigung". „Gleichberechtigung" — das hieß unseren Vorfahren, daß jedem Mann und jeder Frau das Recht auf das zustand, zu dem sie das Zeug hatten. Nicht das Geschlecht bestimmte, wer in der Ehe den Ausschlag gab und wem in wichtigen Fragen die Entscheidung zustand, sondern die bessere Einsicht, das Gewicht der sittlichen Persönlichkeit. Hier gab es keinen Geschlechterkampf, der aus der bloßen Zugehörigkeit zum Geschlecht des Adam oder der Eva Recht- und Machtansprüche oder Unterwerfungs- und Gehorsamspflichten herleitet. Wenn in einer Ehe ungleichwertiger Partner zufällig die Frau die Einsichtigere, Fähigere, die an Charakter und Persönlichkeit Stärkere war, überließ der Ehemann vorbehaltlos ihr die Entscheidung und erkannte ihr

Handeln an, ein Mann, der deshalb keineswegs als Pantoffelheld dastand und sich „unterdrückt" vorgekommen wäre. Wo nicht die innere Einmütigkeit in allen wesentlichen Lebensfragen aus der Bindung beider Geschlechter an die gleichen Werte ohnehin die Übereinstimmung im Wollen und Handeln schuf, war es die von innen her begründete „Autorität" eines Mannes oder einer Frau, die allein zur Entscheidung oder Führung ermächtigte.

Wenn heute Frauen und Männer eine Neuordnung des Geschlechterverhältnisses in der Ehe, im öffentlichen und staatlichen Leben anstreben, so ist dies weder ein „Fortspuken der Ideen des 18. Jahrhunderts" (Stapel), die sowieso ausdrücklich nicht für Frauen gedacht waren, noch ein „Sich-Unterordnen unter augenblickliche Zwecksetzungen" (Wuermeling), sondern etwas viel Tieferliegendes, Wesentlicheres. Es ist ein endliches Ja zur natürlichen Geschlechterordnung, nämlich zu der Ordnung, die unserer Natur entspricht. Es ist die Wiederbesinnung auf die uns gemäße Weise der Bejahung vollwertigen Menschentums in Mann und Frau, die allein aus dem Gegeneinander des auf hurritische Patriarchatsrechte pochenden „starken Geschlechts" und des nach seiner natürlichen Menschenwürde sich sehnenden „schwachen Geschlechts" wieder ein Miteinander freier Persönlichkeiten werden lassen kann, die gebunden sind in gleicher Verantwortung und Verpflichtung am gemeinsamen Werk, das Ehe und Familie heißt, aber auch Kultur, Staat, Religion.

Erst dann — nicht aber, wenn der Mann mit dem primitiven „Recht des Stärkeren" seinen Entscheidungsanspruch durchficht — kann die Ehe eine sittliche Aufgabe sein.

Ein reichliches Jahrtausend hatten die hurritischen und arabisch-mittelmeerischen Vorbilder das germanische Abendland beherrscht. Mit dem vollen Gewicht kirchlicher und höfischer Autoritäten, die straften, exkommunizierten und verstießen, wer immer ihren Geboten Widerstand entgegensetzte — und dabei der Unterstützung durch die staatliche Gewalt sicher sein konnten —, waren die fremden Vorbilder der germanischen Welt auferlegt worden.

Sie hat sich nicht kampflos gefügt. Doch nach den ersten Jahrhunderten aussichtsloser Auflehnung gab sie den Widerstand auf und nahm an, was man sie lehrte.

Bis die Frau nicht mehr mitmachte. Bis sie im 19. Jahrhundert in Deutschland, in Schweden, England und den von angelsächsischem Geist geprägten USA sich von den Verfälschungen ihres Wesens freizumachen begann und mehr und mehr das Recht zurückeroberte, sie selbst zu sein. Das „gleichberechtigte" Nebeneinander von Mann und Frau im öffentlichen und privaten Leben gewann in allen vom „germanischen" Lebensstil geprägten Ländern sowohl praktisch wie rechtlich Schritt für Schritt an Boden und wird für die kommenden Generationen längst selbstverständlicher Besitz sein.

Aber nicht nur die Länder, die ein Nebeneinander der Geschlechter wieder proklamieren, weil sie es als ihr natürliches Ordnungsgesetz empfunden haben, machen sich daran, das Geschlechterverhältnis neu zu ordnen. Wie eine Woge geht es über die Länder und Kontinente — über die romanischen, die arabischen, die indischen Völker und bis in den fernen Orient.

Wie vor mehr als tausend Jahren, vom Orient ausgehend, im Gefolge religiöser und kultureller Missionierung der „barbarischen" Heiden die hurritischen Geschlechterideale mit orientalischen Denkweisen und Sitten über die Alpen drangen und die ganze germanische Welt überfluteten, so schlägt heute in rückläufiger Bewegung die Welle vom germanischen Okzident ausgehend in den Orient zurück. Und im Gefolge abendländischer Zivilisation und Technik schwemmt das germanische Geschlechterideal über das Morgenland, das allzu bereit scheint, sich widerstandslos seinen Segnungen zu öffnen.

Heute zwängt sich der Orient in das Gewand und den Lebensstil des Abendländers. Burnus, Dschellabah, Haik und Kaftan werden mit dem Anzug nach neuester englischer Mode vertauscht, mit der Langhose, die — wie die römischen Darstellungen und archäologischen Funde aus Deutschland bezeugen — schon zur Römerzeit die kennzeichnend germanische Tracht des Mannes gewesen ist. Die Mohammedanerin von Marokko bis Pakistan legt den Schleier ab, verläßt den Harem, in dem ihre Mütter Tausende von Jahren gelebt haben, und fordert gleiche Rechte und gleiche Möglichkeiten der Entfaltung wie der Mann.

Wenn vordem das Vorbild freiwilliger Unterordnung unter die Herrschaftsgewalt des Mannes, das im Orient zu Hause war, der germanischen Frau aufgezwungen wurde, so bemüht sich jetzt die Orientalin, ein Vorbild zu übernehmen, das in der germanischen Welt gewachsen ist, ohne zu wissen, daß

sie damit ihr eigenstes Wesen verfälscht, wie unser Wesen verfälscht wurde, als wir uns als Evas Töchter fühlen lernten.

Gewiß sind noch genug Kräfte lebendig, welche die Übernahme fremder Sitten und den Verlust des eigenen Gesichts zu verhindern suchen. Und keineswegs alle orientalischen Frauen sind von den „Segnungen" einer Gleichberechtigung mit dem Manne überzeugt. Die tausend Inderinnen, die am heiligen Fluß Gomati vor ihren Männern niederknieten, ihnen demutsvoll die Füße wuschen und sie mit Blumengaben feierlich umschritten, lehnten das Gesetz des indischen Parlaments ab, das ihnen das Recht auf Scheidung einräumt, wie der Mann es besitzt. Sie legten den Kopf vor ihren Gatten in den Staub und beteten zu ihm:

Du bist Brahma, der Schöpfer!
Du bist Wischnu, der Erhalter!
Du bist Maheswara, der Zerstörer!
Du bist mein Gott!
Wenn ich gesündigt habe,
Mein geliebter Gatte und Gebieter,
Vergib! Vergib!

Was die Geschichte und was auch die betenden Frauen am heiligen Fluß Gomati uns lehren, ist dies: daß jeder „nach seiner Fasson selig werden" muß, und daß „eines sich nicht für alle schickt", wenn es nicht zu Verzerrung und Zerstörung der eigenen Werte führen soll, und daß wir Ehrfurcht haben sollen — und erwarten dürfen — vor jedem Menschen, der sich auf s e i n e Weise verwirklicht. Denn eine ist nicht besser als eine andere, aber gut nur für den, dem sie eignet.

„Männlich" und „weiblich"

Wahrheit nennt man die Irrtümer,
die Jahrhunderte alt geworden sind.
Spinoza

Der Wandel der Vorbilder von Mann und Frau im Laufe der deutschen Geschichte hat weitreichende Folgen gehabt nicht nur für das Verhältnis der Geschlechter, sondern auch für die Selbstauffassung des deutschen Mannes und der deutschen Frau.

Dieser Stilwandel und seine Folgen waren selbstverständlich keineswegs ausschließlich ein deutsches Schicksal, sondern ein gesamtabendländisches — wobei freilich die verschiedenen Völker jene Vorbilder ihren jeweiligen völkischen Eigenarten, geschichtlichen und sozialen Entwicklungen und vorherrschenden Stilgesetzen entsprechend abgewandelt haben. Ihnen allen gemeinsam ist das christliche Kulturideal und bis zu einem gewissen Grade einerseits das mittelmeerische, andererseits das leistungsmenschliche Kulturideal, wenn auch in sehr verschiedenem Maße je nachdem, wo sie beheimatet waren oder übernommen wurden.

Der Überblick über das Verhältnis der Geschlechter im Laufe der deutschen Geschichte im Hinblick auf die seelischen Stilgesetze zeigte nach den Zeugnissen der Prähistorie und Geschichte, der Mythen und der Dichtung, des Rechts und der Runensteine von der frühesten Zeit bis zur Christianisierung ein einheitliches Bild: Männer und Frauen stehen als ganzheitliche Menschen innerhalb der gleichen Erlebenssphäre, beide den gleichen sittlichen Werten lebend und beide dem gleichen Werturteil unterstellt.

Beide, Männer und Frauen, erleben ihre „Welt" als etwas, das sie zu Leistung und Ausgriff aufruft, das von ihnen standhaftes Bestehen des Schicksals und entschlossenen Willen zur Überwindung der Widerstände verlangt und aktiven und vollen Einsatz fordert ohne Rücksicht auf persönliche Belange, sondern aus sachlicher Erkenntnis unabdingbarer Notwendigkeiten. An beiden werden die gleichen charakterlichen Eigenschaften und geistigen Fähigkeiten gerühmt. Beide haben sich in Hilfsbereitschaft, Großzügigkeit und Hochherzigkeit zu bewähren, beide handeln nicht aus persönlichen, gefühlsbetonten Beweggründen der Sympathie oder Antipathie, der Liebe oder des Hasses, sondern aus dem Bewußtsein einer Verpflichtung, das sie Ehre nennen oder Treue zu sich selbst. Beide vermögen von sich Abstand zu nehmen, von sich selbst abzusehen bis zum Einsatz des Letzten, wenn es die Sache gilt. Beide entwerfen ihr Dasein auf eine Ferne im Raume und in der Zeit. Beide folgen den gleichen Zielen in gleicher Haltung und Gesinnung.

Dieses Bild ändert sich, als fremde Vorbilder ein neues Geschlechterverhältnis begründen. Die ganzheitliche Welt der Geschlechter fällt auseinander in eine „männliche" Welt und eine „weibliche". An Stelle der einhelligen Vorbilder für Mann und Frau treten drei verschiedenartige. Der Mann unterstellt sich weiterhin — von zwei Bereichen abgesehen — dem Leistungsgesetz, während die Frau sich nach den neuen Vorbildern des gehorsamen Weibes und der Dame zu formen hat, das leistungsmenschliche Ideal hingegen keine Gültigkeit mehr für sie besitzt.

Standen vorher Mann und Frau nebeneinander als gleichwertige Menschen, die das Gesetz ihres So-sein-Sollens und Handelns in sich selbst trugen, so stellt das hurritische Vorbild, wie es für den gläubigen Christen verbindlich wurde, die Geschlechter in eine hierarchische Ordnung, in der der Mann der Frau übergeordnet ist, indem sie als nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Mannes willen erschaffen gilt. Der Mann setzt sich selber als etwas Absolutes. Die Frau ist etwas „für ihn". Er bestimmt, wie sie sein soll. Seine Wünsche und Forderungen legen fest, was ihre „Bestimmung" ist.

Das mittelmeerische Stilgesetz wiederum, das die gesellschaftliche Welt verpflichtet, bestimmt das Sein der Geschlechter aus ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander. Der Mann gibt der Frau das Maß, und sie gibt es dem Manne. Beide sind füreinander Publikum und Richter. Sie soll sein und will sein,

was er von ihr erwartet und erträumt, und sie soll es sein für ihn. Das Entsprechende gilt für den Mann. Beide verstehen sich selbst als polare Wesen in bezug aufeinander und als des anderen Ergänzung.

Bei aller tiefgehenden Verschiedenheit der hurritischen und mittelmeerischen Sicht der Geschlechter stimmen beide äußerlich in diesem Punkt überein: die Frau ist nichts „an und für sich", sondern für den Mann, ihre Existenz wird vom Manne aus festgelegt.

Die Selbstbestimmung des germanischen Mannes wird dadurch nicht angefochten. Nichts hindert ihn, weiterhin frei seine Existenz zu wählen, und er wählt für sich, das zu sein, was sein eigenes Gesetz ihm vorschreibt. Dennoch ist er nicht frei von einem Stilbruch, der ihn freilich nicht in seinem Wesenskern trifft: in seinem Verhältnis zum Göttlichen und zur Frau paßt er sich den neuen Vorbildern an. Seine gesellschaftliche Maske des Schein-Kavaliers ist eine unverbindliche, zu nichts verpflichtende Schein-Rolle. In seinem Hause, als Ehemann und Vater, ist er der Herrschende und Bestimmende. Und diese Rolle wird kraft „göttlichen Gebots" für ihn verpflichtend.

Sie aber hat nicht mehr frei zu wählen. Mochte sie diese Vorbilder, die der Mann ihr jetzt gab, ablehnen oder annehmen, in jedem Fall war sie — da nunmehr ausschließlich der Mann der Wählende war und von seiner Wahl oder Nichtwahl ihre soziale Existenz abhing — auf das Bild verwiesen, das er ihr vorschrieb. Wenn sie sich nicht wie die zahllosen, namenlosen Frauen des Mittelalters entschloß, gegen den Zwang zu protestieren und etwas für sich selbst zu sein — was freilich ihrer Ausstoßung aus der menschlichen Gemeinschaft gleichkam und nur die Stärksten auf sich nahmen —, so war sie jetzt nur noch etwas für ihn und in bezug auf ihn.

Allein dem Manne ist es jetzt vorbehalten, ein Leben des leistenden Zugriffs auf die Welt zu führen, ein Leben der wirkenden, Werte schaffenden Tat, ein Leben sachlicher Pflichterfüllung unter allgemeinen, objektiven Normen sittlicher oder rechtlicher Art. An ihm rühmt man seine Einsatzbereitschaft für die ideellen Werte der Gemeinschaft, seine unerschütterliche Willensstärke in der Bewältigung von Widerständen und seine Energie im Verfolgen weitgesteckter Ziele, seine eiserne Selbstbeherrschung und das eigene Leben nicht schonende Tapferkeit, seine abständige Sachlichkeit des Urteils und seine Unabhängigkeit von Neigungen, Gefühlen und Leidenschaften. Eine willensstarke, energische, selbst-

beherrschte, tapfere und sachlich denkende Frau aber *artet sich nach dem Manne* — wie Gottfried von Straßburg sagt — und fällt von der *Frauenart* ab.

Denn die Frau hat keinen eigenen Willen zu haben, sondern gemäß dem hurritischen Vorbild gehorsam, sanft und demütig dem Mann zu dienen und, was ihr geschieht, hinzunehmen und geduldig zu ertragen; eingeschlossen in die Nähe des Jetzt und Hier erfüllt sich ihr Leben in hingebendem Pflegen und Besorgen des Nahen und Nächsten. Sie hat gemäß dem arabisch-mittelmeerischen Vorbild anmutig, graziös, liebreizend und schön zu sein, dem Mann zu gefallen, auf ihn zu warten und seine Werbung zu empfangen. Und nach hurritischen und arabisch-mittelmeerischen Anschauungen bilden sich die Urteile über das Wesen der Frau: sie ist einerseits schwach, sündig, haltlos ihren Trieben und Begierden ausgeliefert, leicht zu verführen, von mangelnder Intelligenz, unfähig, höhere Ideen zu erfassen. Sie hat — nach Augustin — *keine Macht über sich selbst* und ist *ein hinfällig Ding,* das keinem sittlichen Verbot widerstehen kann — wie Gottfried von Straßburg urteilt — und das, nach Wolframs Meinung, zu schwach ist, sich zu bezwingen und mit List zu erreichen sucht, was es aus eigener Kraft nicht erringen kann. Sie sucht den Mann zu verführen und zieht ihn vom Geistigen und Göttlichen ab. Andererseits ist sie spielerisch, kokett, launisch, unbeherrscht, gefallsüchtig, eitel, nur auf den Mann, ja nur auf Personen bezogen, unsachlich und unlogisch. Sie ist *ein zartes Rohr und ein schwankender Zweig, böse und huldvoll nach Gutdünken und nicht aus sachlichen Gründen,* wie Ibn Hazm von der Araberin sagte. Zugleich ist sie es, die den Mann beglückt und erhebt, die ihn von den Kümmernissen seines Lebens befreit und ihn „hinan zieht".

Die Frauen, die sich in diese Schablonen nicht fügen, sondern germanische Haltung und Werte verwirklichen, sind „unweiblich" und infolgedessen „männlich", denn sie *arten sich nach dem Mann* — denn alles Germanische ist jetzt „Männerart".

Eine völlige Umwertung aller Werte in bezug auf die Frau hat sich vollzogen. Kälte und Gefühlsroheit, Trotz, Starrköpfigkeit nennt man bei ihr, was man beim Manne Sachlichkeit, Selbstbeherrschung, Unbestechlichkeit heißt. Wo man ihn mutig, beherzt, kühn, tapfer, unbeugsam preist, zeiht man sie der Wildheit, Grausamkeit, Blutgier und Zügellosigkeit und verdammt bei ihr als Verstocktheit, Ungehorsam und Widerspenstigkeit, als Eitelkeit, Hochmut und Hoffart, was man am

Manne als Treue, als Stolz, als Selbstvertrauen und Ehrbewußtsein höchsten Rühmens wert findet.

Was die überzeugende Größe der Gudrun, die unbestrittene Führerpersönlichkeit der Unn, die sie die „Tiefweise" nannten, der Thorbjörg, die die Saga „die Starke" hieß, der tapferen Freydis ausmachte, die als Schwangere die feige sich zur Flucht wendenden, männlichen Reisegefährten beschämt und sich allein den Angreifern stellt, was die großartigen Gestalten einer Thorgerd Egilstochter und Aud, einer Bjargey und Asdis kennzeichnete, ihre unversiegliche Tatkraft, ihre herrentümliche Selbständigkeit, ihr tiefes Ehrbewußtsein und ihr politischer Sinn, ihr Stolz, ihre Willenskraft und die oft ans Übermenschliche grenzende Gefaßtheit und Selbstdisziplin — die Züge, die die Zeugnisse der überschaubaren altgermanischen Zeit übereinstimmend an den Frauen aller Stände sowohl im Norden wie im Süden hervorheben —, die gleichen Züge also, die den germanischen Mann zum Vorbild machen — sie sind nach den neuen, bescheidenen und zierlichen Maßen des demütig-ergebenen und des spielerisch-anmutigen Weibes „unweiblich", sind „nicht Frauenart". Sie sind die Tugenden des Mannes und die Untugenden des Weibes geworden. Für Mann und Frau gelten zweierlei Moral und zweierlei Maß.

Und da der Maßstab, mit dem gemessen wurde, für den Mann der germanischen Leistungswelt, für die Frau der hurritischen und arabisch-mittelmeerischen Wertewelt entnommen wurde, entstand durch die Festlegung und Verpflichtung alles Männlichen auf das Germanische und alles Weiblichen auf das Hurritische und Mittelmeerische die Voraussetzung für den Irrtum, der alle Züge des germanischen Stilgesetzes als „männlich", alle Züge des hurritischen und des arabisch-mittelmeerischen Stiles als „weiblich" bezeichnet.

Diese Annahme wurde dadurch begünstigt, daß sich für die deutschen Frauen — und in gewissen Abwandlungen nach der jeweiligen völkischen Eigenart und mit verschiedener Akzentuierung für alle Frauen des abendländischen Kulturkreises, für die die gleichen Vorbilder irgend verbindlich wurden — ein bestimmter Typus herausbildete, an dem diese Züge nur abgelesen zu werden brauchten, um sie aufs überzeugendste zu bestätigen.

Durch die Missionierung des Glaubenslebens und die doppelte Missionierung der Geschlechterbeziehungen wurde das Dasein der Frau in seiner Wurzel getroffen und ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft völlig verändert. Sie stand nicht mehr fraglos und selbstverständlich neben dem Mann als das, was sie kraft ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters war, ein ganzer Mensch, der in sich selbst gründet. Ihr Schwerpunkt lag nicht mehr in ihr, sondern außerhalb, in der „Welt", die ihr „Es schickt sich nicht" und „Man tut" sprach, ihr Schwerpunkt lag beim Mann.

Denn nur der Mann gab ihr eine soziale Würde. Er war der Wählende, sie durch seine Beachtung Auszeichnende, der Werbende — und ihr Schicksal schlechthin. Denn nur durch ihn empfing sie die Würde einer Person. Erst der Mann, der sie heiratete, machte sie zur „Frau". Noch heute kann sie durch Geistesgaben und vorweisbare Leistungen und durch die Persönlichkeit, die sie darstellt, hervorragen — wenn sie nicht verheiratet ist, wird sie von der Gesellschaft nicht für voll genommen. Sie bleibt bis in ihr Alter hinein eine unvollkommene Frau, ein „Fräulein". Die Groteske ihrer Situation wird erst deutlich, wenn man die Diminutivform auch auf den unverheirateten Mann anwenden und ihn damit von seiner Beziehung auf die Frau aus definieren wollte.

Die Frau jedoch erlangte nur durch die Ehe eine soziale Stellung, außerhalb der Ehe war sie gesellschaftlich ein Nichts. Das dümmste, unreife und an sich völlig bedeutungslose Gänschen rangierte, sofern ein Mann es gewürdigt hatte, Tisch und Bett mit ihm zu teilen, stets vor einer Frau, die allein und aus eigener Kraft ihr Leben meisterte und Werte schuf, selbst einer Frau, die bedeutend älter an Jahren war.

Nur die Ehe rechtfertigte jetzt die Existenz der Frau. Der Mann konnte sich in einem Leistungsleben draußen in der Welt, in seinem Einsatz für die Gemeinschaft, in einem „Werk" verwirklichen, für ihn bedeutete die Ehe nur eine Abrundung seines Daseins, ohne die sein Leben zur Not durchaus sinnvoll sein konnte. Die Ehe war e i n — mehr oder weniger wesentlicher — Bezirk seines Daseins unter anderen, aber nicht das Ganze, sie war niemals der einzige Sinn und die einzige Rechtfertigung seiner Existenz, wie für die Frau.

Um der völligen Sinnlosigkeit und der Demütigung des Ehelosen- und „Jungfern"-Standes zu entgehen, mußte die Frau heiraten, mußte sie sich seinem Wunschbild, dem, was er be-

vorzugte, anpassen und auf alles verzichten, was der allgemeinen Vorstellung von der „weiblichen Natur" zuwiderlief. Nach dem männlichen Wunschbild wurde sie erzogen. Von frühester Kindheit an bereitete ihre Umgebung sie auf die Rolle vor, die sie einmal spielen sollte, und auf das hohe Ziel, die Entsprechung und Erfüllung seiner Träume zu werden. Sie lernte sich selbst begreifen als das, was ihm gefällt. Sie lernte, sich freiwillig nach dem maßgebenden Frauenvorbild zu richten, das jetzt durch Generationen hindurch seine erzieherische und formende Kraft ausübte und nur solche Züge und stets nur diese zuließ und ausbildete, die die Gesellschaft forderte und der Mann bevorzugte, und alle, die ihm nicht entsprachen, als unweiblich verpönte und bei der Gattenwahl dem Mißfallen und der Mißachtung des Mannes aussetzte.

Nicht zufällig ist der Typ der „alten Jungfer" weder der des rundlich-molligen, anschmiegsamen Frauchens noch der des zierlichen, koketten Weibchens, sondern die Karikatur der schlanken, hochgewachsenen Frau des Leistungsstils.

Nur die Frauen, welche die Forderungen der geltenden Normen erfüllten und sich den Wünschen und der Nachfrage anpaßten, kamen bei der Gattenwahl in Betracht und konnten in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Vorzüglich s i e standen im Blickfeld des Mannes und saßen durch die Geschichte hindurch für das Bild „der Frau" Modell. Unter allen Wandlungen des Zeitstils und der Mode, die ohnehin nur die oberen Schichten und nur die Oberfläche berührten, blieb dieses Bild in seinen Grundzügen unverändert das gleiche. An ihm bildete sich die spezifisch deutsche Idee des „Echt-Weiblichen".

Und noch eine andere Erscheinung hängt hiermit aufs engste zusammen. Männer werden stets als Individuen beurteilt, die Frauen als Kollektiv. Derjenige, der ein Leistungsleben führt, muß nach dem Maß seiner persönlichen Tüchtigkeit und Tauglichkeit gemessen werden, so wie die germanische Welt Männer wie Frauen nach dem jeweiligen Eigenwert bemaß. Für das weibliche Geschlecht bestand jedoch dieser Maßstab seitdem nicht mehr, vielmehr geschah das Seltsame und durchaus Ungermanische, daß die Eigenschaften einer konkreten Frau stets zu Eigenschaften „der Frau" schlechthin verallgemeinert wurden. Der Mann urteilte über sie nach dem beschränkten Kreise gerade seiner „Erfahrungen", und als Wählender traf er zwangsläufig immer auf den gleichen Typ, bzw. griff ihn heraus und wendete sich ihm zu, der seiner Auffassung von

der Frau entsprach; denn alles, was nicht darunter fiel, „sah" er entweder nicht, oder es zählte für ihn nicht. Das Bild seiner Wahl wurde ihm zu dem „der Frau", und die Eigenschaften einer bestimmten Art von Frauen, ihre Tugenden und Schwächen, galten ihm als die „weiblichen" schlechthin.

Zugleich aber veränderte sich der Umfang seines Blickfeldes. Derjenige, der die Frau als ebenbürtige Gefährtin neben sich anerkennt, erblickt sie, genau wie seinen Geschlechtsgenossen, als einen ganzheitlichen Menschen. Wer sie in bezug auf sich selbst oder als um seinetwillen existierend versteht, erfaßt nur einen Ausschnitt ihres Menschseins, nur die ihm zugewandte Seite; was sie sonst noch ist, liegt nicht in seinem Blickfeld. In bezug auf den Mann und für ihn aber ist sie nur als Geschlechtswesen da. Und weil sie ausschließlich als Geschlechtswesen in seinem Blickfeld steht, ist sie in seinen Augen ein „Geschlechtswesen" und nichts als dies.

Der germanische Mann sah die Frau nicht durch die Brille des Geschlechts gefiltert, sondern als einen weiblichen Menschen. Das bedeutete nicht, daß er ihre Geschlechtlichkeit übersah, sondern daß er sie als menschliche Ganzheit erblickte, die ihre geschlechtliche Seite einschloß. Dies erklärt, daß er die stilbedingten Züge und Eigenschaften an beiden Geschlechtern erkannte und anerkannte.

Jetzt aber leitete er alle Eigenschaften „der Frau" nur aus ihrer Geschlechtlichkeit ab und definierte ihr Wesen aus dem konträren oder polaren Gegensatz zu seinem eigenen, das ihm als ein absolutes erschien, als das des Menschen schlechthin. Und er glaubte sich damit im vollen Recht und war es, von seiner psychologischen Situation aus gesehen, auch. Nur, ob er damit das eigentliche Sein der Frau in den Griff bekam, ist die Frage.

Auffallender- und — wir dürfen vielleicht sagen — bezeichnenderweise ist dieser Sicht nur von Frauen widersprochen worden. Und auch nur von Frauen sind bisher die Fehler in der Bestimmung der abstrakten Begriffe des „Männlichen" und des „Weiblichen" bemerkt worden.

Schon Marianne Weber macht 1907 auf die verschiedenen Verfahren aufmerksam, die zu der Bildung dieser Begriffe geführt haben. *Bei der Bildung des Gattungsbegriffs vom „Weibe" sind nämlich die unendlich verschiedenartigen und besonderen geistigen Eigenschaften der konkreten weiblichen Individuen zu Boden gefallen und nur diejenigen Merkmale zusammengefaßt,*

die sie physisch als „Geschlechtswesen" vom Manne, mit dessen Augen gesehen, unterscheiden. Also vor allem die größere Abhängigkeit der Frau von ihren geschlechtlichen Funktionen und ihre geringere Muskelkraft. Dagegen werden alle diejenigen Eigenschaften, welche die Frau als denkende, wollende Wesen mit Männern teilen und als Fühlende vielleicht vor ihnen voraus haben, aus ihrem Gattungsbegriff ausgeschaltet. Aus dem stillschweigenden Vergleich dieser an Inhalt so verschieden reichen Begriffe von Mann und Weib wird dann der Schluß auf eine völlig verschiedene Wesensbeschaffenheit der beiden Geschlechter gezogen, so daß es gerechtfertigt erscheint, auch ihr soziales, rechtliches und moralisches Verhältnis zueinander nach verschiedenen Grundsätzen zu regeln. Dabei ist selbstverständlich, daß der Mann sich allein als Repräsentant des vollen, zur Kulturarbeit berufenen Menschentums begreift, daß „Mann" und „Mensch" überhaupt als identisch erscheinen, und daraus wieder folgt, daß für die als „Geschlechtswesen" gedachte Frau als sittliche Aufgabe nur die Steigerung und Entwicklung dessen, was sie vom Manne unterscheidet und für ihn anziehend macht, also ihre Geschlechtsqualitäten, übrig bleibt.

Fünfzehn Jahre später widmet Mathilde Vaerting eine umfangreiche Untersuchung dieser Doppeltendenz, welche die abstrakten Begriffe „des" Mannes und „des" Weibes geschaffen hat, und der Verfälschung der bisherigen Geschlechterpsychologie durch die Nichtbeachtung der sogenannten „Sexualkomponente". *Das heutige Ideal des Mannes und des Weibes läßt deutlich erkennen, daß es nur von einem Geschlecht stammt, dem herrschenden, dem Mann. Erstens liegt das Ideal des Mannes vom Manne auf dem sexuell neutralen Gebiet, es ist geschlechtslos, während das von der Frau geschlechtsbetont ist. Dieser Gegensatz beruht auf der Tatsache, daß der Mann vom Manne nur die sexuell neutrale, vom Weibe aber die geschlechtsbetonte Seite der Psyche sieht ... Das Ideal des Weibes von heute, wie es vom herrschenden Mann geprägt ist, ist das liebende, reine, tugendhafte, hingebende, aufopfernde, sich unterordnende, bescheidene Weib. Dabei wird unter der Liebe nur die Liebe zum Manne, unter Hingabe nur die Hingabe an den Mann, unter Aufopferung nur die Aufopferung für den Mann und höchstens noch für seine Kinder, unter Unterordnung nur die Unterordnung unter den Mann verstanden, unter Bescheidenheit nur die Bescheidenheit gegen den Mann. Auch die Anforderung an die Tugendhaftigkeit erstreckt sich nur auf Tugenden, an denen*

der Mann ein Interesse hat, sei es als Mann, als Vater, als Familienherrscher. Das Ideal des Mannes hingegen ist der treue Freund, der zuverlässige Berater, der tapfere Kriegsheld, der starke Mann, der Held, der Weise, der Mann der Tat, die Ruhm und Ehre einbringt... Tugend gehört nicht zum männlichen Ideal... (und auch) *Eigenschaften, die in Beziehung zum Geschlechte des Mannes stehen, gehören nicht zum Idealbild seiner Männlichkeit... Das Wort „weiblich" hat heute einen Begriff, der von Sexualität überfließt. Das Wort „männlich" schließt heute fast jeden sexuellen Gedanken aus.*

Von einer wiederum völlig anderen wissenschaftlichen Ausgangsstellung kommt Simone de Beauvoir zu der gleichen Feststellung: Was die Frau für den Mann ist, ist sie nach seiner Meinung an sich. Der Mann faßt sich auf als das Ganze, als den Menschen schlechthin. Die Frau dagegen *ist nichts anderes, als was der Mann befindet; so spricht man auch von ihr als vom „anderen Geschlecht", worin sich ausdrückt, daß sie dem Mann in erster Linie als Sexualwesen erscheint: da sie es für ihn ist, ist sie es ein für allemal. Sie wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie.*

Verschiedene Faktoren wirkten bei der Bildung der abstrakten Begriffe „des" Mannes und „der" Frau, wie sie für die allgemeinen Anschauungen Tradition geworden sind, zusammen: der Stilwandel in den Geschlechterbeziehungen löst die Nebenordnung durch eine Über-Unterordnung und polare Beziehung ab. Er beläßt infolgedessen dem Mann als dem allein Entscheidenden die Freiheit, sein Dasein in der Welt selbst zu konstituieren, und gibt ihm als dem Übergeordneten das Recht und die Pflicht, das Dasein der Frau nach dem männlichen Verhältnis zum weiblichen Geschlecht zu bestimmen, wie andere Stilgesetze es festlegen. Das germanische Ideal wird mit dem „Männlichen" identifiziert, das hurritische und arabisch-mittelmeerische mit dem „Weiblichen"; das germanisch-männliche wird als ein absolutes, „menschliches" gesetzt, das weibliche ausschließlich vom Manne aus und in bezug auf den Mann definiert als dessen konträrer oder polarer Gegensatz; zugleich wird es infolge des nunmehr einseitig geschlechtlich-männlichen Aspekts aus ihrer geschlechtlichen „Natur" abgeleitet.

Wo die vielfältige und verschiedenartige Wirklichkeit der Männer und Frauen von Fleisch und Blut dieser Definition widerspricht, bezeichnet man das Abweichen von dieser Norm sehr logisch mit Abnormität: man sucht die Ursache des Widerspruchs nicht in einem Fehler der Definition, sondern in der Natur des bestimmten Mannes oder der Frau und hilft sich mit dem Urteil der Unmännlichkeit oder Unweiblichkeit.

So wurden ausgreifende Leistung und geduldiges Mit-sich-geschehen-Lassen, wurden Aktivität und Passivität, Form und Materie, Bewegung und Ruhe, Gestaltung des Kommenden und Bewahren des Vergangenen, Stärke und Schwäche, Freiheit und Gebundenheit, Kraft und Anmut, Kampf und Spiel, Unendlichkeit und Augenblick, Sachlichkeit und Personenbezogenheit, Selbstbeherrschung und Launenhaftigkeit auf die Geschlechter verteilt, und man hat sich daran gewöhnt, jenes für „männlich", dieses für „weiblich" zu halten, statt in ihnen die Züge und Werte verschiedener Stile und Wertordnungen zu erkennen, die jedoch stets die Daseinsweise von zwei Geschlechtern bestimmen.

Hier liegt der große Irrtum, den die Geschichte selbst herbeiführen half, indem sie durch die fremden Einflüsse verschiedenartige Vorbilder in eine Welt zusammenzwang. So hat man als Geschlechtsunterschiede bezeichnet, was in Wahrheit auf Stilunterschieden verschiedenartiger Menschengruppen beruht, und hat sogar wiederum diese Begriffe nachträglich auf Völker und Zeiträume übertragen, denen ein bestimmter Stil das Gepräge gegeben hat. Und man hat beispielsweise mittelmeerische Südfranzosen oder Italiener „unmännlich", ja „weiblich" genannt; prüft man jedoch diesen Begriff des Männlichen, so trifft man auf das leistungsmenschliche Männerideal — daß aber vom leistungsmenschlichen Maßstab aus der Mensch der Bezogenheit „unmännlich", was heißt: nicht leistungsmenschlich ist, kann wohl kaum Wunder nehmen. Und da man den Begriff des Weiblichen unter anderem am mittelmeerischen Ideal gewonnen hat, ist es nur selbstverständlich, wenn auch unwissenschaftlich, wenn man beim mittelmeerischen Menschen „weibliche", d. h. mittelmeerische Züge feststellt.

Man hat die Begriffe des Männlichen und Weiblichen verschiedenartigen Welten entnommen. Doch nicht nur die landläufigen, vorwissenschaftlichen Aussagen bedienen sich ihrer, sondern auch die wissenschaftliche Psychologie.

Von der gegenwärtigen deutschen Geschlechterpsychologie hat das Buch von Philipp Lersch „Vom Wesen der Geschlechter" eine über die wissenschaftlichen Kreise weit hinaus gehende Beachtung gefunden. Um die nach seiner Meinung durchgreifendste Verschiedenheit menschlichen Seins, den *allgegenwärtigen, unendlichen, nicht da anfangenden und dort endenden Unterschied* der Geschlechter unabhängig von jeder perspektivischen Sicht objektiv zu erfassen, geht Lersch von einer Deutung der primären Geschlechtsmerkmale und ihrer biologischen Funktionen aus.

Die verschiedenen Rollen, welche Mann und Frau im biologischen Akt der Begattung spielen und die Lersch im Verhalten der Samenzelle und des Eies wiederfindet, sieht er als die der Aktivität und Passivität, des vorstoßenden Suchens und des abwartenden Sich-finden-Lassens, des Erweckens und Erwecktwerdens, des tätigen Einwirkens und Mit-sich-geschehen-Lassens und des Sich-Entäußerns und Empfangens. In diesen Grundhaltungen der rein geschlechtlichen Beziehung sind ihm die Wesenszüge des männlichen und weiblichen Daseinsvollzugs vorgezeichnet; wobei er freilich bemerkt, *daß, wenn auch das weibliche Verhalten in der geschlechtlichen Begegnung passiv ist, Passivität doch keineswegs als Grundzug im Stil des weiblichen Daseins gesetzt werden darf.* Denn die Frau vermöge in Haus und Beruf eine rege Tätigkeit zu entfalten, wenngleich ihr Tun auch mehr ein *In-Tätigkeit-Sein* sei und nicht *ein tatendes Wirken, tatender Ausgriff und Vorstoß in die Welt... In dem umschriebenen Sinne ist schon das, was durch den Mann im Akte der Begattung geschieht, eine Tat, durch die die jungfräuliche Verschlossenheit zerstört und neues Leben in die Erscheinung gerufen wird.*

Deshalb ersetzt Lersch den Begriff der weiblichen Passivität durch den der „Pathik", der Erleidnis, Einwirkung bedeutet und mit dem sich ihm zugleich eine größere Erduldens- und Leidensfähigkeit als weibliches Wesensmerkmal anbietet. Und — *wie nun Erdulden und Geduld vom gleichen Wortstamm abgeleitet sind, so ist mit der weiblichen Bereitschaft und Fähigkeit zu erdulden auch die größere Geduld verbunden.* Die geringere Fähigkeit des Mannes zur Geduld aber werde aus seinem Aktivismus, seinem tatenden Wirken verständlich. Nach allem setzen sich die männliche Aktivität und die weibliche Passivität bei der Begattung in den Daseinsvollzügen der Geschlechter im männlichen Aktivismus und in der weiblichen Pathik fort. Daß

auch die Unterschiede von Einwirken und Empfangen über das Biologische hinaus die Daseinsweise von Mann und Frau charakterisieren, beweist für Lersch die Tatsache, daß auch Jean Paul, Humboldt, Rilke und Schiller von männlichem Einwirken und Schaffen und weiblichem Sichauftun und leidender Empfänglichkeit gesprochen haben.

Sodann untersucht Lersch als sekundäre Geschlechtsmerkmale das Knochen- und Muskelsystem, die Organfunktion der Haut, das Verhältnis der Körperteile, in denen er den Ausdruck prägender Kraft und ruhender Fülle, die Vorherrschaft des zielbewußten, begrenzenden, formgebenden und tätig wirkenden Willens und die der Natur, d. h. *des unbewußten und in stofflicher Fülle strömenden Lebens* erblickt; ferner untersucht er die Bewegungsstile des Gangs, des Blicks, des Mundes und die Sprechweise, von denen er die männliche Haltung des Zugriffs, die Richtung auf und die Verarbeitung von Widerständen abliest und die weibliche Bereitschaft des Auf-sich-wirken-Lassens.

Um den inneren Zusammenhang der ermittelten Einzelzüge aufzuzeigen, sucht Lersch den archimedischen Punkt, von dem aus sich das ganzheitliche Verständnis männlicher und weiblicher Wesensart erschließe, und findet ihn in den *der Begattung folgenden Stadien der biologischen Funktionen, die den Geschlechtern von der Natur zugewiesen sind,* d. h. der Schwangerschaft, der Austragung der Leibesfrucht, dem Nähren und Pflegen des Kindes einerseits, dem Schützen, Verteidigen, Sichern der Familie und dem Verfügbarmachen der Umwelt andererseits.

Aus diesen unterschiedlichen Aufgaben, welche die Natur den Geschlechtern stellt, leitet Lersch eine durchgehende, alleserfassende Gegensätzlichkeit der gesamten „Daseinsthematik" von Mann und Frau ab. Auf rein spekulativem Weg gelangt er in immer neuen Kettenfolgerungen zu dem Ergebnis: dem männlichen Bewältigen- und Beherrschenwollen, der männlichen Einstellung auf Überwindung von Widerständen in der Form des Kampfes stehe ein weibliches Hegen und Betreuen, ein Sorgen um Sitte und Gesittung und eine Abneigung gegen den Krieg gegenüber, und infolgedessen dem Einwirken durch den Willen und dem begreifenden Denken beim Manne das Berührt- und Angemutetwerden im Gefühl *(wo keine Widerstände zu überwinden sind, da gibt es kein eigentliches Wollen)* und die einfühlende Anpassung bei der Frau. Und während der Mann, nach Lersch, in eine Fernwelt offener Horizonte im Raum und in der

Zeit, in die Zukunft hineinwirke, verweile die Frau in einer geschlossenen Welt der vertrauten Nähe und Gegenwart. Daher sei er auf Sachen und Sachverhalte gerichtet, sie auf Personen. Und so lebe er in der Welt des Abstrakt-Allgemeinen, sie in der Welt des Konkret-Individuellen und Sinnlich-Anschaulichen. Infolgedessen handele der Mann nach objektiven Grundsätzen der Zweckmäßigkeit, Sittlichkeit und des durch die staatliche Ordnung geforderten Rechts, die Frau aber aus dem Impuls des Erlebens; sie richte sich nicht nach allgemeingültigen Gesetzen der Moral und des Rechts, sondern nach ihrem Gefühl, was im gegebenen Einzelfall richtig sei.

Aus dem Vorhergehenden folge, daß er im Abstand von der Umwelt als ein „Für-sich-Sein" lebe, die Frau in einer Symbiose, einer „Mitlebigkeit" mit der Umwelt. Während der Mann sich in einem Objekt, einer Sache, einer Leistung, einem Werk verwirkliche, wolle die Frau sich im lebendigen Widerhall im Leben anderer Menschen wiederfinden, in ihnen „wesen", sich ganz mit dem identifizieren, was der andere ist, will und tut. Und während der Mann die Menschen und Dinge objektiv und unter Ausschaltung von Gefühlen und Neigungen beurteile, urteile sie subjektiv und projiziere ihre Erlebnisse in die Dinge hinein. Er könne sein Ich vergegenständlichen und zu ihm Stellung nehmen, Arbeit an sich selbst leisten, Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin üben, sie identifiziere sich mit ihren Erlebnissen und stelle eine geschlossene Einheit dar, aus der heraus sie lebe und sich darlebe.

Bis hierher Lerschs psychologische Gesamterhellung von Mann und Frau, soweit sie sich *aus dem biologischen Anliegen der Zeugung und Fortpflanzung verständlich machen lassen.* Es ist nun seine Frage, ob die seelischen Unterschiede *darüber hinaus noch etwas anderes, spezifisch Menschliches zu bedeuten haben.* Das spezifisch Menschliche, das, was den Menschen vom Tier unterscheide, findet Lersch in der Nötigung, aus eigener Initiative selbsttätig und selbständig die Mittel der Lebensführung zu schaffen, die Natur in den Abstand der Gegenständlichkeit zu rücken und mit Hilfe des zielsetzenden, Widerstände überwindenden Willens und des begreifenden Denkens die Natur zu bearbeiten, zu gestalten und umzugestalten. Diese Aufgabe sei offenbar von der Natur dem menschlichen Manne zugedacht. Im Manne trete das menschliche Geschlecht aus der Natur heraus und ihr gegenüber. Im Manne sei die menschliche Existenz exzentrisch geworden, d. h. aus jener Mitte ge-

rückt, in der das Tier lebt. Das Tier geht in der Gegenwart auf, *der Mensch aber lebt historisch, sofern er gerade im Manne mit den Vollzügen der Planung ... über die Gegenwart hinausgreift und sein Dasein nicht mehr mit ihr identisch setzt.* Die Frau ist für Lersch *selbst ein Stück Natur. Tatsächlich repräsentiert die Frau ungleich mehr als der Mann das unbewußte Geschehen der lebendigen Natur,* während in dem Mann das menschliche Geschlecht aus der Einheit und Unmittelbarkeit naturhaften Lebens heraustrete. Zwar begibt der Mann sich damit in die Gefahr der Selbstentfremdung. Aber zugleich sei es ihm gegeben, die in der exzentrischen Stellung verlorene Einheit mit der Welt wiederzugewinnen — nicht jene durch die Natur gegebene, gleichsam naive Einheit, in der die Frau lebe — sondern eine höhere Stufe, nämlich in der Kunst, im Ergriffensein vom Eros, der die Welt der Ideen erschließt. Durch den Eros gelange der Mann zu der inneren Teilhabe an der Welt als Ganzem sinnhaften Seins. Der Frau verbleibe die Rolle der Mittlerin und Erweckerin des Eros für den Mann. Hierin liege *die Bedeutung, die die Frau für den Mann hat.* Wohl — so meint Lersch — werde auch die Frau vom Eros ergriffen — *aber die weibliche Liebe hat ihr Ziel immer in einer Person der geschlossenen Nahwelt, mit der sie in unmittelbarer Fühlung lebt und aus der sie kaum heraustritt. Die Struktur ihres Wesens ist sinnvoll im Hinblick auf die Exzentrizität, in die das menschliche Dasein im Manne getreten ist.*

Der Überblick über diese Wesensbilder von Mann und Frau vermittelt zweifellos den Eindruck einer geschlossenen und in sich schlüssigen Geschlechterpsychologie. Aber wird hier wirklich das Wesen von Mann und Frau aufgezeigt? Mit dem, was hiernach das Wesen „des" Mannes ausmacht, wird nichts anderes als der Leistungsstil beschrieben, bereichert durch solche Züge, die sich aus der Gebieterposition des abendländischen Mannes ergeben. Das Wesen „der" Frau ist davon grundsätzlich verschieden. Unter der — ausdrücklichen — Voraussetzung der polaren Wesensverschiedenheit der Geschlechter wird ihr Wesen in jedem einzelnen Zug aus dem Gegensatz zu dem des Mannes bestimmt. Wie die einzelnen „weiblichen" Eigentümlichkeiten dartun und die zum Beweis dieser These angeführten Zitate der deutschen Dichter und Schriftsteller bestätigen — die selbst subjektiver Ausdruck ihrer Zeit und ihres Volkstums sind,

nicht aber als objektive Aussagen über das Wesen „der" Frau gewertet werden können —, wird auch hier nur der durch verschiedenartige Stile geformte und durch Jahrhunderte als spezifisch deutsch bezeichnete Frauentyp beschrieben. Die hier „der" Frau zugeschriebenen Wesenseigentümlichkeiten lassen sich bei eingehender Prüfung teils auf die der deutschen Frau vom Manne vorgeschriebenen Vorbilder und auf die in der Erziehung und im sozialen Leben maßgebenden Normen, teils auf die männliche „Sexualkomponente" (die Lersch als mögliche Fehlerquelle im Grundsatz durchaus anerkennt) zurückführen, teils erweisen sie sich lediglich als die polare Entgegensetzung zum „Männlichen".

Doch die Absicht ist ja nicht, eine Wesenskunde der deutschen Geschlechter in den vergangenen Jahrhunderten zu geben, sondern das unveränderliche, absolute Wesen „des" Mannes und „der" Frau aufzuzeigen, wobei Lersch sich darüber im klaren ist, daß die von ihm ermittelten Wesenszüge sich nicht in jedem konkreten Mann und in jeder konkreten Frau ausgeprägt finden. Die entworfenen Wesensbilder sind vielmehr als *idealtypische Modelle* gemeint, dem sich die einzelnen Männer und Frauen in verschiedenem Maße annähern können. Die exemplarischen Fälle sind jene seltenen *der größten idealtypischen Annäherung,* nämlich die, welche am weitesten polar auseinanderstreben.

Damit wäre aber gesagt, daß von allen Männern nur diejenigen voll und ganz Mann sind, deren Daseinsweise es entspricht, der Welt in sachlichem Abstand gegenüberzutreten, einer Welt der Sachen und der Sachverhalte, in die sie leistend hineinwirken, sich selbst zum Objekt zu machen, Selbstdisziplin zu üben, nach objektiven Grundsätzen zu handeln und sich in einem Werk, einer Leistung zu verwirklichen — daß aber sämtliche anderen, die in einem anderen Stil leben und eine andere Weise der Zuwendung und des Verhaltens zur Welt und zu sich selbst haben und sie mit anderen Bedeutungen erfüllen, daß der Chinese, der Grieche, der Eskimo, der Perser in verschiedenen Abstufungen oder gar nicht als „Mann" gelten können.

Der oben beschriebene Mann des „Leistungsstiles" aber wäre das absolute Maß der Männlichkeit, an dem die Männer aller anderen Völker und Rassen gemessen würden — eine gefährliche Sicht, die schon einmal einen Überheblichkeitswahn gezüchtet hat. Alles, was über diesen Idealtyp des Mannes gesagt

ist, trifft auf die „exemplarischsten Fälle" der Japaner, der Ägypter, der Franzosen ebensowenig zu wie auf den männlichsten Sioux, Beduinen, Russen, Gurka oder Zulu. Es ist u n s e r e Idee des Männlichen, ein Bild, das durch die geschichtlich-sozialen Entwicklungen innerhalb unseres Kulturkreises Vorbild wurde. Aber andere Völker, soweit sie noch nicht von der Zivilisation des „weißen Mannes" gefirnißt sind, haben durchaus andere Ideen und Ideale der Männlichkeit.

Daß diesen „Idealtypen" ganz bestimmte, stilbedingte Männer- und Frauentypen zugrunde liegen, zeigt schon die Beschreibung und Deutung ihres leiblichen Erscheinungsbildes. Die männliche Struktur wird mit eckig, zackig, schroff, kantig, winklig, mit Wucht, Schleuderkraft gekennzeichnet und als auf Ausgriff und Raumbeherrschung, als für Leistungszwecke bestimmt, gedeutet; die weibliche mit Rundheit, Weichheit, Leichtigkeit, als fließend, elastisch, graziös und anmutig.

Ist es wirklich noch nicht aufgefallen, daß es sehr männliche, nur eben eine Männlichkeit anderen Stils verkörpernde Männer gibt, an denen alles rund und weich ist, was bei einem anderen kantig, schroff und eckig ist, daß ihre Schritte nicht ausgreifend, ihre Bewegungen nicht abgehackt, zackig und zielgerichtet sind? Wer wollte einem Aga Khan oder Orson Welles ihre Männlichkeit bestreiten? Ist es noch nicht aufgefallen, daß es Männer gibt, zu deren Leibesstil und Bewegungsweise gerade das Schwingende, Elastische, Federnde, Anmutige, Geschmeidige gehört und die ihren weiblichen Artgenossinnen stets als männliche Männer erschienen sind?

Daß hier ein ganz bestimmter Menschentyp als Maß für die „Männlichkeit" und — da das Wesen des Weiblichen hier vom Männlichen aus bestimmt wird — auch als das Maß für die „Weiblichkeit", als dessen „polaren Gegensatz", genommen wird, zeigt sich aufs deutlichste bei der Deutung des „typisch Menschlichen".

Nicht überall auf der Welt wird das Rücken des innerweltlich Begegnenden in den Abstand des Ausgriffs und Zugriffs und das Überwinden von Widerständen als das typisch Menschliche erlebt oder überhaupt begriffen. Für den Araber ist die Welt keineswegs etwas Entgegenstehendes unter dem Zeichen der Sache und des Sachverhalts, und auch der Begriff des „begreifenden Denkens", das wir auf Grund unserer Weise zu denken für eine allgemeinmenschliche zu halten geneigt sind, entspricht nicht seiner Weise der geistigen Bewegung und des

intellektuellen Umgangs mit seiner Welt. Für den Sizilianer oder den Türken ist es durchaus nicht typisch, sich selbst und die Welt sich im Abstand gegenüberzurücken oder sich durch sie zu Ausgriff und Überwindung aufgerufen zu fühlen. Der Tibeter oder der Inder empfinden keineswegs eine Nötigung, die Welt zu gestalten und umzugestalten und ihren Willen auf weitgesteckte Ziele und Pläne zu richten. Der Buddhismus sieht die höchste menschliche Daseinsweise gerade im nichthandelnden, betrachtenden, sich versenkenden und ruhig dem Ewigen zugewandten Menschen.

Sie alle geben sich selbst und ihrer Umwelt Bedeutungen und erfüllen sie mit Sinn — im Gegensatz zum Tier. Aber die Bedeutungen sind bei verschiedenen Menschen nicht die gleichen, und die Weise, sich zu dem so oder so Sinnerfüllten zu verhalten, ist jeweils verschieden.

Aber nicht nur das Inhaltliche — die Identifikation des Männlichen, mit dem für unseren Kulturkreis als „männlich" Geltenden — verrät die Abhängigkeit von der traditionellen Anschauung, sondern auch die Methode, a priori den Mann mit dem Menschen schlechthin in eins zu setzen.

Das, was den Menschen vom Tier unterscheidet, macht nach Lersch den Mann aus. *Im Manne tritt das menschliche Geschlecht aus der Natur heraus,* die Frau *ist selbst ein Stück Natur,* sie ist die Verbindung, die Brücke zwischen Mensch und Natur, aber nicht „Mensch" im vollen Sinne, denn das ist nur der Mann.

Hier spukt die hurritische Anschauung von „Adam", dem Menschen, fort, die den Mann als das Ganze und Absolute versteht, die Frau als das Relative, den „unvollkommenen Menschen". Lersch sucht die Wesensunterschiede der Geschlechter aus dem Bereich zu erklären, der in das Tierische hineinreicht, definiert aber die Frau nur aus ihrer biologischen Aufgabe, während er den Mann aus dem Geistigen definiert, ebenso wie die hurritische Psychologie das Wesen der Frau aus ihrem Fleischverhaftetsein, das des Mannes aus seiner Geistteilhabe.

Und wiederum ist es für Lersch nur der Mann, der in seinem künstlerischen Erleben *eine neue Stufe* der Einheit mit der Welt gewinnt, während die Frau in der durch die Natur gegebenen, naiven Einheit verharrt. Nur der Mann ist der Mensch, jenes *ausgezeichnete Wesen, das der Welt ins Antlitz zu sehen und sie in ihrer Fülle und ideellen Wesenhaftigkeit auszusprechen vermag.* Was bleibt hier der Frau? Ihre Natur gibt nichts Ent-

sprechendes her. Von ihr kann man hier offenbar nur aussagen, was sie nicht ist und nicht kann. Zur Welt der Ideen hat sie keinen Zugang. Kein Eros ergreift sie, um ihr die Welt zu eröffnen, die ihr die Wunder des Seins und die Idee der Schöpfung erschließt. Dennoch braucht sie nicht ganz zu verzagen. Zwar ist ihr das Reich des Mannes, zwar ist ihr *das menschliche Dasein im Eros* verschlossen, aber es gibt eine *Bedeutung, die sie für den Mann hat.* „Im Hinblick" auf ihn wird ihr Dasein hier sinnvoll. Sie darf Mittlerin und Erweckerin des Eros im Manne sein (obwohl das Erwecken eigentlich zur männlichen Daseinsthematik gehört!)

Obwohl Lersch sich wiederholt gegen eine Deutung der Wesensunterschiede als Wertunterschiede ausspricht, kann er sich von der Vorstellung einer Rangordnung der Geschlechter nicht freimachen. Zwar bekennt er sich ausdrücklich zu dem methodischen Prinzip der Polarität, die eine Wertverschiedenheit ausschließt. Eine polare Gegensätzlichkeit aber setzt er seinen spekulativen Deutungen als bewiesen voraus, *überzeugt,* daß *die Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten aufgebaut ist auf der Wesensverschiedenheit von Mann und Frau,* ja daß Mann und Frau nicht nur verschieden, sondern *sich ganz entgegengesetzt sind, wie die beiden Elektrizitäten, und darum sich polarisch zueinander verhalten,* daß — wie es in der Einleitung mit Feuerbachs bekannten Worten heißt — *der Geschlechtsunterschied ... ein ... allgegenwärtiger, unendlicher, nicht da anfangender, dort endender Unterschied* sei.

Ist aber diese Grundvoraussetzung zutreffend? Es ist die stillschweigende Voraussetzung, deren man sich ganz allgemein bedient, das Prinzip, das auch Humboldt, Hegel, Bachofen und Klages ihrem Verständnis des Wesens der Geschlechter zugrunde legen, zum Teil aus dem Zwange ihres Denkschemas, auf jeden Fall in Übereinstimmung mit der traditionellen Anschauung, die sich auf den griechischen Denker Aristoteles berufen kann. Aber weil sie alt und häufig ausgesprochen worden ist, muß sie deshalb wahr und allgemeingültig sein und mit den Gegebenheiten in ihrer Gesamtheit übereinstimmen?

Hat diese Sicht der Geschlechter nicht ebenfalls ihre stilhaften Bedingungen —, sowohl in der Weise des Denkens und Auffassens wie in den Objekten, den konkreten Männern und Frauen ihrer Zeit und Umgebung? Für Ägypter und Germanen

beispielsweise gilt das Prinzip der Polarität nicht. Erst das Christentum und die Berührung mit der Antike haben uns das Denken in Rangunterschieden und polaren Gegensätzen gebracht. Aber hat die Geschlechterpsychologie es jemals auf ihre Gültigkeit und Allgemeingültigkeit hin untersucht?

Zwar ist heute das hierarchische Denken in Wertunterschieden und Rangordnungen teilweise in der Psychologie, nicht jedoch im vorwissenschaftlichen Denken, schon wieder abgestreift; aber das Polaritätsschema wird weiterhin als bewiesen vorausgesetzt. In der wissenschaftlichen Psychologie ist seine Gültigkeit bisher nur — was gewiß kein Zufall ist — von dem Ehepaar Vaerting, von Simone de Beauvoir und von Margaret Mead in Frage gestellt und überwunden worden. Auch Buytendijk schließt sich, freilich nur bis zu einer gewissen Grenze, dieser Sicht an. Für Lersch gilt sie uneingeschränkt.

Sie liegt auch bereits seiner Wesensdeutung der Geschlechter aus ihren sexuellen, anatomischen und physiologischen Unterschieden zugrunde. Von den faktischen Unterschieden der primären Geschlechtsmerkmale von Mann und Frau und ihrer verschiedenen Rolle bei der Begattung glaubt er eine durchgängige, die gesamte Existenz von Mann und Frau bestimmende, in allen ihren Verhaltensweisen und Denkweisen zum Ausdruck kommende, totale Gegensätzlichkeit ihres Wesens ableiten zu können. Es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß sowohl das Verhalten von Ei und Sperma, wie vor allem die verschiedenen Rollen, die Mann und Frau beim Coitus spielen, sich in ihrem gesamten seelischen Sein spiegeln müssen.

Wenn in irgendeinem Punkte der Mensch mit dem Tier verglichen werden kann, so wird man ihn am ersten in den biologischen Funktionen der Fortpflanzung finden. Wie kommt es aber, daß man nicht beim Tier diesen „allgegenwärtigen, unendlichen, nicht da anfangenden, dort endenden Unterschied" der Geschlechter feststellt?

Bei vielen Tierarten ist das Männchen, abgesehen von den Geschlechtsorganen, vom Weibchen kaum oder gar nicht zu unterscheiden. Abgesehen von ihrer Geschlechtsfunktion und den mit der Fortpflanzung in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Aufgaben verhält sich das weibliche Säugetier dem männlichen durchaus entsprechend und zeigt sich ihm völlig gewachsen.

Wie kommt es, daß man dem weiblichen Tier über sein Geschäft der Fortpflanzung hinaus ohne weiteres die „Verfügbar-

machung der Umwelt und Umschaffung zur Lebensfristung" im Bauen des Nestes und in der Futterbeschaffung und außerdem den „Schutz vor Gefahren in Verteidigung und Angriff" in der Verteidigung der Jungen sogar mehr als dem männlichen Tier zugesteht?

Beim Menschen soll dies alles ausschließlich Sache des Mannes sein und sein männliches Wesen als Leistung und Ausgriff bestimmen, während die menschliche Frau nur aus ihrer Gebär- und Sorgefunktion verstanden wird — womit sie weniger Mensch wäre als das tierische Weibchen Tier!

Daß es auch Tierarten gibt, bei denen allein das Männchen die Sorge für die Jungen übernimmt, wie etwa die Pinguine oder eine bestimmte Krötenart, paßt natürlich keineswegs in das Bild, ebensowenig wie die Tatsache, daß bei einigen Völkerstämmen die Männer für die Kinder sorgen, und solche, bei denen die Frauen ausschließlich die Krieger stellen, während die Männer eine untergeordnete Rolle spielen; andere wieder, bei denen beide Geschlechter gleich kriegerisch und aggressiv sind oder beide sanftmütig und friedfertig leben.

Es ist aber eine grundsätzliche Frage, ob man überhaupt vom Tier auf den Menschen schließen kann. Dem stünde nichts im Wege, wenn der Mensch Natur wäre nicht anders als das Tier. Aber er ist im Unterschied zum Tier ein Bewußtsein, das seine Umwelt mit Bedeutungen erfüllt und sie zu seiner „Welt" macht. Dazu gehört auch er selber und sein Körper.

Es ist daher ferner die Frage, ob man von biologischen Vorgängen und Funktionen auf das Seelische schließen kann. Solche Analogieschlüsse enthalten bereits stets Deutungen. Wenn man das unterschiedliche Verhalten der Samenzelle und des Eies und die Akte der Begattung mit Aktivität und Passivität, mit „Erwecken" und „Erwecktwerden", mit „vorstoßendem Suchen und Werben" und „Sich-finden-Lassen", mit „tatendem, zerstörerischem oder schöpferischem Einwirken" und „erduldendem Mit-sich-geschehen-Lassen" kennzeichnet, so sind diese Benennungen bereits ein Hineindeuten von etwas, was dem eigentlichen biologischen Vorgang gar nicht zu entsprechen braucht. Abgesehen davon, daß keiner der beiden Gameten passiv, sondern beide, auch das Ei in seinem Kern, aktiv sind und keines für sich schöpferisch, sondern das schöpferische Moment erst durch die Begegnung und Selbstvernichtung beider entsteht, ist auch die Identifikation des Eies mit dem Weiblichen und des Spermas mit dem Männlichen nichts als eine

Analogie. Jeder Mann ist aus Samenzelle und Ei entstanden, und die Frau ist es weder mehr noch weniger als der Mann. Aber wir sind gewohnt, in Bildern zu denken und die Bedeutungen dieser von uns verwendeten Bilder auf die Vorgänge zu übertragen. die wir mit ihnen umschrieben haben. Biologische Vorgänge liegen auf einer anderen Ebene als seelische; darum müssen alle Analogien zwischen beiden Irrtümer schaffen.

Die entscheidende Frage ist, wie der Mensch die biologischen Vorgänge e r l e b t. Denn auch sein eigener Körper ist etwas, was er vorfindet und dem er eine Bedeutung gibt und zu dem er sich so oder so verhält. Lersch selbst führt in einem anderen Zusammenhang ein Beispiel an, welches zeigt, daß der Begattungsakt verschieden erlebt wird. Dieses Beispiel zeigt zugleich, daß auch der biologische Vorgang aus dem Ganzen des jeweiligen Selbst- und Weltverständnisses seinen Sinn empfängt. Lersch spricht dort von jenem Mann, dem die Frau *erscheinen kann als die große Versucherin, als Ruferin in jene dunkle Sphäre der Geschlechtlichkeit und des gebärerischen Urgrundes* und der in sich selber die Dämonie der geschlechtlichen Verlockung fürchtet als eine biologische Vergewaltigung der Eigenkraft seiner individuellen Persönlichkeit und daher die Frau in das Licht des Verwerflichen und Gefährlichen rückt. *Hier liegt ein uraltes Motiv des Kampfes der Geschlechter: die Frau als Naturprinzip des gebärenden Lebens, der Mann als Träger der menschlichen Freiheit, der sich von den Verlockungen des Lebens biologisch vergewaltigt sieht. Denn die Verführung zur Zeugung geht von der Frau aus, wie es schon der biblische Mythos vom Sündenfall Adams durch Eva zum Ausdruck bringt. Im Akte der Zeugung ist der Mann insofern der Unterlegene, als er sich in die Hörigkeit jenes Naturprinzips gebärenden Lebens begibt, das durch die Frau unmittelbar repräsentiert wird. Wo dies vom Manne als Preisgabe seiner Freiheit, als Sündenfall des Geistes, als Entmächtigung und Auflösung der individuellen Persönlichkeit erlebt wird, da entsteht der Typus der Auflehnung, der Emanzipation des Mannes. Im Grunde ist sein Motiv Furcht — Furcht nämlich vor dem Lebensprinzip der Geschlechtlichkeit — und der Hintergrund dieser Furcht sind Schwäche und biologische Unsicherheit.* Wie verträgt sich die hier erlebte Furcht, Unsicherheit, Hörigkeit, Unterlegenheit, Schwäche, Vergewaltigung mit der männlichen Aktivität und ihrer Kennzeichnung als vorstoßendes Suchen und Werben, als tatendes Wirken im Ausgriff und Vorstoß?

Aber auch diese hurritische Auffassung ist nur eine unter vielen anderen, die der Lerschschen Deutung des männlichen Verhaltens widersprechen. Die Geschichte und die Ethnologie berichten von Völkern, bei denen die Frau in der Gattenwahl der aktive, der Mann der passive Teil ist, bei denen die Frauen sich den Mann wählen, ihn aufsuchen und um ihn werben, während er abwartet, sich kokett zeigt und die Werbung empfängt.

Wenn der Zeugungsakt auch auf verschiedene Weise erlebt und von verschiedenen Völkern verschieden gedeutet wird — so wird man einwenden —, fest stehe jedenfalls, daß *dem weiblichen Aufnehmen und Empfangen das männliche Sich-Entäußern in der Ausstoßung des Samens* gegenüberstehe und *bei der Frau ein von außen nach innen, in Richtung auf die Lebensmitte wirkendes, zentripetales Geschehen, beim Manne ein von der Lebensmitte nach außen gerichtetes, zentrifugales* bedeute, was wiederum auf weibliches Verweilen in einer Nahwelt geschlossener Horizonte und auf männlichen Vorstoß in eine Fernwelt offener Horizonte weise, auf *tatendes Wirken, tatenden Ausgriff und Vorstoß in die Welt.*

Auch dieser Deutung liegt bereits wieder ein bestimmtes Schema zugrunde. Wenn man schon von „zentrifugalem Geschehen" sprechen will, ist dann nicht auch die Ausstoßung der Leibesfrucht ein von der Lebensmitte nach außen gerichtetes, zentrifugales Geschehen, ein Sich-Entäußern, wenn auch ein neun Monate später stattfindendes? Ist in dem Sich-Entäußern der Spermen mehr „Aktivität" als in dem des Kindes? Liegt in der Ausstoßung des Samens schon etwas Schöpferisches? Ist darin Wille, Bewußtheit, „Tat"?

Wenn man freilich um des Prinzips der Polarität willen grundsätzlich einem männlichen Positiv ein weibliches Negativ zuordnet und bei der Frau, auch wenn sie ganz allgemein einmal das Gleiche tut wie ein Mann, ein „In-Tätigkeit"-Sein nennt, was man beim Manne „Tat" heißt, so kann man auch „schon das, was durch den Mann in der Begattung geschieht, eine Tat" nennen!

Die Bedeutung, die man der biologischen Gegebenheit unterlegt, verrät eine völlig einseitig begrenzte männliche Sicht, die uns vielleicht selbstverständlich erscheinen mag. Die Ägypter beispielsweise haben nicht nur in der männlichen Zeugekraft, sondern auch in der weiblichen Gebärkraft das Schöpferische gesehen. Die Altertumskunde wie die Völkerkunde lehren, daß

ebenso das Gebären wie das Zeugen als Schöpfungstat verehrt werden, ja daß der Gebärakt wichtiger erscheinen kann als der Zeugungsakt und daß auch das gebärende Prinzip als das beherrschende, erobernde, verteidigende und schützende verstanden wird.

Und abermals: biologische Vorgänge als Muster für seelische Verhaltensweisen auswerten, heißt in sie hineindeuten. Sie können nur als Symbole gelten, die aber stets aus der Sichtweise einer bestimmten Menschenart geboren werden und auswechselbar sind. Sie haben keinen wissenschaftlichen Wert, wenn man von ihnen etwas über die Gegebenheit als solche erfahren will, die in ihnen geschaut ist, sondern wissenschaftlichen Wert insofern, als sie etwas über den erlebenden, betrachtenden Menschen selber aussagen. Ebenso wie auch die Mythen der Geschlechter, der Mythos von Adam und Eva, von Ask und Embla und der platonische Mythos aus dem Munde des Aristophanes, nicht wissenschaftlich auswertbare, objektive Wahrheit über das Sein und Wesen „des" Mannes und „der" Frau hergeben, wohl aber etwas über die Schauweise ihrer Schöpfer.

In diesem Sinne liegt auch der Lerschschen Psychologie ein Geschlechtermythos zugrunde, der deutsche „Mythos" von Mann und Frau, wie ihn auch die deutschen Dichter, die Lersch immer wieder als seine Zeugen beschwört, als Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes ausgesprochen und zugleich mitgestaltet haben.

Das gleiche gilt aber — mit nur ganz wenigen Ausnahmen — für fast alle Geschlechterpsychologien, die, obwohl sie mit dem Anspruch auftreten, das eigentliche Wesen „des" Mannes und „der" Frau zu beschreiben, sich als Spiegel der volklich, geschichtlich und soziologisch bedingten „Ideen" des Männlichen und Weiblichen enthüllen, als Psychologien der g e l t e n d e n — oder persönlichen — Vorbilder.

Hierin liegt auch die Grenze des zweifellos höchst bedeutenden Buches von Simone de Beauvoir „Das andere Geschlecht — Sitte und Sexus der Frau", das der Philosoph und Phänomenologe Buytendijk gewiß mit Recht *das bedeutsamste Werk* genannt hat, *das über die Frau geschrieben worden ist.* Bereits ihre Grundeinstellung, von der aus sie eine Analyse des menschlichen Daseins unternimmt, erweist ihre mittelmeerische Sicht. Nach Auffassung dieser französischen Existentialistin ist die

Grundtatsache der Existenz des Menschen das Selbstsein als ein Allein-Sein und In-der-Angst-Sein vor der unheimlichen Bedrohung der Einsamkeit. Auf der Flucht vor seiner ursprünglichen Verlassenheit und vor sich selbst sucht der Mensch Sicherheit und Gewißheit seiner Existenz, sucht er sein Selbst in ein Du, ein anderes Ich zu verlagern und sich in ihm bestätigt zu finden. Diese allgemein menschliche, für beide Geschlechter typische Grundhaltung bestimmt für Simone de Beauvoir das Schicksal beider Geschlechter von ihrer frühesten Kindheit an, wenn auch die verschiedenartige Erziehung, die man ihnen angedeihen läßt, ihnen völlig verschiedene Wege und Objekte der Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung zuteilt. Ein Selbst aber ist der Mensch nur durch das Verhältnis, die Bezogenheit auf anderes.

Wohl überblickt Simone de Beauvoir (in dem ersten Teil „Fakten und Mythen") eine reiche Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten weiblichen Wesens, wie es sich in den Auffassungen der Männer verschiedener Völker und Zeiten darstellt; aber ihre Beschreibung *des gemeinsamen Urgrundes, aus dem jede weibliche Einzelexistenz hervorgeht,* weist sich nicht allein durch die Sehweise, sondern ebenso durch ihren Gegenstand als durch einen bestimmten Stil bedingt aus, den wir im ersten Kapitel als den Stil der Bezogenheit kennzeichneten. Das Bild, das sie entwirft, ist das Bild der mittelmeerischen Frau französischer, genauer Pariserischer Prägung. Es sind die Probleme dieser Französin, französisch erlebt und französisch gedeutet. Aber es ist nicht das Bild „der" Frau und hat schon für Deutschland und die germanischen Länder keine Geltung mehr.

Bezeichnend für das Selbstverständnis dieses Frauentyps ist sein Verhältnis zur Natur und zum eigenen Körper, ja die Bedeutung, die sie ihm beilegt. Wo in der Natur ein unbestimmtes Grauen, vor allem Natürlichen ein Ekel, ja die Nähe des Todes und die Angst vor dem Tode erlebt wird, dort haben Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft einen anderen Sinn als für den, der in ihnen die Metamorphosen des Lebens bejaht. Das Leiblich-Sein an sich genommen erscheint dem Menschen hier *unnütz, lästig und ohne Sinn. Die Zufälligkeit des Fleischlichen ist die seines eigenen Seins, das er in seiner Verlassenheit, seiner ungerechtfertigten Willkür hinnehmen muß. Sie bestimmt ihn auch für den Tod. Die wabernde, gallertartige Masse, die sich in der Gebärmutter bildet (die geheimnisvoll verschlossen ist wie das Grab), erinnert zu sehr*

an die weiche Schlaffheit der Verwesung, als daß er sich nicht mit Schauder abwenden müßte. Überall, wo das Leben in der Entstehung begriffen ist, im Prozeß des Gebärens und Keimens, erregt es Abscheu, weil es nur entsteht, indem es etwas zerstört; der schleimige Embryo öffnet den Kreis, der in der Verwesung des Todes sich schließt.

Eine Frau dieser Art erlebt ihr halbes Leben als von dem „Fluch" der Menstruation und der Schwangerschaft „überschattet". Nicht nur ihr selbst, sondern auch dem Manne flößt der Vorgang der Schwangerschaft „trotz aller achtungsvollen Rücksicht", mit dem er ihn umgibt, „spontanen Widerwillen" ein. Nur wo die Willkür der Natur durch die gestaltende Hand des Menschen gebändigt ist, kann sie gefallen. Auch dem Manne erscheint die Frau erst wahrhaft „schön", wenn sie „umgewandelte Natur", ihr Körper durch Kunst geadelt ist. Deshalb erlebt die Frau, die gefallen will, die Schwangerschaft *durchaus nicht als Fest, als Bereicherung, sondern als eine Minderung ihres Ichs.* Denn *es ist sehr schwierig, mit einem durch Schwangerschaften entstellten Körper begehrenswert zu bleiben. Deshalb ist die liebebedürftige Frau oft auf die Kinder böse, die ihren verführerischen Reiz vernichten und sie die Liebkosungen des Gatten entbehren lassen.*

Nun betont Simone de Beauvoir nachdrücklich, daß das, was sie beschreibt, keineswegs das absolute, ewige Wesen der Frau ist. Die Frau, wie sie ist und erscheint, ist nach ihr vielmehr das Produkt ihrer besonderen, ihr vom Mann zugewiesenen Situation. Wobei sie freilich die irrige Ansicht vertritt, alle Frauen seien seit Beginn der Menschheitsgeschichte von den Männern unterdrückt worden. Die völlig anders gelagerten Geschlechterbeziehungen, beispielsweise bei den Ägyptern oder bei den Germanen, für die ihre Sicht ihr ohnehin das Verständnis versperrt und die sie auch gar nicht interessieren, sieht sie nicht.

Da jedoch diese „Situation", abgesehen von den Verschiedenheiten völkischer Prägungen, in weitgehendem Maße für die Frau des christlichen Abendlandes eine entsprechende ist, haben ihre Feststellungen hier eine über den westlichen Kulturbereich hinausgehende, allgemeinere Bedeutung. Meisterlich analysiert sie die heutige Idee und Wirklichkeit des Weiblichen und weist die Faktoren auf, die den „Charakter" der Frau bestimmt und sie erst zu dem gemacht haben, was sie heute ist. Dieses, was sie ist, ist *ihr weder von den Hormonen zudiktiert, noch in den*

Fäden ihres Gehirns vorgebildet, weder durch ihre Ovarien noch durch ihre biologische Funktion festgelegt, sondern das, als was sie durch das Bewußtsein Fremder ihren Körper und ihre Beziehung zur Welt erfassen gelernt hat. Denn *der Mensch ist nicht eine natürliche Art, sondern eine historische Idee.* Das aber, was ihr Eigentliches ausmacht, wird die Frau erst entwickeln und allererst werden, wenn die Beschränkungen gefallen sind, die Erziehung und Herkommen ihr auferlegen, und sie sich selbst erobert haben wird. Erst dann wird man auch wissen, *inwieweit sie eine Sonderheit bleibt.*

Wie Simone de Beauvoir hält auch der holländische Philosoph und Anthropologe F. J. J. Buytendijk in seiner existentialpsychologischen Untersuchung „Die Frau" die Unterschiede der Geschlechter, wie sie uns innerhalb des europäischen Kulturkreises entgegentreten, für ein künstliches Produkt der traditionellen Forderungen, welche die Gesellschaft an Mann und Frau stellt. Er wendet sich gegen *jene immer noch verbreitete romantische Auffassung* von dem „allumfassenden", totalen „Wesens"-Unterschied zwischen Mann und Frau in Natur, Anlage, Fähigkeiten, Begabung und Charaktereigenschaften und folglich auch in Berufung, Aufgabe und Bestimmung, gegen jene Auffassung, die *den Einfluß des Geschichtlich-Soziologischen auf das Verhältnis der Geschlechter so gut wie völlig ignoriert. — Die Bedeutung, die man diesen wirklichen oder vermeintlichen, erträumten oder erhofften Unterschieden beilegt, ist wieder durch ein ganzes Geflecht von Motiven bedingt. Es ist aber durchaus nicht nur die Macht der Tradition, die die Auffassung von Wesen und Bestimmung der Frau beherrscht ..., die Problematik vom weiblichen Sein hängt aufs engste zusammen mit dem jeweiligen Grundverständnis vom Menschen überhaupt. Dieses Grundverständnis aber hat verschiedene Aspekte.*

Nach Buytendijks Grundvoraussetzung ist das Wesen der Frau mit dem Wesen des Menschen identisch und die Seele der Frau die Seele des Menschen schlechthin. Einen unbedingten Gegensatz gebe es nur in den geschlechtlichen, anatomischen wie physiologischen Unterschieden. Aber nicht sie bestimmen das Wesen der Geschlechter, sondern der Mensch selbst gibt ihnen Bedeutungen, verschieden nach dem jeweiligen „Grundschema seiner Welt" und der „Grundstruktur seines Verhaltens" (also nach dem, was hier mit „Stil" bezeichnet wurde). Sowohl

Mann wie Frau können sich frei auf die Welt richten, und *kein einziges leibliches Merkmal — auch nicht ihre „Veranlagung", Kinder zur Welt zu bringen und zu nähren* — bedeutet *ein unausweichliches Schicksal. Immer muß der Mensch — und somit auch die Frau — das Leibliche als Teil der Situation, in der er existiert, verstehen, immer wird er ihm einen Sinn geben und es darum annehmen oder ablehnen.*

Es geht Buytendijk nun darum, die männliche und weibliche *Eigenart* des Menschlichen herauszufinden. Und obwohl er sich klar der geschichtlich-soziologischen Bedingtheit des Phänotyps der heutigen Frau bewußt ist, obwohl er es für falsch erklärt, *das typisch Weibliche von der Erscheinung der europäischen Frau unserer Zeit ablesen zu wollen,* setzt er bei seiner phänomenologischen Deutung des „echt Weiblichen" und des „echt Männlichen" eben das voraus, was *in unserer heutigen Gesellschaft typisch männlich und weiblich genannt wird.* Ja, obwohl er selber die Orientierung an dem Bild der Frau „um uns her" als zu einseitig bezeichnet und fordert, man werde *sowohl die Bäuerin sehen müssen, die ohne viel Worte einfach ihre schwere Arbeit verrichtet, wie die „plumed serpent", die nichts tut; die bürgerliche Frau in den Städten und die Frau in den primitiven Kulturen,* begrenzt er seinen Blick ausdrücklich — denn man wird *unter den vielen theoretischen und praktischen Problemen eine Auswahl treffen müssen* (wobei schon der Gesichtspunkt, unter dem die Auswahl erfolgt, das Ergebnis mitbestimmt) — auf die erwachsene Frau der gebildeten, bürgerlichen Kreise Europas.

Scheinbar sehr überzeugend geht Buytendijk von der Frage nach dem Ausdrucksgehalt der männlichen und weiblichen Erscheinung und Dynamik aus. Hierbei muß aber zweierlei beachtet werden: Welchen Stil des männlichen und des weiblichen Erscheinungsbildes faßt man ins Auge? Buytendijk beschreibt die männliche Leibeserscheinung und Dynamik mit eckig, rauh, abgehackt, abrupt, aggressiv, die weibliche mit weich, rund, glatt, fließend. Simone de Beauvoir dagegen beschreibt die männliche Dynamik mit geschmeidig-beweglich, weil sie von einem anderen Erscheinungsbild ausgeht als Buytendijk. Schon dies zeigt, was für verschiedene Strukturen man als typisch männlich auffassen kann, je nachdem, welchen Männertyp man im Auge hat. — Zum andern: Der „Ausdrucksgehalt" der männlichen Erscheinung ist für den Mann nicht immer der gleiche wie für die Frau; und der „Ausdrucksgehalt" der weiblichen Erschei-

nung ist für die Frau fast immer ein anderer als für den Mann. Nicht nur Buytendijks Psychologie ist dafür ein Beispiel, daß der männliche Psychologe das eigene Geschlecht selbstverständlich geschlechtlich neutral betrachtet, während er das Gegengeschlecht geschlechtsbetont und in seiner Beziehung auf das eigene sieht: Der Ausdrucksgehalt der männlichen Gestalt ist nach Buytendijk Freiheit, Zielgerichtetheit, Überwindung und Aggressions- und Expansionslust; der Ausdrucksgehalt der weiblichen Gestalt *ist das intendierte Angebot des Weichen, Runden, Fließenden, Schmiegsamen, einer Fülle, die „umsonst" (gratuit), gratia, Gabe ist. Der weibliche Körper macht den Akt einer Hingabe sichtbar, die zugleich Empfangen ist, er drückt Zärtlichkeitsäußerungen und ein Zärtlichkeitsverlangen aus* — aber nur für den Mann, nicht für das eigene Geschlecht!

Seiner eigenen These, *die Frau ist ein Mensch*, widersprechend, erklärt auch Buytendijk das nach seiner Auffassung spezifisch Menschliche sehr überraschend für das spezifisch Männliche. Hierbei zeigt sich deutlich die völlig subjektive Sicht, die ihn bei seiner Zeichnung der männlichen und weiblichen Eigentümlichkeiten leitet: *Der entscheidende Eindruck, den wir immer wieder von der Leiblichkeit des Menschen als solcher (im Gegensatz zur Leiblichkeit des Tieres) empfangen, ist das Stehen, das sich Aufrichten: die menschliche Erscheinung drückt Freiheit, Standfestigkeit und Zielgerichtetheit aus. Wir brauchen aber nur die Bilder, die uns die unmittelbare Erfahrung des Lebens vom Männlichen und Weiblichen vermittelt, daneben zu halten, um sofort zu sehen: eben dieses allgemeine Erscheinungsbild der menschlichen Leiblichkeit, das aufrechte, frei bewegliche Konfrontiert-Sein mit der Welt, die als Gegenständigkeit erfahren wird, ist das Erscheinungsbild eines Wesens, das von einem Entwurf zum anderen voranschreitet und unbegrenzte Perspektiven vor sich hat. Dieses Bild des Menschen ist im Grunde nichts anderes als das Bild des „homo faber", des Überwinders und Gestalters der „wider-ständigen" Welt, das aber heißt des Mannes.* Und wir müssen hinzufügen: der „homo faber" ist nichts anderes als der „Leistungsmensch" und dessen wörtliche Übersetzung.

Alles, was Buytendijk über das spezifische Menschsein philosophisch und psychologisch aussagt, hat bereits Stilcharakter und ist auf ein ganz bestimmtes „Grundschema der Welt" entworfen — was nur natürlich ist, da es ja an diesem bestimmten Menschentyp gewonnen wurde. Es hat aber keineswegs absolute

Gültigkeit für alle Menschen, es sei denn, man wolle den eigenen Stil des Welthabens und Welterlebens als den allein gültigen, spezifisch menschlichen nehmen. Damit aber begeht man den gleichen Fehler, den der Nationalsozialismus mit seiner Rassentheorie begangen hat, indem man den homo faber, den „Arbeitsmenschen", mit anderem Wort: den „Leistungsmenschen", zum Maß aller Menschen erhebt.

Nach hurritischer Methode wird aber in kühner Selbstverabsolutierung nicht nur der Mensch mit dem homo faber und der homo faber mit dem Mann gleichgesetzt, sondern der Frau gegenübergestellt: die Verhaltensweise des Mannes ist die des Zugriffs auf die Welt, die als eine Welt zu überwindender Gegen- und Widerstände erlebt wird, die Haltung der Zielgerichtetheit und der aggressiven und expansiven, d. h. ausgreifenden Bewältigung des Entgegenstehenden in Objektivität und Sachlichkeit; diese „typisch männliche" Weise des In-der-Welt-Seins konstituiere den Mann als Arbeitsmenschen, als homo faber, der immerfort etwas „machen" muß, „auch wenn gar nichts gemacht wird", und seine „Welt" als eine Welt von Widerständen und Mitteln, mit denen er immerfort etwas machen, schaffen, hervorbringen, leisten muß. Demgegenüber konstituiere das typisch Weibliche, im Gegensatz zur männlichen Aggressivität und Expansivität, ein Verweilen mit Mitseiendem, ein fügsames, sanftes und gehorsames Sich-Anpassen, Sich-Fügen, Sich-Stillhalten und, im Gegensatz zum männlichen Gerichtetsein auf unendliche Ziele, ein immerwährendes, nie endendes Umkreisen und Umsorgen in selbstloser, sich opfernder Liebe; diese „typisch weibliche" Daseinsweise sei die des „homo eroticus" und des „homo curativus". — Aber auch sie bezeichnet nichts anderes als eben jene Haltung, die der abendländische Mann von dem weiblichen Geschlecht stets erwartet, erträumt, gewünscht und von ihr gefordert hat: fügsam zu sein ihm gegenüber, anschmiegsam an ihn — nicht etwa an die Frau —, gehorsam sich ihm anzupassen, sich ihm zu fügen, ihm stillzuhalten, ihn zu umkreisen und zu umsorgen, selbstlos, nichts für sich zu sein und sein zu wollen, sondern alles für ihn zu sein, den Überwinder und Gestalter der Welt.

Auch diese Psychologie der Geschlechter ist eine Psychologie der geltenden Vorbilder, und sie zeigt zugleich, wie sehr sich für den Holländer und den Deutschen die Bilder gleichen. Im Banne der landläufigen, einseitig-männlichen Sicht der Frau definiert auch er sie nicht — wie den Mann — aus dem, was

sie an und für sich und auf die Welt hin ist, sondern was sie für ihn ist und wie sie „erscheint", d. h. nicht dem eigenen, sondern dem männlichen Geschlecht: sie *erscheint uns* als unbewegt und auf nichts hinzielend, ohne Geschichte und Zukunft, als Erfüllung eines Seins, das nicht in Bewußtheit und Freiheit auf die Außenwelt gerichtet ist, wie die Pflanze. Das heißt, sie erscheint dem Mann als die Negation alles dessen was er ist, seiner Bewußtheit, seiner Freiheit, seiner Gerichtetheit auf die Außenwelt, als die Negation des Menschseins. An allem, was nach seiner Definition das spezifisch Menschliche ausmacht, hat sie keinen Teil. Dennoch *drängt* sich Buytendijk die seltsam widersprüchliche *Überzeugung auf, daß jedenfalls das geistige Sein im Modus der Weiblichkeit eine Vollendung erreichen kann, die über das menschliche Dasein hinausreicht: in der das Menschliche zum Ursprung des Lebens als solchem zurückkehrt, zur Pflanze, in der nur Wachstum ist, Pseudo-Immanenz, Versprechen, Fruchtbarkeit — wie bei den Lilien des Feldes, die nicht arbeiten und nicht sorgen, sondern nur in vollkommener Schönheit da sind.*

Dieser Versuch, die angeblichen Mängel ihres Menschseins durch eine sehr zweifelhafte Überhöhung auszugleichen — der bei Buytendijk gewiß einer echten Ehrfurchtshaltung entspringen mag —, dieser Salto mortale erinnert an das Wort Balzacs, die Frau sei eine Sklavin, die, auf den Thron zu heben, man nur verstehen müsse.

Nun muß aber auch Buytendijk sich sagen: *Jede Frau ist fähig zu handeln, zu arbeiten und als „homo faber" etwas zu schaffen,* wie *umgekehrt auch jeder Mann die Freiheit hat, beim Seinswert der Dinge zu verweilen.* So erklärt er: die spezifisch männliche bzw. weibliche Daseinsform sind in jedem Menschen, Mann wie Weib, als Anlage vorhanden, denn sie sind die Möglichkeiten des Menschen überhaupt. Nach jeder Aufweisung eines als „typisch männlich" oder „typisch weiblich" benannten Zuges (wie z. B. auch der Mütterlichkeit) stellt er fest, daß beide Daseinsformen immer und in jedem Menschen eine unlösbare Einheit bilden und überhaupt nur in besonderen Fällen oder Augenblicken aus dem Menschen hervorlugen. Sowohl kann das sogenannte „Männliche" im Dasein der Frau realisiert werden, als auch das „Weibliche" im Dasein des Mannes.

Wenn aber die zwei Arten des Daseinsentwurfs und des Verhaltens sich ebenso oft in Männern wie in Frauen verwirk-

lichen, weshalb zwingt man sie dann überhaupt in die Formel männlich-weiblich? Sind es dann überhaupt Unterschiede, die die Geschlechter betreffen? Wenn einmal Mann und Frau sich als „homer faber" verkörpern können, ein anderes Mal Mann und Frau die Weise des „Mitseins", der „wechselseitigen Beziehung" und des „Sich-Anpassens" darleben, hat man dann nicht verschiedene „Grundstrukturen" des Menschlichen überhaupt in den Griff bekommen, verschiedene Daseinsweisen für Mann u n d Frau?

Problematisch wird es bereits, wenn Buytendijk zwei entgegengesetzte Strukturen der Dynamik auf die — wie wir sahen — unstimmige Formel von „männlich" und „weiblich" festlegt. Die abrupte, eckige Bewegung hat für ihn *immer männlichen Charakter*, die gleichmäßig fließende *weiblichen*. Das führt ihn zu der Bemerkung: *Alle raubtierhafte Aktivität, wie das Anspringen oder Angreifen zeigt das dynamische Merkmal des Männlichen* (offenbar trägt das dem Angriff vorausgehende Schleichen und Anschleichen das Merkmal des Weiblichen!), *auch wenn sie von einem weiblichen Tier ausgeführt wird. Das Rollen des Donners, der scharf akzentuierte Steinschlag in den Bergen ruft mehr den Eindruck einer männlichen als einer weiblichen Bewegung hervor.*

Auf diese Weise kann man die „Charaktere" des Männlichen und Weiblichen auf alle Phänomene des Lebens anwenden, man kann diese Spielerei mit Begriffen bis zum Widersinn treiben — welchen Wert sie haben soll, ist eine offene Frage. Es würde ja bereits genügen, den Erscheinungen die physiognomischen Strukturen des Abrupten oder Gleitenden, des Eckigen oder des Runden zuzusprechen. Mit der Übersetzung in die ohnehin fragwürdige Formel männlich-weiblich schafft man Mythen, aber keine Wissenschaft.

Gibt es demnach überhaupt Möglichkeiten, den Besonderheiten von Mann und Frau nahezukommen und das spezifisch Männliche und Weibliche objektiv zu erfassen?

Ein sehr wichtiger Ansatz dazu wurde vor dreißig Jahren von dem Ehepaar Vaerting gemacht, der aber von der Psychologie kaum beachtet wird. An Hand ihres in ungeheurer Fülle dargebotenen historischen und völkerkundlichen Materials zeigen sie im ersten Band ihrer „Neubegründung der Psychologie von Mann und Frau", daß in Kulturen, in denen e i n Geschlecht dominiert,

die Tendenz herrscht, eine krasse Gegensätzlichkeit von Geschlechtereigenschaften zu kultivieren, während in Kulturen, in denen Männer und Frauen gleichgestellt sind, die ihnen eigentümlichen menschlichen Züge in beiden Geschlechtern ausgebildet werden. Ferner weisen sie nach, daß, wenn das männliche Geschlecht dominiert, ganz bestimmte Eigenschaften als „männlich", andere als „weiblich" gelten, wo dagegen das weibliche Geschlecht dominiert, genau die gleichen dort als „männlich" bezeichneten Eigenschaften hier von der Frau verwirklicht werden, während die in männlich gelenkten Kulturen „weiblich" genannten Züge sich hier bei den Männern finden. In solchen Kulturen, in denen Männer und Frauen gleichgestellt sind, zeigen beide eine weitgehende Übereinstimmung der Verhaltensweise.

An dieser Untersuchung wird deutlich, welche der im allgemeinen als „männlich" oder „weiblich" bezeichneten Eigenschaften mit Geschlechtseigenschaften gar nichts zu tun haben und daß ein exakter Vergleich von Mann und Frau, der die wirklichen angeborenen Unterschiede aufdecken will, als erste Vorbedingung fordert, die Geschlechter nur in völlig gleicher Lage zu vergleichen.

Zu den gleichen Ergebnissen kommt die amerikanische Forscherin Margaret Mead auf Grund eigenen Studiums von teils hochkultivierten, teils primitiven Völkerschaften der Südsee. In ihrem Buch „Sex and Temperament in Three Primitive Societies" (1935) schildert sie drei primitive Völker im Stillen Ozean und in Neuguinea. Da ist einmal das schwer um seinen Lebensunterhalt kämpfende Bergvolk der Arapesh, bei denen Männer und Frauen gemeinsam arbeiten, beide „mütterlich" um die Kinder besorgt sind und beide sich friedfertig, gutmütig, weich, freundlich und mütterlich füreinander zeigen. Wer diesem Ideal nicht entspricht, gilt bei ihnen als anomal. — Dagegen sind bei dem kannibalischen Kopfjägervolk der Mundugumor am Yuatfluß Männer und Frauen gleicherweise hart, jähzornig, heftig, hinterhältig, streitlustig und aggressiv. Gutmütige und friedfertige Männer und Frauen werden von ihnen verachtet.

Während es bei den Arapesh und den Mundugumor keine ausdrückliche Bevorrechtung eines Geschlechts gibt, dominieren bei den im Innern Neuguineas lebenden Tschambuli zwar nicht rechtlich, aber gewohnheitshalber die Frauen. Sie sind robust, sehr selbständig, zupackend, nüchtern und praktisch und geben

in den Handelsgeschäften den Ausschlag. Die Männer dagegen sind passiv und unselbständig, unpraktisch, stark gefühlsgebunden, spielerisch und kokett. Sie schmücken sich und beschäftigen sich mit Handarbeiten. Während die Frauen sich im Geschlechtsleben aggressiv verhalten, sind die Männer in jeder Beziehung gefühlsmäßig von ihnen abhängig und werden von ihnen wie große Kinder behandelt.

Mit diesen von ihr laufend erweiterten Forschungen beweist Margaret Mead, daß die gegebenen biologischen Unterschiede gar nichts für die jeweilige besondere männliche oder weibliche Eigentümlichkeit bedeuten und daß sich an beiden Geschlechtern aller Völker sämtliche als „männlich" oder „weiblich" bezeichneten seelischen Eigenschaften finden lassen. Und ihr neuestes Werk „Mann und Weib" (1954) kommt zu dem gleichen Ergebnis, zu dem unsere Untersuchung der Wandlungen des deutschen Geschlechterverhältnisses geführt hat: was wir als „männlich" und „weiblich" bezeichnen, ist das Produkt unserer Kultur und kann ebenso wenig wie *das Dogma von der polaren Gegensätzlichkeit der Geschlechter* Allgemeingültigkeit beanspruchen.

Einen anderen, entscheidend wichtigen psychologischen Gesichtspunkt für die Erkenntnis der Geschlechtereigentümlichkeiten hat Mathilde Vaerting in „Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie" (1923) aufgezeigt. Als erste hat sie die Nichtbeachtung der von ihr so genannten „Sexualkomponente" als häufigste Fehlerquelle geschlechtspsychologischer Forschung aufgedeckt: *Die Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit gibt der Seele eines jeden Menschen ein doppeltes Gesicht. Die männliche Psyche reagiert auf den Mann ganz anders wie auf das Weib, und die weibliche Psyche reagiert ebenso auf beide Geschlechter verschieden. Dem eigenen Geschlecht zeigt die Seele sich von ihrer sexuell neutralen Seite, dem anderen von ihrer geschlechtsbetonten. Sobald deshalb Personen verschiedenen Geschlechts in geistige Berührung kommen, ist mit der Möglichkeit einer sexuellen Influenz zu rechnen.*

Diese erfolge jedoch keineswegs mit Notwendigkeit: sowohl die Leichtigkeit, mit der die Sexualkomponente ausgelöst wird, als auch die Intensität ihrer Wirksamkeit hängen von individuellen Faktoren und äußeren Umständen ab. Bei allen geschlechterpsychologischen Beobachtungen kann daher die Sexualkomponente in dreifacher Richtung zur Auswirkung gelangen:

Männer und Frauen zeigen dem Beobachter ein anderes Gesicht je nachdem, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts ist; die seelische Disposition eines männlichen Beobachters ist gegenüber Männern eine andere als gegenüber Frauen und wiederum verschieden von der seelischen Disposition eines weiblichen Beobachters gegenüber den beiden Geschlechtern, d. h. jeder bleibt seinem eigenen Geschlecht gegenüber sexuell neutral, während das andere Geschlecht bei ihm die Sexualkomponente auslösen kann; (unabhängig von der beobachtenden oder urteilenden Person) zeigen aber auch Männer und Frauen, also die Objekte der Beurteilung, ihrem Gegengeschlecht gegenüber ein anderes Verhalten als ihrem eigenen.

In eingehenden Untersuchungen hat Mathilde Vaerting fast alle anerkannten Unterschiede von Mann und Weib als Irrtümer nachgewiesen, nicht zuletzt das Lieblings- und Kernstück aller vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Aussagen über die Geschlechter, das Dogma von der „männlichen" Verstandesbetontheit und der „weiblichen" Gefühlsbetontheit. Schon allein diese durch Klarheit und Gedankenschärfe ausgezeichnete Untersuchung jenes komplizierten, vielschichtigen Fragenkomplexes macht aufs überraschendste deutlich, wie notwendig es ist, die alten Theorien über die Geschlechterunterschiede einer Prüfung zu unterwerfen. Keine Geschlechterpsychologie, die zu echten Ergebnissen kommen will, wird an diesem Werk vorübergehen können.

Mathilde Vaerting hat ferner die eingebürgerten Theorien von männlicher Objektivität und weiblicher Subjektivität, von Verstandesbegabung und intellektueller Unterlegenheit, Strenge und Mitleid, von Sachlichkeit und Gerechtigkeit des Urteilens und Beeinflußbarkeit, Logik und Unlogik überprüft und erschüttert; dazu die vielen Irrtümer aufgedeckt, die durch Zusammenwirken von Vorherrschaftseinflüssen und Sexualkomponente entstanden.

Aus jeder ihrer sorgfältigen Einzeluntersuchungen ergibt sich, daß die von männlichen Psychologen beobachteten Unterschiede der Geschlechter nicht, wie man bisher annahm, in besonderen seelischen Eigentümlichkeiten von Mann und Frau begründet, sondern — neben anderen Faktoren — dadurch hervorgerufen sind, daß bei einem Geschlecht die seelischen Vorgänge unter sexueller Influenz standen, beim anderen nicht. *Die heutige Geschlechterpsychologie ist nun in ihren Grundzügen ein einseitiger Vergleich des Mannes zwischen der Frau und seinem eigenen Geschlecht. Aus diesem Grunde kommt in der Ge-*

schlechterpsychologie dementsprechend auch nur je eine Seite der doppelgesichtigen Psyche bei Mann und Weib zum Ausdruck, und zwar bei beiden Geschlechtern die dem Mann zugekehrte Seite, das ist bei der Frau die geschlechtsbetonte, beim Mann die sexuell neutrale. Deshalb enthalten die heutigen Ergebnisse nur die Unterschiede von geschlechtsbetonten und neutralen psychischen Vorgängen, wie sie für den Mann an beiden Geschlechtern in Erscheinung treten, nicht aber die absoluten, wie sie Mann und Weib als Geschlecht an sich eigen sind.

Wir sind uns darüber im klaren, daß es einem Sakrileg gleichkommt, die traditionellen Vorstellungen vom Wesen des Mannes und der Frau und die sie bestätigenden Aussagen der Geschlechterpsychologie anzuzweifeln und zu erschüttern. Wenn hier die allgemeinen Anschauungen bis in die Winkel ihres Herkommens und des Denkverfahrens durchleuchtet und in Frage gestellt wurden, so nicht, um jede Verschiedenheit der Geschlechter überhaupt zu leugnen und einer totalen Gleichartigkeit das Wort zu reden, sondern um die Fehlerquellen aufzuweisen, die einer objektiven Erkenntnis den Weg verbauen, und um zu zeigen, daß ein neuer Ausgangspunkt gefunden werden muß, um dem eigentümlich Männlichen und Weiblichen nahezukommen, ein neuer Ansatz gemacht werden muß, um das typisch Männliche und das typisch Weibliche überhaupt erst in den Griff zu bekommen.

Allen bisherigen für allgemeingültig genommenen Aussagen gegenüber vom Wesen „des" Mannes und „der" Frau und ihrer rang- und wertmäßigen oder polaren Gegensätzlichkeit, die sich als unzutreffend und fehlerhaft erwiesen haben, erhebt sich die Forderung, die Psychologie der Geschlechter neu zu schreiben unter der Berücksichtigung folgender Gesichtspunkte:

1. Die Tierwelt erlaubt keine Schlüsse auf die Welt des Menschen. Der Mensch ist nicht Natur, sondern ein Bewußtsein, das sich selbst, seinem Körper und seiner Umwelt Bedeutungen gibt und sich zu ihnen verhält. Die Bedeutungen und Verhaltensweisen aber sind nicht die gleichen für alle Menschen.

2. Die biologischen Geschlechtsunterschiede von Mann und Frau können keine Muster für seelische Akte, Verhaltensweisen, Fähigkeiten, Begabungen oder Charaktereigenschaften hergeben. Auch der Leib gehört zu der Situation, in der der Mensch sich vorfindet, die er mit Sinn erfüllt und zu der er sich verhält.

3. Die absoluten psychischen Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern können „nur durch Vergleich der Erfahrungen beider Geschlechter an beiden Geschlechtern" erfaßt werden, um die Verfälschung durch jede einseitig-geschlechtliche Sicht zu vermeiden.

4. Nur Gleichartiges kann mit Gleichartigem verglichen werden. Es gilt zu fragen, was beispielsweise innerhalb der indischen Welt als männlich und weiblich gilt, innerhalb der arabischen, der japanischen usw., bzw. zu fragen, wodurch Männer und Frauen des einen Lebensstils sich unterscheiden, wodurch Männer und Frauen eines anderen sich unterscheiden, um sodann die hier gewonnenen Ergebnisse zu vergleichen. Man darf aber nicht den Mann des Leistungsstils mit der Frau irgendeines anderen in Vergleich setzen, sondern nur mit einer Frau des gleichen Stiles.

5. Es gilt, die geschichtlich-soziologischen Prägungen der Geschlechter nicht mit ihrem eigentlichen Gesicht zu verwechseln. Besonders Fremdeinflüsse und Erziehung nach andersartigen Vorbildern bringen bestimmte Typen des Männlichen und Weiblichen hervor und verfälschen die Sicht auf das Wesen des Menschen.

6. Nur wo Männer und Frauen unter gleichen Bedingungen mit gleichen geistigen, seelischen und körperlichen Entfaltungsmöglichkeiten leben, können die echten, angeborenen Unterschiede der Geschlechter ermittelt werden. Bei dominierender Stellung eines Geschlechts ist die absolute Geschlechtsdifferenz nicht feststellbar.

Nur wenn wir aus den bisher gemachten Fehlern lernen, wird es möglich sein, diese gewiß schwierigste Frage der Psychologie nach dem, was denn nun eigentlich „männlich" und „weiblich" sei, zu beantworten. Vielleicht wird diese Aufgabe erst in einer Zukunft ihrer Lösung zugeführt werden, in der die Geschlechter sich bei uns in der gleichen Welt zusammengefunden und beide ihre Kräfte und Eigenart voll entfaltet haben. Sicher ist, daß eine Psychologie in fünfzig Jahren ein total anderes Bild von Mann und Frau entwerfen und nichts mehr wissen wird von weiblichem Aufgehen in einer geschlossenen Nahwelt, von weiblicher Pathik, Subjektivität, Personbezogenheit, Unselbständigkeit, Unsachlichkeit, Unlogik wie von allen männlichen Einseitigkeiten und daß sie daher die Geschlechterunterschiede auf einer anderen Ebene suchen wird.

Den Menschen über das Geschlecht stellen

Ein Aufbruch ohnegleichen. Weiblicher Einsatz von Tapferkeit und Mut gegen Mauern von Dogmen, Unverständnis und privilegierter Übermacht. Er hat Gebirge versetzt, er hat Ordnungen gestürzt, scheinbar ewig gültige Wahrheit entwurzelt und das Gesicht der Welt, das Gesicht des Menschen verändert. In den entscheidenden Bereichen menschlicher Beziehung überhaupt, in der Beziehung von Mann und Frau, haben sich im Verlaufe von hundert Jahren – wieder beschleunigt im Verlaufe der letzten 25 Jahre seit Erscheinen dieses Buches – Wandlungen vollzogen, die nicht ohne tiefe Rückwirkung auf den Menschen selbst geblieben sind, auf das Leben jedes Einzelnen, Frau u n d Mann.

Wer von denen, die vor hundert Jahren die Augen schlossen, würde heute die Frau wiedererkennen – aktiv, selbständig und selbstbewußt, sportlich und elastisch, auf Ausgreifen im Raum ebenso wie im Geist geübt, diese schlanken, hochbeinigen, drahtigen Frauengestalten mit ihrer natürlichen Gelöstheit und energiegeladenen Vitalität, die menschliche Reife mit scheinbar unzerstörbarer Jugendlichkeit verbinden. Überall begegnen wir ihnen, weiblichen Persönlichkeiten, die – nicht mehr Geschöpfe Pygmalions – selbst etwas aus sich gemacht haben. Ihre äußere, kosmetische Gepflegtheit ist Ausdruck bewußter Selbstgestaltung, ihre Schönheit nicht die des schablonenhaften Puppengesichts der Filme aus den Zwanziger Jahren, sondern Ausdruck seelischer Durchformtheit und Erlebnistiefe. Sie und ihre Töchter verkörpern jenes „Frauen-Wunder", das die Welt an ihnen voll Staunen wahrnimmt, wenn sie feststellt: „Sie sind schöner geworden, weil sie sich entschlossen haben, sie selbst zu sein."

Von ihrer Vermännlichung, die man als abschreckend häßliches Zerrbild an die Wand malte, ist nichts zu sehen trotz der einstmals maskulinen Attribute wie der kurzen Haare, die nicht die Ausnahme sondern die Regel sind, der Hosen, die selbstverständlich zur weiblichen Garderobe gehören. Und das ist ein Symbol. Diese körperlich und geistig beweglichen Frauen und Mädchen tragen ihre flotten, eleganten Hosenanzüge und ihre engen Jeans zu grobgestrickten Rollkragenpullovern, Blazern und Anoraks, über die ihre Großmütter die Nase gerümpft hätten, in der Hausarbeit, in Schule und Beruf, am Autolenkrad, über Rolltreppen und Gangways so anmutig selbstverständlich, daß es keinem einfällt, sie als vermännlicht zu beschimpfen, wie es noch vor dreißig Jahren möglich war. Und den vorhergesagten Verlust weiblichen Charmes durch streberhafte Strenge und blutleeren Intellekt vermag selbst die dickrandige Brille nicht zu bezeugen – nahezu unerläßliches Attribut männlicher Intelligenz wie Ingredienz der

männlichen Note schlechthin, das die lieblich porzellanenen Frauenantlitze in den runden Rokokorahmen an unseren Wänden gräßlich beleidigen würde, aber mit den lebensvollen, ausdrucksvollen Gesichtern der heutigen aufgeweckten Frauen nahezu eine Einheit eingegangen ist.

Diese Frauen wollen gar keine Männer sein – sie sind stolz auf ihr Frauentum. „Weibliche Hochform", die zu sich selbst gefunden hat – nachdem sie ablehnte, sich nach den fremden, ihrem tiefsten Sein widersprechenden biblischen und mittelmeerischen Leitbildern ihrer tausendjährigen Erziehung zu richten, und unverfälscht ihr eingeborenes Wesen verwirklicht entsprechend den sozialen Erfordernissen der Zeit. Und der der Mann heute noch nichts Entsprechendes an die Seite stellt. Denn dies ist das Neue: Die Frau hat ihre Form allein geprägt, der Mann hat weder formend noch bestimmend an ihrer Formgebung teilgenommen, noch hat er für sich bisher die ebenbürtige, der weiblichen Hochform „kontrapunktisch zugeordnete" Form gefunden. Die Frau ist ihrer Umgebung um Längen voraus. Darin liegt die Tragik ihrer heutigen Situation: Ihre Umwelt ist ihr nur halbwegs gefolgt. Wenn nach Uexküll jedes Lebewesen die ihm angepaßte, nach göttlichem Bauplan bestimmte Umwelt besitzt, so leben diese Frauen heute in einer Welt, die hinter ihrer Entwicklung zurückliegt.

Und doch hat inzwischen die Verfassung Männer und Frauen gleichgestellt und garantiert, niemand dürfe, so wenig seiner Rasse oder Religion wie seines Geschlechtes wegen benachteiligt oder bevorzugt werden (Grundgesetz Art. 3 Abs. 3). Ist nicht alles in bester Ordnung, das Ziel erreicht? Wie anders die Praxis! Wie wenig entspricht die Wirklichkeit, die „Umwelt", dem Verfassungsgrundsatz! Noch immer bleibt die Anpassung der Wirklichkeit an das Gesetz an scheinbar unüberwindlichen, affektgeladenen ideologischen Hecken hängen. Unreflektiert mehr als bewußt kann die Mehrzahl der Männer, selbst wenn sie sich für die Gleichstellung der Frau ausspricht, sich nicht entschließen, auf ihre durch das Gewicht von Jahrhunderten legitimierte Stellung zu verzichten und eine geschichtliche Entwicklung anzuerkennen, als Ergebnis einer uneingestandenen neurotischen Angst vor dem Verlust des gewohnten Selbstverständnisses und vor einer vermeintlichen Selbstaufgabe angesichts einer legendären, heraufziehenden Frauenherrschaft.

Ein Bündel ganz unnötiger Sorgen, die durch einen Wust von Fehldeutungen des Geschehens und Fehlentwicklungen entstehen konnten, an denen sie selbst, aber auch Frauen, Schuld tragen.

Nur ein rebellierendes Minderwertigkeitsgefühl kann eine derartige Möglichkeit für gegeben halten: Das „Matriarchat", be-

liebtestes Schreckbild der Anti-Gleichberechtigungs-Propaganda, war niemals Ziel der sich vom Patriarchat befreienden Frauen und konnte es nach dem Strukturgesetz des Geschlechterverhältnisses, das sich nach Mentalität und Geschichte des Europäers bis zu seiner Umerziehung durch die Predigt des „Er soll dein Herr sein" als ein ebenbürtiges Mit- und Nebeneinander ordnet, in alle Zukunft nie sein. Nicht Herrschaft forderte die Frau, sondern Gerechtigkeit. Nicht: die Vormacht eines Geschlechts durch die Vormacht eines anderen, ihres eigenen, zu ersetzen. Nichts anderes wollte sie als das, worauf den überall in der Welt garantierten Menschenrechten alle Menschen denselben Anspruch haben: Selbstbestimmung in Gleichheit vor dem Gesetz, die man allein dem weiblichen Menschen vorenthalten hatte. „Die *Gerechtigkeit* verlangt, daß für jedes menschliche Wesen die Freiheit da sei, wozu Natur und Befähigung treiben. Daß die Frau vor dem Gesetz mit dem Mann gleichgestellt werden müsse, ist schon zu oft gesagt, als daß es hier ausführlich wiederholt werden müßte. Sie ist ebensogut Staatsbürger wie der Mann ... und hat ein heiliges Anrecht, in ihren Interessen geschützt und unabhängig zu sein wie der Mann." So Malvida Freiin von Meysenburg 1881 nicht anders als Helene Lange vor und Marianne Weber nach ihr. Heißt, Gerechtigkeit fordern, heute etwa, offene Türen einrennen? Das Wort von der „Lüge von der Gleichberechtigung" ist nur allzu begründet, auch wenn es dem oberflächlichen Betrachter der heutigen Gesellschaft erscheinen mag, als hätten die Frauen ihre menschliche, rechtliche, politische und wirtschaftliche Gleichstellung mit dem Mann erreicht. Trotz großer Fortschritte hemmen selbst seit ihrer verfassungsmäßigen Garantie schwere Hindernisse die Entwicklung.

Freilich, es gibt sie, innerlich unabhängige, selbständig denkende Männer, die die von der Frau vorgelebte Weise des Frauseins und die Trägerin dieses neuen, ausgereiften Typus voll bejahen und sich von ihm angesprochen fühlen — und zwar vornehmlich in der geistigen Elite und in einfachen Volksschichten, die von Theorien am wenigsten belastet und der menschlichen Wirklichkeit näher sind, zunehmend in der jungen Generation, am wenigsten im Mittelstand, vor allem Männer in Führungspositionen, auf welcher Sprosse der jeweiligen Hierarchie auch immer. Da sind jene, die sich von den Vorurteilen des Gros der „Männerwelt" und den Dogmen einer vergangenen Zeit freigemacht haben, die souverän genug sind, eine souveräne Frau neben sich zu ertragen, ja zu wünschen. Aber sie sind nach Zahl und geistigem und menschlichem Format immer noch eine Minderheit über der den Alltag und die „Umwelt" der Frau bestimmenden Masse der Männer.

Zwar unberührt geblieben von der veränderten Stellung der

Frau ist niemand. Dazu sind die sozialen Wandlungen des Industriezeitalters, das ohne ihre Mitarbeit gar nicht mehr auskommt, ihre Teilnahme an allen Sparten des öffentlichen Lebens, ihre Mitarbeit am Arbeitsplatz nebenan unerläßliche Tatsache geworden. Dennoch hält derselbe Mann, der in Fragen der Technik, der Forschung, des Städtebaus und des Automodells so fortschrittlich denkt, in bezug auf Frau und Ehe an den Anschauungen des Mittelalters fest und betrachtet ihr nach Paulus, Luther und Rousseau genormtes Wesen durch den Zwicker seines Großvaters. Wie er besteht er darauf, daß er der eigentliche Mensch, sie ein Stück Natur sei, und darauf, sich mit anderen Maßen zu messen als sie. Seinem absolut unanfechtbaren Beharren im Traditionellen, das er für in den ewig unveränderlichen Gesetzen der Zeugungsfunktionen der Geschlechter verankert hält, scheinen die Lauheit, ja Abwehr seitens bestimmter Typen der Frauen recht zu geben.

Zu der Front der Uninteressierten gehören jene Frauen, die aufgrund ihrer Wesensart einem anderen Stil der Geschlechterbeziehung zugehören und dementsprechend eine Über-Unterordnung von männlicher Aktivität, Beschützertum, Führungswillen über weibliche Anlehnungs- und Hilfsbedürftigkeit bevorzugen, um den Stürmen des Lebens zu entrinnen. Zu ihnen gehören jene, die lieber alles beim alten lassen teils aus Bequemlichkeit, teils mangels ausgeprägter geistiger Möglichkeiten in der Flucht vor Verantwortung, der sie sich nicht gewachsen fühlen. Frauen ferner, die durch die noch immer gängige Meinung über das Wesen des Weiblichen, wie es die männliche Psychologie festgelegt hatte, zutiefst von ihrer Unterlegenheit und Pflicht zur Unterordnung überzeugt sind; Frauen schließlich, die sich auch gegen ihre Überzeugung und Natur nur um ihres Marktwertes willen dem männlichen Wunschbild angleichen und dagegen sträuben, als „emanzipiert" behandelt zu werden, weil sie wissen, daß dies bei dem Gros der Männer nicht ankommt. Es ist der Mann, der weiterhin ihr inneres Leitbild bestimmt und dem sie ihrerseits die besten Argumente liefern für sein Festhalten an solcherweise bewährten Vorurteilen. In einem circulus vitiosus bestätigen diese Frauen selbst seine Auffassung von den Geschlechterbeziehungen. Und seine Überzeugung wird dadurch keineswegs angefochten, daß er sich ja an die Mitarbeit der Frau im Berufsleben längst gewöhnt hat, daß er ihre Teilnahme sogar unterstützt, wo sie ihm nützt und seine Position nicht gefährdet, und er gern von der Gleichberechtigung Gebrauch macht, wo sie seiner Bequemlichkeit dient und ihn der in diesem Falle „überholten" Tradition enthebt, ihr seinen Sitzplatz anzubieten.

Das Steckenbleiben der Mehrzahl der Männer in dem sie selbst so befriedigend privilegierenden Rollenstereotyp und die Macht

seines Wunschbildes von der Frau sind die stärksten Hemmnisse der Entwicklung und ständige Konfliktherde für den einzelnen und für die Gemeinschaft, zumal für die Ehe.

Und dies ist das zweite Kennzeichen der heutigen Situation: Für Mann und Frau gelten weiterhin verschiedene Vorbilder, verschiedene Maßstäbe und verschiedene Behandlung in Gesellschaft und Beruf. Am schroffsten bekommt es die selbständige, alleinstehende Frau zu spüren, daß nicht die Meisterung des Lebens und Leistung ihr den Rang eines vollwertigen Menschen zu geben vermögen, daß immer noch allein der Mann sie zur Würde eines Menschen erhebt, indem er ihr seinen Namen gibt und ihr protokollarisch seinen Rang verleiht. Noch immer wird sie nach dem biblischen Imperativ, Dienerin des Mannes zu sein, auf die sogenannten „weiblichen" Berufe des Dienens und Bedienens, der Assistenz und Zuarbeit, des Helfens und Pflegens festgelegt, noch immer von „männlichen" Berufsreservaten abgeschreckt und bei der Besetzung von Posten und dem Aufstieg in Spitzenpositionen mit Scheinargumenten, Warnungen vor Weiblichkeitsverlust und möglichen psychischen Schäden abgewiesen. Noch immer empfindet der Mann ihr Eindringen in geistige Berufe als Einbruch in ein männliches Monopol, gegen das er sich hemmend, ja feindselig, zur Wehr setzt. Die alte Zuteilung der Gegensätze von Geist und Fleisch, Geist und Materie, Verstand und Sinnlichkeit auf Mann und Frau entsprechend dem hurritisch-christlichen Geschlechterdualismus ist so tief eingewurzelt, daß dem Mann eine Gleichstellung in seiner alten Domäne als eigene Niederlage erscheint. Da das traditionelle Rollenbild erlaubt, daß die Intelligenz einer Frau geringer, ausnahmsweise noch gleich, aber niemals der eines Mannes überlegen sein darf, vermeidet er es nach Möglichkeit, sofern er von ihren Leistungen Nutzen zieht, sich zu einer geistigen Abhängigkeit von einer Frau zu bekennen. Die intelligente Frau ist dem Mann noch immer nicht recht geheuer wie die erfolgreiche Frau überhaupt, die die traditionelle Geschlechterordnung schlankweg außer Kraft setzt. Der häßlichen Frau verzeiht man noch, da sie ohnehin für den Mann nicht zählt und infolgedessen für ihn geschlechtslos ist, der schönen verzeiht man nicht. Das tiefe Mißtrauen gegen die unerklärlichen Kräfte im Wesen der Frau, die der Mann dagegen in seiner Gewalt halten muß, regt sich wieder, durch Erziehung eines Jahrtausends im Sinne des alttestamentlichen Sündenfallmythos nachhaltig genährt und in den von C. G. Jung mit Zügen der einstigen Hexe und des „bösen wips" ausgestatteten Mutter-Imago neu belebt, die das Geschlechterverhältnis weiter belastet.

Und hiermit kommen wir auf die tiefere Ursache, weshalb die „Umwelt" der Entwicklung der Frau so wenig entspricht, weshalb

die Einstellung des Mannes ihr gegenüber zwiespältig, ihre Gleichstellung mit ihm noch immer fragwürdig und die heutige Situation von der angestrebten Gerechtigkeit noch in vielem entfernt ist.

Wenn wir uns heute unserer humanistischen Einstellung und unseres Eintretens für die Menschenrechte rühmen, wenn wir uns entschlossen haben, den Menschen über die „Klasse", über die Rasse, den Menschen über die Religion zu stellen und in erster Linie als Menschen zu sehen und zu werten, so versagt dieser Humanismus noch immer gegenüber der einen Hälfte der Menschheit, gegenüber der Frau. In bezug auf sie ist der biblischen Geschlechterordnung entsprechend der Mann der Bestimmende geblieben, und er stellt grundsätzlich in seinem Denken das Geschlecht über den Menschen. Ein Jahrtausend lang hatte er unter dem herrschenden christlich-mittelmeerischen Leitbild stehend die Frau von sich aus definiert, und für ihn und in bezug auf ihn war sie Geschlechtswesen und nichts als dies. Bis heute hat er sich nicht entschließen können, wie es seinen Vorfahren im europäisch-germanischen Raum selbstverständlich war, die Frau in dem, was sie an sich selbst ist, und ohne die Brille des Geschlechts und somit als einen weiblichen Menschen zu sehen – den Menschen über das Geschlecht zu stellen. Noch heute setzt der solcherweise durch ein Jahrtausend zu allein geschlechtsbezogener Wertung erzogene Abendländer das Geschlecht vor die Leistung, nimmt er die Arbeitszuteilung nach der Geschlechtszugehörigkeit vor: Nach dem Geschlecht, nicht nach individueller Eignung, Befähigung und Leistung werden Arbeitsplatz, Entlohnung und Beförderung bestimmt. Gewisse Berufe, „bei denen man voraussetzt, daß man über schwere Arbeit und schlechte Bezahlung wegsähe" (Margaret Mead), weil sie an die an Frauen gelobte und von ihnen erwartete Hingabe, Aufopferung und Selbstverleugnung appellierten, werden schlechthin als „weibliche" Berufe abgegrenzt, in denen die Frau sicher sein darf, vom Mann anerkannt, wenn auch von ihm verwaltet zu werden. Als Masse bleibt sie in den Fabriken und Büros, was sie als einstiges Heimchen im Hause für ihn war, Gehilfin des Mannes, untergeordnet, abhängig, mehr zu körperlicher, denn geistiger Arbeit in niedrigem oder mittlerem Dienst zugelassen.

Ihre volle Freiheit und Gleichberechtigung aber darf sie in der geschlechtlichen Sphäre in Anspruch nehmen. Hier griff sie nach dem Recht auf Selbstbestimmung über sich und auf Freiheit des Wählens. Sie entdeckte die natürliche Freude am eigenen Körper und an einer Liebeserfüllung, der sie sich nicht zu schämen brauchte. Sie brachte damit das ganze Gebäude unverrückbar geglaubter, religiös gegründeter Vorstellungen, Sittenregeln und Moralgesetze zum Einsturz und räumte die tausendjährige Verschmutzung der

körperlichen Liebe, der durch die Lehre vom Sündenfall des Menschen infolge der fleischgebundenen Triebhaftigkeit des Weibes Eva zur Sünde gestempelten „Begierde" und „Lust" wie Spinnweben beiseite. Und sie hatte damit Erfolg. Denn was undenkbar schien: Die Kirche selbst, Urheberin der Diffamierung der Frau als Gefäß der sündigen Lust und verantwortlich für grenzenloses Leid, gab ihr Einverständnis, ja sie bemühte sich, „in dieser Hinsicht vieles wiedergutzumachen" (W. Molinsky, Prof. f. kath. Theologie). Das Oberhaupt der katholischen Kirche selbst, Papst Pius VII., gestand zu, „daß es recht sei, wenn Mann und Frau körperliche und geistige Freuden und Glück miteinander teilen", und daß die körperliche Vereinigung, die nicht nur der Kinderzeugung diene, nicht sündig sei. Katholische und protestantische Vertreter wetteiferten, die von ihnen errichteten Mauern abzubauen und der Entwicklung zu einem natürlicheren Menschentum anzupassen, das sich zu seiner menschlichen Würde und Ganzheit bekennen darf.

Zur menschlichen Ganzheit und Würde?

Der Erfolg, den die Frau auf ihrem Wege zur Gleichberechtigung in diesem Felde errungen hatte, war gewaltig und dennoch ein Pyrrhussieg. Er schoß weit über das Ziel hinaus und wandte sich gegen sie selbst, gegen ihre menschliche Ganzheit und Würde. Hier wo sie infolge der Befreiung von christlichen Tabus ihr geschlechtliches Sein bejahen durfte, begab sie sich in eine neue Unfreiheit, in die der allein geschlechtlichen Wertung und ausschließlichen, die Seele ausschließenden Körperlichkeit. Hier wurde sie auf eine Weise und mit einer Rückhaltlosigkeit gleichberechtigt wie sonst nirgends, aber mehr denn je auf ihr Geschlecht festgelegt.

Wenn man heute fragt, was aus der Gleichberechtigung geworden ist und sich alle Vorhersagen eines verarmenden Abbaus ihrer „Weiblichkeit" vor Augen hält, so muß man feststellen, daß das Gegenteil eingetreten zu sein scheint. Das Bild der Frau im Blick der Öffentlichkeit trieft von „reiner Weiblichkeit". Noch nie scheint die Frau – blickt man in Illustrierte, Filme oder Romane – so sehr „Weiblichkeit an sich" gewesen zu sein wie heute, abstrahiert von allem, was sie sein und werden wollte: ein Mensch. Nicht was sie an sich selbst ist, allein, was sie für den Mann ist, Geschlechtswesen, Weib, allein dies scheint sie heute zu sein, überbetont in allem, was ihn als Geschlecht interessiert und erregt: die Nacktheit ihres Körpers, die Entblößung der vollentwickelten Formen. Bis zum Bersten mit Sex geladene Brüste, Hüften, Becken, Gesäße, Beine leuchten von Plakaten, Titelblättern und Inseraten, scheinen unerläßlich, um den Blick des Verbrauchers zu fangen, ob man Rasierklingen oder Schnäpse an den Mann bringen will. Und die Ware mit dem erregenden Angebot erogener Weiblichkeit zu

„assoziieren", darf als werbewirksamstes Mittel gelten, um die latenten Wünsche des Konsumenten zu aktivieren. Der entblößte Frauenkörper ist zum Mittel der Werbung degradiert, zum öffentlichen Konsumanreiz, zum Managertrick, der auf die Anregung des sexuellen Appetits spekuliert – selbstverständlich beim Mann, denn die Frau ist am Geschlecht der Frau nicht interessiert. Die Atmosphäre wurde sexuell so stark aufgeladen, daß es guter Ton wurde, Sex zu allen Tageszeiten und bei allen Gelegenheiten zu tragen und, dank der Anti-Baby-Pille, in verpflichtungsfreiem Genuß ohne Reue zu verbrauchen. Der neuen Sexualisierung des Körpers aber ging eine Verkörperlichung der Sexualität parallel.

Auch die Sexualität, die Geschlechtlichkeit, ist zunächst eine leib-seelische Ganzheit. Und es ist Erbe des antiken und christlichen Dualismus von Leib und Seele, Nachwehe der einseitigen Sündigkeitszuteilung beider christlicher Konfessionen an den Körper und der materialistischen Entwertung des Geschlechtsaktes als „ehelicher Pflicht" (Schelsky), daß mit der Freigabe der körperlichen Geschlechtlichkeit die seelische überflüssig und in die Rumpelkammer gesperrt wird, daß Liebe und Erotik, zumal unter den Methoden schulischen Unterrichts unserer Kinder technisiert, eines elenden Todes sterben. Eine so entrümpelte, rein körperliche Sexualität, die auf dem schnellsten Wege zu egoistischer Lustbefriedigung drängt und nicht mehr bedeutet „als eine Flasche Brause aus dem Automaten", führt zu einer Verelendung des Gefühls, zum Verlust seelischer Liebesfähigkeit, zur Brutalisierung der auf primitiv-infantiler Stufe verharrenden Persönlichkeit, deren katastrophale Folgen für die Zukunft des Volkes gar nicht abzusehen sind.

Die Entseelung der Sexualität, ihre Trennung von der Liebe, die Vertreibung der Seele aus der Begegnung der Geschlechter ist wesensgemäß für Europa, für Deutschland ein brüsker Schlag in das Gesicht des Menschen. Tatsächlich aber verläuft die menschliche Geschichte ja nicht in geraden Linien. Entwicklungen vor allem, die bisher gehemmte Kräfte freisetzen, müssen in der Stoßrichtung über die Koordinaten hinausschlagen, bevor sie sich durch Kompensation ihrer Übertreibungen und Einseitigkeiten auf das Ziel hin einpendeln. Wie ja auch die Frauenbewegung sich in ihren Anfängen mit ihrer entschlossenen Lossage vom eigenen Geschlecht und bewußtem Verzicht auf alle weiblichen Attribute in Extremen gefallen hatte, die sich mit der Zeit in neuen Formen beruhigten und aufhoben. Das gesunde Bedürfnis der jungen Menschen nach Gefühligkeit, die Sehnsucht nach der Sehnsucht im Deutschen holen die Liebe, eine jugendlicherseits sich sehr sachlich-unterkühlt gebende und doch schon wieder sich mit einem Zug von Zärtlichkeit, Innigkeit und Erotik verinnerlichende Liebe, in die Begegnung

der Geschlechter zurück. Auch sie wird zukünftig auf einer neuen Ebene „aufgehoben" werden als eine natürlichere, glücklichere und vollkommenere Einheit seelischer und körperlicher Beziehung, als das Abendland sie in zweitausend Jahren gekannt hat.

In den fünfziger Jahren noch unauffällig und kaum bemerkt, hatte eine Gegenbewegung zum Wandel des Frauenbildes auf der Seite des Mannes eingesetzt, die Ende der sechziger Jahre jäh fast die gesamte Jugend stürmisch mißtriß. Da hatte im Nachkriegsjahrzehnt das kunterbunte, lockere Buschhemd samt Goldkettchen kühn der monotonen Konvention des farblos steifen Ein- und Zweireihers widersprochen. Jetzt verwandelten schulterlange Haare, Schmuck an Händen und Hals, Rüschenblusen, geblümte Seide und Samt in Rosa, Gelb und Lila, hohe Absätze, Pelzmäntel und Handtaschen, Kosmetika und Parfums die männliche Jugend – und jugendlichbeflissene Greise – in konsequenter Übertreibung alles Revolutionären bis zur Imitation ihrer Partnerinnen, die sich in ihrer Jeanskleidung eher schlicht und unscheinbar ausnahmen. Es war darin das Genießen, anders sein zu dürfen, der Autorität des dogmatisch verordneten Männerbildes entlaufen zu sein, das Experimentieren und Kokettieren mit den dem anderen Geschlecht vorbehaltenen, ihnen aber stets vorenthaltenen Freiheiten zur Phantasie, zum Schwelgen in Farben und Schmuck. Das Wort von der drohenden „Nivellierung der Geschlechter", die sinnfähig bestätigte Gefahr der „Verweiblichung des Mannes", der Zerfall der abendländischen Kultur, erschienen als erschreckendes Menetekel an der Wand.

Und doch erliegt dies Urteil einem grundsätzlichen Mißverständnis, das einerseits infolge des Beharrens an den alten Begriffen des „Männlichen" und des „Weiblichen" die sichtbar werdende Tendenz mißdeutet, andererseits nicht überblickt, inwiefern selbst noch diese Überspitzung sich in die innere Logik der Gesamtentwicklung einfügt, die sich bereits in eine andere Richtung bewegt, als angenommen oder befürchtet zu werden pflegt.

Zwar von den traditionellen Schablonen aus betrachtet, fallen die sowohl in ihren Entscheidungen und ihrer Lebensführung selbständigen und selbstbewußten, sachlich urteilenden und aktiven Mädchen als auch die sich weicher, anpassungsfähiger, gefühlvoller gebenden Jungens völlig aus der Rolle. Denn gemäß dem – nach verschiedenartigen Vorbildern gelebten und durch Ableitung von den Sexualfunktionen vermeintlich gerechtfertigten – extremen Dualismus der Geschlechter hat dem „Angemutetwerden" durch Gefühl und Einfühlung „ohne eigentliches Wollen" (Lersch) der Frau, die in passivem Empfangen und Dulden, in einem Hegen und Betreuen durch mütterliche Pflege von Mann, Kindern und Haus, wie auch in Spiel und Nachahmung ihr sinngemäßes Daseins-

thema findet, das auf kühlem Verstand und Willenskräften beruhende, aktive Einwirken und Leistenwollen des Mannes gegenüberzustehen, der sich in kämpferischer Tat und gestaltendem Schaffen verwirklicht. Und beginnend mit dem Nibelungenlied gilt durch die Zeiten der „Böse wip"-Maßregelung und der Mädchen- und Knabenerziehung durch alle Jahrhunderte bis zu den männlichen Schreckvisionen in den Anfängen der Frauenbewegung jedes Abweichen von diesen Dogmen, jedes Überschreiten der festabgesteckten Abgrenzungen als „unweiblich" bzw. „unmännlich", und das bedeutet für dieses Denken im Entweder-Oder: „Vermännlichung" bzw. „Verweiblichung".

Diese scharfgezogenen Grenzen aber sind von den heutigen Frauen und geschlossen von den Jugendlichen schlankweg beiseitegeräumt worden. Und nicht nur von ihnen. In zahlreichen Ehen der Zwanzig- bis Vierzigjährigen ist, schon infolge vorwiegender Berufstätigkeit der Frauen an die Stelle der reinlichen Arbeitsteilung eine Gemeinsamkeit der Aufgaben eingezogen, die wechselweise von beiden übernommen werden, ein Teilhaben beider am Planen und Sorgen für Kinder und Haushalt. Dies bereits als selbstverständlich empfundene Miteinander von Mann und Frau entfaltet und bewährt sich aufs glücklichste schon am Neugeborenen, das jetzt nicht mehr allein in die Sphäre der Frau gehört, während früher der Mann meist in den ersten Monaten hilflos dem winzigen Wesen gegenüberstand, ja oft erst, wenn es sprechen konnte, als Vater in Aktion trat. In demselben Maße, in dem – nach einer Phase der Gleichgültigkeit und Ablehnung des Stillens – zunehmend auch die jungen Mütter sich der schicksalhaften Bedeutung und Unwiederholbarkeit der liebevollen Zuwendung und des innigsten Kontakts mit ihrem Kind von der Stunde der Geburt an für die Ermöglichung einer glücklichen Persönlichkeitsentwicklung bewußt geworden sind, wird längst auch die Väterlichkeit als eine natürliche, menschliche Qualität des Mannes gelebt und als ihm zugehöriger Wesenszug verstanden und für die Entwicklung seiner Kinder und ihr Leben als unvertretbare Notwendigkeit erkannt. Der junge Vater, der heute nicht mehr selten der Entbindung beiwohnt, ist seinem Kind und dessen Pflege genau so zärtlich verbunden und vertraut wie die Mutter und entwickelt dabei eine Väterlichkeit ganz gleicher Art und nicht geringer als ihre Mütterlichkeit.

Und damit ist etwas im Entstehen, das ganz Entscheidendes für die Zukunft anzeigt. „Mütterlichkeit" – ohnehin, entgegen landläufiger Auffassung, nachweislich nicht an körperliche Mutterschaft gebunden, noch mit ihr gegeben – ist nicht mehr und hat nicht mehr eine „typisch weibliche" Spezialität, eine der Frau vorbehaltene und sie auszeichnende Besonderheit zu sein – sie

eignet ebenso dem Mann und kann von ihm entwickelt und mit Zartheit und Güte geübt werden und sein Wesen prägen – eben als „Väterlichkeit". Alle Gegensätze, wie sie das biblisch-christliche „Er soll dein Herr sein", die jahrhundertelange Erziehung nach Vorbildern ganz verschiedener Stile aus ganz verschiedenen Kulturen, dazu das biologische Modell von Zeugung und Empfängnis und schließlich das physikalische Modell entgegengesetzter Pole hergaben, hatte die veraltete Geschlechterpsychologie und eine breite traditionsreiche Kette von Vulgärpsychologen fein säuberlich getrennt und scharf gegeneinander abgegrenzt auf Mann und Frau verteilt und als „männlich" und „weiblich" etikettiert; oft bis zum Widersinn, der sich kein Feld klappernder Antithesen entgehen ließ: wie Aktivität – Passivität, Vorstoßen – Empfangen, Werben – Warten, Einwirken – Erdulden, Verstand – Gefühl, selbstbeherrscht – launisch, objektiv – subjektiv, stark – schwach, zentrifugal – zentripedal, eckig – rund etc.. Diese Verpflichtung beider Geschlechter auf einander ausschließende Gegensatzpaare hat die Menschen einseitig gemacht, verarmt und in ihrem Menschsein gemindert. Der europäische Mann wurde unter ihrem Diktat zum Spezialisten des Verstandes, des logischen Denkens, des kühlen Intellekts, des abstrahierenden Geistes erzogen, der sein Handeln ausschließlich von rationalen, sachlich orientierten Motiven unabhängig von Neigungen oder Affekten leiten ließ; er hatte sich seiner emotionalen Reaktionen, Gefühle und Stimmungen zu schämen und sie zu unterdrücken und sich zärtlicher Regungen als „unmännlich" selbstbeherrscht zu enthalten. Die Frau war für die ganze Sparte der Gefühle, des Gemüts, des Herzens, der Seele zuständig, ließ sich durch dies als „weiblich" ausgegebene Vorbild zu spontanen, unkontrollierten Augenblicksaufwallungen, Launen und Leidenschaften abrichten, wurde person- statt sachbezogen und unfähig zu logischem Denken. Und wer von ihnen seinen Anlagen nach dem jeweiligen Rollenanspruch nicht entsprach, war gezwungen, seine Wesensart zu verdrängen oder es auf sich zu nehmen, sich als „unmännlich" oder „unweiblich" lächerlich zu machen.

Die befürchtete „Nivellierung der Geschlechter" durch angeblich drohende „Vermännlichung der Frau und Verweiblichung des Mannes" ist eine Scheinwahrheit und Verfälschung des Geschehens – wie das Operieren mit den Begriffen von „männlich" und „weiblich" überhaupt –, die neue Gefahren, neue Vereinseitigungen und Fehlentwicklungen vortäuscht. Mann und Frau schicken sich heute an, aus der Einseitigkeit ihrer Spezialisierung zurückzukehren zur Ganzheit ihres Menschentums. Der Mann beginnt zur bloßen Verstandesausrichtung auch das Gefühl in sich zu entdecken, zu bejahen, sich zu ihm zu bekennen und es in sich zuzulassen. Ent-

sprechend alle die anderen, fälschlich als „weiblich" etikettierten Eigenschaften und Haltungen, sofern sie nicht Folge eineitiger Wesensverengung und Unfreiheit sind. Die Frau ist ihm auf diesem Wege ein gutes Stück vorangegangen: Sie hat sich von der Spezialistin für alle ihr zugewiesenen Einseitigkeiten und Halbierungen des Menschlichen wenn auch unter ständigen Behinderungen durch den nichtverstehenden Mann bereits dieser Ganzheit weit angenähert, die zu werden sie aufgebrochen war.

Drei Befürchtungen freilich streiten heute gegen eine solche Entwicklung: Der Mann würde seine Männlichkeit verlieren, Mann und Frau in ihrem Wesen verarmen und die Kultur unschöpferisch werden, Liebe und Ehe würden unter der erlahmenden Spannung veröden. Diese Besorgnisse können nicht ernst genug genommen werden, denn sie blockieren eine trotz allem unaufhaltsame Entwicklung, die den Mann selbst mitbetrifft, – ganz unnötigerweise. Denn sie gehen von falschen Vorstellungen aus.

Nicht das Fallen aus einer Einseitigkeit in eine andere, neue Einseitigkeit, nicht eine sogenannte „Weiblichkeit" des Mannes unter Verlust seiner „Männlichkeit", eine Art drohnenhaftes Männchen, sind zu befürchten. Die dem neuen Frauentum sich „angleichende" Hochform des Mannes als ihre sinngemäße, thematische Entsprechung ist das vollmenschliche Mannestum, das jene angeblichen Antithesen von Verstand und Gefühl, Sachlichkeit und Beseeltheit, Bewährung im Berufsleben und „Mütterlichkeit", Güte und Innigkeit, die sich ja gar nicht ausschließen, sondern einander vervollkommnen, in sich voll integriert, beide sich durchdringen und zur Geltung kommen läßt und zur echten Synthese verschmilzt. Anstelle der prophezeiten Verarmung beider Geschlechter und einer Gefährdung der Kultur entsteht so im Gegenteil eine bisher ungekannte Bereicherung. Beide, Mann und Frau gewinnen weitere Dimensionen des Menschseins hinzu, die ihrem Wesen mehr Gehalt, mehr Tiefe und Weite geben, sie differenzierter, reicher, vollständiger, freier und menschlicher machen und ihrem Leben und Zusammenleben neue Qualitäten und Möglichkeiten verleiht, sich zu verwirklichen. Und die ihre Liebe, ihre Ehe, in denen sie sich an den Widerhaken und Reibflächen unversöhnlicher Wesenswidersprüche zu oft wund gerieben haben, sich in tieferer Übereinstimmung, Einheit und Innigkeit erfüllen lassen.

Mit geradezu inbrünstiger Vorliebe hat man das Wesen des Mannes und der Frau nach dem ursprünglich physikalischen Modell der Polarität bestimmt und vergewaltigt. Hegel hatte, als die Entdeckung der Polarität seine Zeitgenossen zu „unerträglichen Taschenspielerkunststücken" verleitete und „dieser Unfug, Formen, die aus dem Kreis der Natur genommen sind, auf einen anderen Kreis anzuwenden", zu einer Mode ausgeartet war, den Polaritäts-

akrobaten ins Stammbuch geschrieben: „Diese Methode, allem himmlischen und irdischen, allen natürlichen und geistigen Gestalten die paar Bestimmungen des allgemeinen Schemas aufzukleben, macht das Universum einer Gewürzkrämerbude gleich." Unsere Psychologen haben sich freilich davon nicht beeindrucken lassen. Nach dem Modell der elektrischen Spannung, der Anziehung oder Abstoßung der Pole betrachtete man auch die Spannung als unerläßliche Bedingung für eine glückliche Beziehung von Mann und Frau: „Gegensätze ziehen sich an". Was für das Liebesspiel Ovids und seiner Jünger Geltung hat und weder Dauer erwartet noch erträgt, das ist freilich noch keine Garantie für eine harmonische Ehe. Noch gilt es für den Mittel- und Nordeuropäer, der gerade im gegenseitigen Verstehen, in Gleichklang und Gleichrichtung des Wesens, der Lebensauffassungen, Neigungen und Interessen die tragfähige Grundlage für eine glückliche Ehe erblickt. Wenn hier Gleiches nach Gleichem verlangt und „sich gesellt", so schließt dies ja keineswegs die erotische Spannung aus noch verurteilt es zur Langeweile – im Gegenteil.

Mann und Frau, nicht mehr als menschliche Hälften, sondern als ganze Menschen, haben durch besseres Verstehen, wechselseitige Anregung, Befruchtung und Steigerung, durch besseres Verständnis füreinander, gegenseitiges Helfen und die Möglichkeiten, füreinander einzutreten und einzustehen, bessere Schlüssel für ihre Ehe als eine reichere Gemeinschaft, für die Erziehung ihrer Kinder und die Bewältigung ihres Lebensweges in Händen.

Das Prinzip dieses Verhältnisses von Mann und Frau ist ja nicht neu. Es ist ja unser eigenes. Es hat in vorchristlicher Zeit die Geschlechterordnung des europäischen Menschen bestimmt als ein ebenbürtiges Mit- und Nebeneinander selbständiger, ganzheitlicher Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts, in dem beide in die gleiche Richtung blickten in gleicher Haltung und Gesinnung und nicht die Geschlechtszugehörigkeit entschied, was einer durfte oder was zu tun war, sondern die Eignung und jeweils bessere Einsicht. Und das keinen „Geschlechterkampf" kannte.

Der Sinn des Geschehens seit dem Aufbruch der Frau vor hundert Jahren wird viel zu kurzsichtig gesehen, wenn man das Ziel allein in der Befreiung der Frau, allein in ihrer Emanzipation, allein in ihrer Gleichberechtigung mit dem Mann erblickt. Dies war und bleibt von geschichtlicher Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit – ist aber nicht das Ganze. Es gibt keine Bewegung und Wandlung des einen Geschlechts ohne die des anderen. Die Aristophaneslegende bei Platon von dem Kugelwesen mit den zwei Gesichtern, das in zwei Hälften zerrissen sich nach dem je anderen sehnt, hat zwar einen hübschen Sinn, aber einen mittelländischen.

Wir würden die Wesensverschiedenheit der Geschlechter eher in der beider Hände oder beider Füße sehen, die sich gleichen und doch nicht gleich, nicht dasselbe sind und einander gehören und brauchen. Die Entwicklung der Frau kann daher den Mann nicht unberührt lassen. Auch er ist, ob er mag oder nicht, in den Wandel hineingerissen. Einen Wandel, der jedoch nicht „Verweiblichung" bedeutet, sondern vollmenschliches Mannestum, nicht „Niveauminderung" sondern im Gegenteil Steigerung und Wesensfülle, nicht „Nivellierung der Geschlechter", geschweige „Neutralisierung", sondern im Gegenteil Ausformung mit neuen Möglichkeiten der Selbstbestimmung und Selbstfindung durch Preisgabe der verkrüppelnden Einseitigkeiten, Überspitzungen, Verkrampfungen und Neurosen erzeugenden Verdrängungen und Zulassung des verweigerten Selbstes zur Vollständigkeit.

Dies aber bedeutet aufs Ganze gesehen eine Evolution des Menschen, deren Zeugen und Selbstbetroffene wir Heutigen sind. Sie wurde von der Frau ins Werk gesetzt und wird heute schon sinnfällig ihr zuteil. Diese neue Evolution hat mit ihrem Abwerfen von Wesensverengungen und Hinaustreten aus Abgrenzungen für alle sichtbar eingesetzt, eine zugleich geistige wie biologische Fort- und Höherentwicklung, die sich als nicht umkehrbar erweisen dürfte. Können wir es noch übersehen, daß seit jenen domestizierten, kindlichen, früh verblühten, früh alternden und verkümmerten Frauen, die unsere Urgroßmütter waren, innerhalb von nur vier Generationen Unerhörtes, noch nie Dagewesenes geschehen ist? Zu ihrer intellektuellen Entfaltung, geistigen Beweglichkeit und schöpferischen Vitalität, zu ihrer seelischen Durchformung und Reifung hat die Frau dieser Zeit eine natürliche Vollendung und Schönheit ihres Körpers mit einem freimütig selbstverständlich wie ein Parfum von Dior getragenen erotischen Fluidum gewonnen, ja mit weiteren zwanzig „Venusjahren" mehrere Jahrzehnte an Leistungsfähigkeit und Jugendlichkeit des Organismus, der Gestalt und des Aussehens, auch ohne Liftung, hinzugewonnen. Der Mann wird nicht dort stehenbleiben, wo er steht. Aber er wird es mit der vollen Entfaltung und besseren Anwendung der in ihm liegenden Möglichkeiten unvergleichlich viel leichter haben, seine ihr ensprechende Wesensform zu finden, falls er bereit ist, den Gang der Entwicklung zu fördern statt zu hemmen.

Was können wir tun, um die Hindernisse fortzuräumen? Dies setzt erstens voraus, daß wir uns auch in bezug auf Mann und Frau endgültig von einem dualistischen Denken in einander ausschließenden, wertverschiedenen Gegensätzen freimachen zugunsten eines Ganzheitsdenkens, wie es sich in allen anderen Bereichen längst durchgesetzt hat und uns zur menschlichen Ganzheit in uns selbst bekennen und bekennen dürfen.

Es setzt zweitens voraus, daß wir sowohl in der vorwissenschaftlichen Sprache und Diskussion wie in der Wissenschaft endgültig die fixierten Begriffe von „männlich" und „weiblich", die sich als falsch besetzt und irreführend erwiesen haben, aus dem Gebrauch ziehen und nicht weiterhin eine sogenannte „weibliche Komponente im Mann", „weibliche" Eigenschaften, Züge oder Strukturen und entsprechend angeblich „männliche" als feste Größen ins Gefecht führen, die sinnlos Pappfeinde aufbauen und Scheingefahren vortäuschen, die letzten Endes auf dem Rücken der Frauen ausgetragen werden.

Es setzt drittens voraus, daß der Mann sich wie sein Urahn vor tausend Jahren entschließen kann, die Frau nicht durch die Brille des Geschlechts zu sehen, nicht als ein um seinetwillen daseiendes Wesen zu definieren, d.h. als ein Geschlechtswesen festzulegen – nicht aber als einen selbständigen und ebenbürtigen Menschen weiblichen Geschlechts von eigener Daseinsbestimmung und Würde, wie Kant sagte: nicht als Mittel, sondern als einen Zweck an sich. Und daß der Mann damit beginnt, nicht nur sich, sondern auch die Frau – nicht nur verbal, sondern aus wirklicher Überzeugung – neben sich als einen Menschen anzuerkennen und, wie er es keinem Andersfarbigen oder Andersgläubigen verweigert, endlich den Menschen über das Geschlecht zu stellen.

Seherisch hat Rilke diese Wandlungen schon im Mai 1904 vorausgefühlt:

„Dieses in Schmerzen und Erniedrigungen ausgetragene Menschentum der Frau wird dann, wenn sie die Konventionen der Nur-Weiblichkeit in den Verwandlungen ihres äußeren Standes abgestreift haben wird, zutage treten, und die Männer, die es heute noch nicht kommen fühlen, werden davon überrascht und geschlagen werden. Eines Tages (wofür jetzt, zumal in den nordischen Ländern, schon zuverlässige Zeichen sprechen und leuchten), eines Tages wird das Mädchen da sein und die Frau, deren Name nicht mehr nur einen Gegensatz zum Männlichen bedeuten wird, sondern etwas für sich, etwas, wobei man keine Ergänzung und Grenze denkt, nur an Leben und Dasein – der weibliche Mensch. – Und vielleicht sind die Geschlechter verwandter, als man meint, und die große Erneuerung der Welt wird vielleicht darin bestehen, daß Mann und Mädchen sich, befreit von allen Irrgefühlen und Unlüsten, nicht als Gegensätze suchen werden, sondern ... sich zusammentun werden als *Menschen* ... in jenem wundervollen Nebeneinanderwohnen, ... (das) die Möglichkeit gibt, einander immer in ganzer Gestalt und vor einem großen Himmel zu sehen."

Kap. I/1

S. 3 **Frau Agathe:** Rudolf Fischer, Söhne und Väter. S. 165.

S. 4 **Am Hofe der Herzogin:** Baldassare Castiglione, Der Hofmann (Il Cortegiano), ins Deutsche übers. v. Albert Wesselski, Leipzig 1907.

S. 9 **Wegspielen der letzten Einsamkeit:** Clauß, Die nordische Seele, München 1932, S. 51.
Eduard Wechßler: Esprit und Geist, Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen, Bielefeld 1927, S. 244 ff.
Mme. de Sévigné, Tillier, Mme. de Staël: zit. nach Wechßler, EuG, S. 254.
Jaensch: Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode, 1925; Grundformen menschlichen Seins, 1929.

S. 11 **Ovidius Naso,** Liebeskunst (Ars amatoria), lat. u. dt. nach d. Übers. W. Hertzberg, bearb. v. F. Burger, 7. Aufl. München 1950, und Ovids Liebeskunst, i. Dt. übertr. v. A. v. Gleichen-Rußwurm, 3. Aufl. Bln. 1921.

S. 12 **Rousseau und Renan,** zit. nach Wechßler, EuG, S. 519.
Persönlichkeit als Kunstwerk: Spranger, Lebensformen 7. A. 1930, S. 168.

S. 14 **Sache einer unbewußten Genialität:** Spranger, ebd., S. 184.
Darbietung: Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Eine Einführung i. d. vergleichende Ausdrucksforschung. München 1929, S. 11 ff.
Chevalier de Gramont: Graf von Bussy-Rabutin, zit. nach Tornius, Salons, S. 173.

S. 15 **Esprit:** Wechßler, EuG, S. 174. — Gleichen-Rußwurm, Das galante Europa, S. 363.

S. 18 **Platon:** Das Gastmahl, Kap. XX.

S. 19 **Platon:** Das Gastmahl, Kap. X.
Identifikation mit einer „Maske": C. G. Jung, Psychologische Typen, Zürich 130, S. 661 ff.

S. 21 **Sehnsucht:** „Ce mot allemand Sehnsucht que caractérise un état d'âme difficile à définir", wie der Franzose Emile Boutroux, La Psychologie de mysticisme, S. 7 schreibt, ist im Wortsinne in romanische Sprachen nicht übersetzbar.

S. 23 In der **Odyssee** wird auch Helena „als das Urbild der großen Dame, als ein Muster vornehmer Eleganz und souveräner gesellschaftlicher Form geschildert". Jaeger, Paideia, S. 47.

S. 26 **Horaz,** Episteln 1, 156.

S. 27 **Gleichen-Rußwurm,** Elegantiae, Geschichte der europäischen Geselligkeit, Stuttgart 1921-23, S. 361.
Liebe zum weiblichen Geschlecht als Hauptthema: Selbstverständlich ist es hier in der Antike nicht neu; es findet sich schon in der cynischen und alexandrinischen Dichtung und in der erzählenden Poesie des Hellenismus.
Caesar: zit. nach Gleichen-Rußwurm, Elegantiae, S. 320.

S. 28 **Sidonius Apollinaris,** Lib. I, epist. 2, 454.

S. 29 **Arabische Dichtung:** Lawrence Ecker, Arabischer, provenzalischer u. deutscher Minnesang, Diss. Bern 1934, S. 154.

S. 30 Ali **Ibn Hazm** Al-Andalun, Das Halsband der Taube (Tauq-al-hamāma), Über die Liebe und die Liebenden, aus dem Arab. übers. v. Max Weisweiler, Leiden 1941, Kap. V.

S. 31 **Ibn Hazm:** ebd. Kap. XIV, XXI.

S. 34 **Arabischer Minnesang als Vorbild der Troubadoure:** A. R. Nykl, Hispano-Arabic Poetry and its Relations with the Old Provencal Troubadours, Baltimore 1916.

S. 35 **Troubadour:** Gedichte der Troubadours, übers. v. K. L. Kannegießer, Tübingen 1852. — E. Lommatzsch, Provenz. Liederbuch, Berlin 1917. — A. Pillet, Bibliographie der Troubadoure, hg. v. H. Carstens, Halle 1933. — Die Troubadours, Leben u. Lieder, übs. v. F. Wellner, Jena 1942.

S. 38 **Gnade:** Nach Wechßler, Kulturproblem des Minnesangs, Bd. I: Halle, 1909, S. 396, wurde die provenzalische „mercé", die deutsche „genâde", die zunächst ein Begriff der feudalen Rechtssprache war, in den kirchlichen Begriff hinübergespielt.

Frauenkult: Wechßler, Kulturproblem, S. 461: „Ihr Frauenkult, obwohl er in den Formen des Heiligenkultes erschien, war dem Christengott im Grunde feindlich entgegengesetzt."

Entstehung des Mariendienstes aus dem Minnedienst: Wechßler, Kulturproblem, Einl. S. IV; S. 299—305. — Ders., EuG, S. 192. — H. Becker, Über die Auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzös. Literatur, S. 88 — Schönbach, Über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesangs, S. 42.

Güte der Darbietung: Clauß, Von Seele und Antlitz, S. 14.

S. 39 **Amüsement und Konversation:** Wechßler, EuG, S. 189.

S. 40 **Hugo von Hofmannsthal,** Arabella, lyr. Komödie, 2. Aufzug; 1. Aufzug. **Kap I/2**

S. 41 **Die Heilige Schrift des Alten Testaments,** übers. v. E. Kautzsch, hg. v. A. Bertholet, 1. Bd., Tübingen 1922. — Hermann Gunkel, Die Genesis, Göttingen 1922.

Und schämten sich nicht: Durch das Zusammenfügen des Schöpfungsberichts und der Paradiesesgeschichte, zweier Stoffe, die ursprünglich nichts miteinander zu tun haben, hat der Erzähler am Ende des Schöpfungsberichts (Gen. 2, 23—24) einen Satz aufgenommen, der zu der folgenden Paradiesesgeschichte in Widerspruch steht:

Da sprach der Mensch:
Diese endlich ist Bein von meinem Bein
und Fleisch von meinem Fleisch;
diese soll Männin heißen,
denn vom Manne ist sie genommen.
Drum läßt der Mann Vater und Mutter und hangt dem Weibe an, so daß sie ein einziger Leib werden.

„Was für eine Liebe der Mythus meint", schreibt Gunkel hierzu, „ist nach den Ausdrücken, die er gebraucht, ganz deutlich; es ist die Geschlechtsgemeinschaft. An die bürgerliche Institution der Ehe oder gar der Einehe ist nicht zu denken. — Sehr deutlich tritt am Schluß der Erzählung hervor, wozu das Weib erschaffen ist, damit kontrastiert scharf der unmittelbar folgende, zur Paradieses-Erzählung gehörige Satz, wonach Mann und Weib zuerst in Unschuld zusammengelebt haben: ein deutlicher Beweis dafür, daß beide Sätze ursprünglich nicht zusammen gestanden haben können." Hermann Gunkel, Die Schriften des Alten Testaments, 1. Abt. 1. Bd. Die Urgeschichte und die Patriarchen, Göttingen 1921, S. 57.

S. 46 **Das Hohelied Salomonis** 7, 1—9; 1, 13—16.

S. 47 **Hawwa als Schlangengöttin:** Nach Forschungen von Nöldeke und Greßmann.
Hermann Gunkel, Das Märchen im Alten Testament, Tübingen 1921, S. 155.
Ewald Roellenbleck, Magna Mater im Alten Testament, Darmstadt 1949, S. 102 ff. Kap. VIII Eva und die Satansschlange.

S. 49 **Jeremia** 44, 16. — **Steinigung des Jeremia:** Karl Budde, Das prophetische Schrifttum, Tübingen 1922, S. 23: „Die späte Sage, von den Kirchenvätern überliefert, läßt Jeremia in Ägypten von seinen eigenen Volksgenossen gesteinigt werden: es ist eine wahrscheinliche Vermutung, daß sein Martyrium, so oder so erfolgt, hinter Kap. 44 von einer späteren Redaktion aus Scham getilgt wurde." — Ferner R. Liechtenhan, Jeremia, Tübingen 1909, S. 33 ff. (zit. nach Roellenbleck, a. a. O. S. 177).
Keine Entwicklung weiblicher Religiosität: Roellenbleck, a. a. O. S. 55, 93.

S. 50 **Sehnsucht nach einer „Mutter":** Roellenbleck, a. a. O. S. 81.

S. 51 **Tod als Strafe:** vgl. dagegen James Henry Breasted, Geschichte Ägyptens, S. 121: „In dem Totengericht der Ägypter tritt — während des Mittleren Reichs — zum erstenmal in der Menschengeschichte voll entwickelt der Gedanke auf, daß das künftige Geschick der Toten lediglich abhängen müsse von ihrem sittlichen Verhalten während des irdischen Lebens — der Gedanke der persönlichen Verantwortlichkeit, dessen Spuren wir schon im Alten Reich gefunden haben. Diese ganze Auffassung ist bemerkenswert. Um mehr als 1000 Jahre später war sie noch keinem anderen Volke bekannt. In Babylonien wie in Israel mußten Gute wie Böse nach ihrem Tode zur düsteren Scheol hinabsteigen, in der es keinen Unterschied zwischen ihnen gab." — Bis zur Zeit des Exils kennt Israel ein Fortleben nach dem Tode nicht, obwohl es in Ägypten den Glauben an die Auferstehung von den Toten so sichtbar vor Augen gehabt hat. Es entlehnt ihn erst aus der persischen Religion. „Wenn das religiös höchst begabte Volk der Hebräer den Gedanken der persönlichen Unsterblichkeit rund ein Jahrtausend lang weder aus den ihm zugetragenen Anregungen heraus aufgreift, noch ihn selbständig entwickelt, möchten wir schließen, daß hier eine vom Unbewußtsein diktierte Ablehnung vorliegt." (Roellenbleck, a. a. O. S 49).

S. 52 **Inneres Zerwürfnis:** Ders. S. 55.
Gegen Ende des 3. Jahrtausends: Friedrich Bilabel, Geschichte Vorderasiens und Ägyptens vom 16.—11. Jahrhundert v. Chr., Heidelberg 1927, S. 138, schließt aus dem Abbruch der kappadokischen Korrespondenz mit Assur: „Gegen Ende des 3. Jahrtausends also werden die Hurri erst in langsamem, aber ständigem Vordringen nach Süden die oben geschilderten Gebiete (Mesopotamien und Syrien) besetzt haben." — Ders., Die Frühgeschichte des Griechenvolkes und die Indogermanenwanderungen des 2. Jahrtausends v. Chr. in: Neue Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg 1932, S. 7: „Sie wälzen sich, kurz vor 2000, als Volk der Churri durch Ostkleinasien nach dem oberen Euphrat." — Albrecht Götze, Hethiter, Churriter und Assyrer, Oslo

1936, S. 27: Mit Beginn des 2. Jahrtausends „finden wir die Völker der Gebirgszone deutlich in Bewegung. In gewaltigen Stößen, die den Mesopotamien umgebenden Gebirgswall durchbrechen, dringen sie völkerwanderungsartig in die Kulturzone ein. Sie sind das Element, das die Geschichte des 2. Jahrtausends recht eigentlich prägt."

Kartenskizze: Aus Albr. Götze, Hethiter, Churriter und Assyrer, Oslo 1936, Kartenskizze 3.

Armenien: Bilabel, Geschichte Vorderasiens, S. 6, spricht von „dem großen Hurrireich, das, unter einer arischen Dynastie stehend, ursprünglich Armenien östlich des Euphrat mitumfaßte". — Götze, a. a. O. S. 102: „Es ist für mich über allen Zweifel erhoben, daß ein solches Hurri-Land im engeren Sinne tatsächlich existiert hat. Die Quellen unterscheiden zu genau zwischen Mitanni-Land und Hurri-Land. So weit ich bestimmen kann, liegt das Hurri-Land an der Peripherie der altorientalischen Welt . . . Da es ein Land mit ansehnlicher Macht und gleichzeitig doch wohl auch das Zentrum des ursprünglichen Hurriter-Gebiets sein muß, kann sein Mittelpunkt aus allgemein geographischen Erwägungen heraus kaum woanders als im Vansee-Gebiet gesucht werden."

Zunehmende Bevölkerungsdichte: Götze, a. a. O. S. 106; S. 38. — Bilabel, Frühgeschichte des Griechenvolkes, S. 5f.: Die 1. Einwanderung indogermanischer Stämme in Griechenland „hängt offensichtlich aufs engste zusammen mit einer gewaltigen Völkerbewegung, die sich zumindest von der mittleren Donau, etwa dem heutigen Ungarn im Westen, um das Schwarze Meer herum bis zum Kaspischen Meere bemerkbar macht. Ein ungeheurer Druck von indogermanischen Völkermassen muß auf dieser ganzen gewaltigen Linie von mindestens 2200 km Ausdehnung, wenn auch vielleicht nicht ganz genau zur gleichen Zeit, gelastet haben . . . ein Druck also, der stark genug war, im Laufe einiger Jahrzehnte die ganzen vorderasiatischen Staaten — mit Ausnahme des kretischen Inselreiches — vollkommen aus den Angeln zu heben, und der nach einigen Jahrhunderten in seinen letzten Ausläufern sogar das Pharaonenreich noch aufs tiefste erschütterte."

S. 53 **Vollständig hurritisiert:** Bilabel, Gesch. Vorderasiens S. 138; ferner Götze, a. a. O. S. 169: „Denn, wie wir noch im einzelnen zeigen wollen, lebt im Assyrertum viel Hurritisches weiter. Wenn Assur überhaupt die Stürme der Zeit überdauern konnte, so ist dazu zum guten Teile das hurritische Blut schuld, das in den Adern der Assyrer rollte. Und wenn sich Assur bei seiner Expansion . . . Nordsyrien so leicht und so vollständig assimilieren konnte, so ist auch das eine Folge der inneren Verwandtschaft, die infolge der gemeinsamen hurritischen Vergangenheit die beiden Landschaften verband."

Überwanderung Palästinas: Bilabel, Gesch. Vorderasiens S. 193; ferner S. 8: „Ethnisch bestand die Bevölkerung (des ganzen Kulturlandes am Ostufer des Mittelmeeres einschließlich Palästinas) aus einer semitischen Hauptschicht, die man in Palästina, um sie von der später einwandernden israelitischen Bevölkerung zu unterscheiden, als kanaanäisch, in Nordsyrien als arramäisch bezeichnet. Über diese hin

ist eine starke hurritische Einwanderung (die Horiter des AT) erfolgt." — Desgleichen stellt Martin Noth, Geschichte Israels, Göttingen 1950 S. 22 fest, daß die Churri „besonders in Mesopotamien sich festgesetzt, aber auch in Syrien-Palästina sich kräftig ausgebreitet" haben. Vgl. ferner M. Noth, Die Welt des Alten Testaments, 2. verb. Aufl., Berlin 1953, S. 203.

Ägyptische Zeugnisse: Nach den bisher uns bekannten Quellen ist der Name der Churri in Palästina zum erstenmal in einem Bericht von Thutmosis III. bezeugt, der vor der Schlacht bei Megiddo im Jahre 1479 v. Chr. die Völker Palästina-Syriens als Churri — H;rw — bezeichnet. Vierzig Jahre später führt Amenophis II. (1447—20) vom 1. syrischen Feldzug 36 300 Churri gefangen nach Ägypten. Eine bildliche Darstellung des Eroberers von Palästina Sethos' I. (1313—1292) feiert den ägyptischen König als Bezwinger der Fürsten der Churri, von deren erneuter Unterwerfung sein Nachfolger Ramses II. (1292—1225) berichtet. Ein Siegeslied des Mernephta (1225—1215) schließt nach Nennung einzelner palästinensischer Städte und Israels: „Haru ist geworden zu einer Witwe für Ägypten." — Diese und die folgenden Angaben über die Wohnsitze der Horim gemäß dem A. T. verdanke ich dem freundlichen Hinweis von Prof. A. Jirku, Bonn.

Wohnsitze der Horim nach dem AT: Das Alte Testament kennt als Wohnsitze der Horim noch das Gebirge Se'ir, die Gegend von Sor'ā und Kirjat Je'arim westlich Jerusalems, ferner Sichem und das Gebiet nördlich von Jerusalem (Gen. 14, 6; 34, 2; 36, 20—30; Dt. 2, 12. 22; I. Chr. 2, 50 ff.; Jos. 9, 7; Nn 13, 5) — Frdl. Hinweis v. Prof. A. Jirku.

Auf dem Gebiete des Rechts: Götze S. 178 sieht einen starken Unterschied zum sumerischen Kreis in der Strenge und Urtümlichkeit der verhängten Strafen, namentlich der Verstümmelungsstrafen; — „das primitive Element, das hier in Erscheinung tritt, paßt in unser Bild sumerischer Kultur schlechterdings nicht hinein. Es stammt aus einer anderen Quelle . . ."

Kriegswesen: Ders. S. 179: „Die drastischen Maßregeln, mit denen die Assyrerkönige unbotmäßige Völkerschaften sich unterwerfen und in Gehorsam halten, das breite Behagen, mit dem sie vom Pfählen und Schinden überwundener Feinde, vom Abschlagen der Gliedmaßen, von Kopfpyramiden, vom Verbrennen der waffenfähigen Mannschaft, der Wegführung alles Lebendigen und der Zerstörung und Vernichtung aller Siedlungen und Kulturen berichten . . . scheinen . . . , auf die Bergvölker als die Quelle zu weisen."

Historische Berichterstattung: Ders. S. 181: „In Assyrien dagegen hat sich (im Gegensatz zu Babylon) aus der Epitheta, die sich die Könige in Bauinschriften beilegen, ein alles überwuchernder historischer Bericht entwickelt. Wie weit dabei die schon bestehende Gepflogenheit der Könige mitwirkte, über ihre Taten Rechenschaft vor der Gottheit abzulegen, als deren Beauftragte sie sich fühlten, bleibe dahingestellt. Kaum zweifelhaft scheint mir, daß so oder so die Entwicklung des historischen Berichts bei den Assyrern auf eine Anregung aus dem hurritischen Kulturkreis zurückgeht. Die Hethiter sind die ersten Geschichts-

schreiber des Alten Orients, auch bei ihnen ist der historische Bericht eine Rechenschaftsablage vor der Gottheit, und es läßt sich an vielen stilistischen Einzelheiten zeigen, daß ein Zusammenhang zwischen den Formen der historischen Literatur bestehen muß. Die assyrische Geschichtsschreibung bewahrt freilich immer mythisch-epische Züge, die wir bei den Hethitern nicht antreffen. Die Vermutung kann daher nicht von der Hand gewiesen werden, daß zwischen Hethitern und Assyrern ein Zwischenglied einzuschalten ist. Es könnten die Hurriter sein. Künftige Funde haben diese Frage zu klären. Eine solche Vermutung liegt auch deshalb nahe, weil auf dem anderen Gebiete geistiger Kultur, das durch die Monumente zu uns spricht, der Zusammenhang mit Händen zu greifen ist, ich meine auf dem Gebiete der Kunst."

Bildende Kunst: Ders. S. 183: „Im Grunde finden wir nichts, was nicht aus dem Bildervorrat der hurritischen Kunst hergeleitet werden könnte." S. 184: „Die Assyrer haben die hurritische Kunst zu ihrer letzten äußeren Vollkommenheit geführt, ihre darstellerischen Möglichkeiten bis zum letzten ausgeschöpft." — Vgl. insbesondere A. Moortgat, Die bildende Kunst des Alten Orients und die Bergvölker, Berlin 1932, S. 101 ff.

Baukunst: Götze S. 183: „Torskulptur und Relief wurzeln so im hurritischen Kulturkreis. Die Assyrer haben sie entlehnt."

S. 54 **Greifbare Spuren der Churri in Palästina:** So wäre zu untersuchen, ob beispielsweise die Felsengrotten bei Jerusalem, das „Grab" neben den Richtergräbern und die eigentümliche Anlage des salomonischen Tempels, die eng mit assyrischen Bauten nach Art churrischer Anlagen im Mitanni-Land verwandt ist, als kulturelles Erbe der eingewanderten Churri aus ihrer Gebirgsheimat anzusprechen sind, wo die extremen Witterungsverhältnisse die Bewohner zu derartigen Bauten im „lebenden Felsen" gezwungen hatten. Vgl. hierzu Götze, a. a. O. S. 182, und A. Moortgat, a. a. O. S. 11 und 95. — E. Brandenburg, Die Grotten von Jerusalem, Gesellsch. f. Palästinaforschung, 9. Veröff. 1923, C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt, 2. Bd. Berlin 1931, S. 631 ff. sprechen noch von „hethitischem" Einfluß. Es bleibt die Frage, da man früher die einwandernden Völker als „Hethiter" im weitesten Sinne zusammenfaßte, ob es sich hier um die anatolischen Hethiter oder um die Churri handelt. „Die Einschränkung des Begriffs Hethiter auf Ostkleinasien und auf die Zeit zwischen 1900 und 1200 führt dazu, daß sich Umkreis und Zeitdauer der hethitischen Kultur, wie wir sie aus den Boghazköi-Dokumenten kennen lernen, mit Umkreis und Zeitdauer der Kunst, die man die hethitische Kunst zu nennen pflegt, nicht mehr deckt", stellt Götze fest. Aus verschiedenen Erwägungen, u. a. weil die wichtigsten Fundplätze sogenannter „hethitischer" Monumente „ganz außerhalb des Gebietes liegen, das kleinasiatische Hethiter jemals beherrscht, geschweige denn bewohnt haben", schließt Götze, die sogenannte hethitische Kunst sei gar nicht hethitisch, vielmehr werde hier eine „vierte kulturhistorische Größe" des Alten Orients sichtbar, das Churritum. — Hierzu auch Moortgat, s. o.

Es wäre ferner zu untersuchen, ob die Churri es gewesen

sind, die gewisse rechtliche und soziale Einrichtungen, wie sie uns aus Textfunden in der einst churrischen Stadt Nuzu bekannt geworden sind, nach Palästina mitbrachten, wo sie für das älteste Israel von Bedeutung wurden so, wie die alttestamentlichen Erzväter-Erzählungen sie festgehalten haben. Vgl. Martin Noth, Geschichte Israels, Göttingen 1950, S. 72. — Prof. Noth weist mich freundlicherweise hin auf „Parallèles nouziens aux lois et coutumes de l'Ancient Testament" in: Revue Biblique 44 (1935) S. 34 ff. und „Bibical Customs and the Nuzu Tablets" in: The Biblical Archaeologist 3 (1940) S. 1 ff.

Mythen: Anton Jirku, Das Alte Testament und die deutsche Gegenwart, Bonn 1935, S. 11.

Städte und städtische Zentren: Noth, Geschichte Israels S. 22; ders., Die Welt des Alten Testaments, 1953, S. 66. — Ferner Clauß, Semiten der Wüste, Berlin 1937, S. 153: „Wo Semitentum wesentlich wüstenländisch verbleibt, da bleibt es geschichtslos wie die Nomadenstämme der arabischen Steppe: wer ‚im Augenblick' lebt, bleibt immer auf einem Punkte. Wenn semitisches Leben in eine geschichtliche Gärung geriet, dann geschah es von städtischen Mittelpunkten aus, von dort also, wo auch das vorderasiatische Blut ins semitische Leben einfloß."

Entwicklung des historischen Berichts bei den Assyrern durch die Churri: Siehe Anmerkung zu S. 72 über „Historische Berichterstattung".

S. 55 **Armenien:** Wir folgen hier der Beschreibung von Ewald Banse, Die Türkei, Eine moderne Geographie, Braunschweig 1915, Kapitel: Armenien. — S. 187: „Den Einflüssen dieser Zirkel ausgesetzt hat sich aber in Armenien, dank seiner hohen Gebirgsränder, eine besondere Volksgruppe entwickeln können, ein Zweig jener Großen Rasse, der uns in seiner äußeren Erscheinung sogar zum Typus derselben geworden ist."

Banse: ebd. S. 186.

S. 56 **Von der Erde verworfen,** Roellenbleck a. a. O. S. 155.

Die „Welt" ist schreckvoll: Vergl. Ludwig Köhler, Der hebräische Mensch, Tübingen 1953, S. 124. — „Die Menschenerde ist — für den hebräischen Menschen — dauernd von den Untergangsmächten des Chaos bedroht und bestürmt. — Denn in der Regel erschrickt der Hebräer vor dem Unerwarteten. — Dazu kommt als weitere Steigerung der Lebensunsicherheit, die immer in der Seele des hebräischen Menschen schlummert und bereit ist, ihn in Angst zu hüllen, noch ein Umstand. Die Welt ist unheimlich."

Paul Volz, Das Dämonische in Jahwe, Tübingen 1924, S. 4. „Daß sich derartige Züge in Jahwe finden und solche Empfindungen mit ihm verbunden wurden, wissen wir alle; ich brauche nur an den nächtlichen Überfall auf Mose, an den Tod Ussas durch die Gotteslade und an die Ursache zu Davids Volkszählung zu erinnern. Mit ganz wenigen Ausnahmen stimmen die heutigen Forscher in der Auffassung dieser Geschichten überein. Fast alle lehnen es ab, solche Erzählungen im Sinne der sittlichen Heiligkeit Gottes oder des durch Sünde begründeten Zornes auszulegen, und es besteht unter uns augenblicklich eher die Neigung, das Dämonische im alttestamentlichen Gott zu übertreiben oder

zu verallgemeinern. Immerhin dürfen wir uns sagen, daß wir christlichen Leser des Alten Testaments durch die jahrhundertelange Erziehung in der prophetischen Gotteserkenntnis und der neutestamentlichen Religiosität gewöhnt sind, in einer ganz anderen Luft zu atmen, und daß wir Mühe haben, über die Vorstellung des gerechten und weisen Gottes, des gnädigen und liebreichen Vaters zurückzusehen und die elementare Gewalt, die Schrecken des alttestamentlichen Gottesglaubens ganz zu erfassen. Wir müssen also auch bei streng wissenschaftlichen Untersuchungen im Alten Testament unsere Empfindungen eher zu steigern suchen, da wir es hier ohnehin mit religiös grandiosen und leidenschaftlichen Naturen zu tun haben."

S. 57 **In der Unnatur:** Volz, a. a. O. S. 7. — „Das Eigenartige und für das religionsgeschichtliche Nachdenken Packende unseres Problems besteht nun darin, daß der dämonische Jahwe nicht etwa der vormosaischen Zeit angehört als „primitiver Unhold", der das Werk Moses überdauernd sich in einzelnen Resten da und dort äußert und schließlich verschwindet. Vielmehr gehört er zum wesentlichen Bestandteil des alttestamentlichen Gottesglaubens überhaupt." (S. 4).

Sünde als Zustand: Rudolf Otto, Das Heilige, 26. Aufl., München 1947, S. 63; ferner derselbe, Sünde und Urschuld, München 1932, S. 64.

S. 58 **Gefühl der Nichtigkeit:** Otto, Das Heilige, S. 62, spricht von „Kreaturgefühl" — im Gegensatz zum Gefühl der „Profanität", L. F. Clauß von dem Bewußtsein eigener Nichtigkeit vor dem allmächtigen Schöpfer — im Unterschied zum Bewußtsein des Verhaftetseins im sündigen „Fleisch".

Jammertal: Vgl. Reinhard Walz, Ursprung und Geschichte des Wortes „Jammertal" (noch nicht im Druck erschienen).

„Tal": Ders., Probleme der Psychologie der Landschaft, Referat gehalten im Psychol. Inst. d. Univ. Berlin 10. 4. 1940, hat als erster auf das Hochgebirge, genauer das Hochgebirgs**tal** als die stilgemäße Landschaft der Menschen hingewiesen, die wir hier im Auge haben. Walz versucht zu einer prinzipiellen Klärung des Verhältnisses dieser Menschen zu der bestimmten Landschaft mit rein völkerpsychologischen Mitteln vorzustoßen, ohne den von uns berührten historischen Problemen nachzugehen.

Richtung hinauf aus dem Jammertal: Walz, Probleme der Psychologie der Landschaft, s. o.

S. 59 **„Erlösungsmensch":** Clauß, a. a. O. S. 33 f — Ders., Semiten der Wüste, S. 153.

S. 60 **Zustand der Sünde verzeitlicht:** Otto, Sünde und Urschuld, S. 38.

S. 72 **Sidonius Apollinaris,** Episteln. **Kap. I/3**

S. 73 **Islands besondere gesellschaftliche Entwicklung:** Hierzu u. a. Walther Gehl, Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen, Berlin 1937, S. 11: „Mit dem Mangel einer feudalen Gesellschaftsordnung fehlte auf Island eine Grundvoraussetzung mittelalterlichen Lebens. Wenn irgendwo, so konnte sich hier germanisches Wesen in voller Ungestörtheit nach eigenen Gesetzen gestalten." — S. 12: „Die Gesellschaftstradition des jungen Freistaates fußt auf der Familientradition des Mutterlandes. Doch weist sie von vornherein

entscheidende Abweichungen nicht nur von der neuen feudalen, sondern auch von der altüberkommenen Gesellschaftsordnung der festländischen Heimat auf. Hier gibt es keine Stufenleiter vom Freien über den Hersen und Jarl bis zum König. Der isländische Häuptling ist „primus inter pares" und von grundsätzlich gleicher Art der Lebenshaltung wie jeder andere Bauer."

S. 74 **Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal** (Laxdoela saga), S. 69.

S. 75 **Hingabe an die Gemeinschaft:** Andreas Heusler, Germanentum, 2. Aufl., Heidelberg 1936, S. 60.

S. 77 **Paulus Diaconus,** Langobardengeschichte I, 7; Monumenta Germaniae Historica, Hannover 1878.

S. 78 **Germanisches Sprichwort:** Norwegische Königsgeschichte II c. 45.

S. 79 **Leistungsmensch:** Clauß, Von Antlitz und Seele, S. I ff.

S. 80 **Beiordnung:** Walther Gehl, Der germanische Schicksalsglaube, Berlin 1939, S. 196 f. — A. Heusler, Die Isländersagas als Zeugnisse germanischer Volksart, S. 393 f. — Clemens Lugowski, Wirklichkeit und Dichtung, Frankfurt 1936, S. 123 ff.
Schon im Kinde: U. a. Finnbog. s. c. 10; Eigla c. 6; Laxd. s. c. 23, c. 43.

S. 81 **Sigrid von Schweden:** Geschichte von Olaf Tryggvissohn c. 61, Heimskringla I.
„Du sollst entscheiden": Geschichte von den Männern an der Waffenförde, c. 18.
Ärztin: Geschichte von Thord und seinem Ziehsohn, c. 14.
Atli: Geschichte von Havard aus dem Eisfjord, c. 15.
Frauen bieten Mannschaft auf: Geschichte von Gunnar, dem Töter Thidrandis, c. 6; Laxd. s. c. 15.
Frauen lassen Knechte frei: Laxd. s. c. 6; c. 16.
Bergthora: Geschichte vom weisen Njal (Njala), c. 36.

S. 82 **„Mit ganz denselben Worten":** Wolfgang Krause, Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten, Göttingen 1926, S. 7. — „Auch die Formen der gewöhnlichen Begrüßung sind in der Sagasprache im allgemeinen die gleichen zwischen einem Mann und einer Frau (oder einem Mädchen) wie zwischen Männern untereinander. — Auch hier bei der Begrüßung kommt lediglich der Verkehr von Mensch zu Mensch zum Ausdruck." (S. 8 f.) — „Wenn von einer Gesellschaft von Männern die Rede ist, unter denen sich Frauen — oder selbst nur e i n e Frau — befinden, so wird nicht das Maskulinum their, sondern das Neutrum thau des Demonstrativpronomens verwandt. In dieser sprachlichen Eigentümlichkeit spiegelt sich, wie mich dünkt, eine starke Beachtung der nordischen Frau. In den anderen Sprachen setzt man dagegen den Plural bzw. Dual des M a s k u l i n u m s." (S. 6) — „Rein sprachlich grammatisch kommt, wie mir scheint, die hohe Persönlichkeitswertung der Frau, eine gewisse Gleichsetzung mit dem Manne, dadurch zum Ausdruck, daß eine Anzahl von Nomina agentis oder von Substantiven mit der Bedeutung von solchen in ihrer maskulinen Form auch auf Frauen angewandt werden." (S. 9). So sprechen die Sagas von einer Frau als „Vertreter einer Totschlagsklage", „Erbberechtigter", „recht-

mäßiger Erbe", „Treuhelfer", „Lebensretter", „großer Freund" an Stelle von Vertreterin, Erbin, Lebensretterin.
Unn die Tiefweise: Laxd. s. c. 4—7.

S. 83 **Skorungr mikill:** W. Krause, a. a. O. S. 60.

S. 84 **Frau wie den eigenen Geschlechtsgenossen gesehen:** Vgl. auch Anmerk. zu S. 110 („Mit ganz denselben Worten").

S. 85 **Tugenden und Laster beiden Geschlechtern gemeinsam:** Bernhard Kummer, Herd und Altar, Bd. 1 Persönlichkeit und Gemeinschaft, Leipzig 1934, S. 112.
Tacitus-Kommentar: Publius Cornelius Tacitus, Germania, hg., übs. und m. Erl. vers. v. Eugen Fehrle, 4. erw. Aufl., München 1944.

S. 87 **Aud:** Laxd. s. c. 35.
Thorbjörg die Starke: Gesch. von den Schwurbrüdern, c. 1.
Thorbjörgs Begegnung mit Grettir: Gretla, c. 52.

S. 88 **Ständiger Wertvergleich:** Gehl, Ruhm und Ehre, S. 112.
Richtunggebend für die Bauern: Diesen Gesichtspunkt betont M. Schaper-Haeckel, Die Germanin, Berlin 1943, S. 48.

S. 89 **Zwei Schwurbrüder:** Geschichte v. d. Schwurbrüdern, c. 3.
Thorolf und Vigdis: Laxd. s. c. 14.

S. 90 **Signy und Sigrid:** Geschichte von Hörd, dem Geächteten, c. 5; 19.
Höskuld und Jorunn: Laxd. s. c. 19.

S. 91 **„Du sollst entscheiden":** Die Geschichte von den Männern an der Waffenförde, c. 18.

S. 92 **Beda,** Geschichte der Angelsachsen, übs. v. M. M. Wilden, Schaffhausen 1866
Gambara: Ludwig Schmidt, Die Ostgermanen, München 1933, S. 649. — Ludo Moritz Hartmann, Römer und Langobarden, bis zur Teilung Italiens, Leipzig 1900. — Über die Origogentis Langobardorum v. Ernst Bernheim, Neues Archiv d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde 21 Bd. Hannover 1896.
Saxo Grammaticus VIII 284; übs. v. H. Hantzen, Berlin 1900, S. 443.

S. 93 **Die wichtigsten Grundlagen:** Waltraud Hunke, Die germanische Mutter (noch nicht erschienen) III, S. 54.
Paulus Diaconus, Langobardengeschichte, c. 1.
Tacitus, Germania, c. 8.

S. 94 **Veleda:** Tacitus, Historien IV—V.
Ganna: Cassius Dio, Römische Geschichte 67, c. 6.
Walburga: Erwähnt in den Fuldischen Annalen 847.
Bertrada und Karl der Große: Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, v. Sigurd Abel, 2. Aufl. bearb. v. B. Simson, Leipzig 1888, Bd. 1 S. 34 f., 65 ff., 75 ff.

S. 95 **Des Papstes hellen Zorn über die Verbindung zw. Karl und Desiderius:** „Was für ein Wahnsinn ist es", schreibt Papst Stephan an Karl, „daß Euer edles fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und Euer so edles und glänzendes Königsgeschlecht befleckt werden sollte durch das treulose und stinkende Volk der Langobarden, das gar nicht unter die Völker gerechnet wird und von welchem bekanntlich die Aussätzigen stammen; denn kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß so gefeierte Könige durch eine so verwünschens- und verabscheuenswerte Berührung sich beflecken. Denn was für Gemeinschaft hat das Licht mit der Finsternis oder welchen Teil der Gläubige mit dem Ungläubigen?"

Aber der Papst fügte sich ins Unvermeidliche. S. Jahrbücher d. Fr. Reiches u. Karl d. Gr., S. 86.

König Sverrir: Geschichte von König Sverrir, c. 44.

Thordis von Spakonufell: Geschichte von den Leuten aus dem Seetal, c. 44.

S. 96 **Thora:** Geschichte der Leute auf den Färöern, c. 48.

„Die Antwort in dieser Sache": Geschichte vom Hühnerthorir, c. 12.

S. 97 **Der Mann „folgt" der Frau:** Herbert Meyer, Ehe und Eheauffassung der Germanen, Festschrift Ernst Heymann, Weimar 1940, spricht S. 29 f. von „Folgeverhältnis"; hier Beispiele.

Gewaltverhältnis: Meyer, a. a. O. S. 17: „Nicht der Gewalthaber ist es, der seine Herrschaft über das Mädchen gegen Entgelt auf den Ehemann überträgt, sondern es sind die Gesippen des Mädchens, die durch Kult- und Rechtsakt, durch ein Urteil unter Anrufung der Gottheit, die Angemessenheit ihrer Vergabung und die der Gegengaben feststellen und damit ihren Eintritt in Haus und Sippe des Mannes ermöglichen."

Schutzverhältnis: Gustav Neckel, Liebe und Ehe bei den Nordgermanen, Leipzig 1934, S. 5 ff.; S. 25: „Ein Recht des Vaters, über die Tochter unbegrenzt zu verfügen, gab es ebensowenig wie ein solches des Ehemannes über seine Frau." — Gerda Merschberger, Die Stellung der germanischen Frau im Eherecht und Erbrecht nach den deutschen Volksrechten, Berl. Diss. 1937, S. 9.

Gesetze verbieten: Neckel, a. a. O. S. 23.

S. 98 **Thorgerd Egilstochter:** Laxd. s. c. 23.

S. 99 **Friedelehe:** Herbert Meyer, Ehe und Eheauffassung (s. o.) und Friedelehe und Mutterrecht, in: Zeitschr. d. Savignystiftung für Rechtsgeschichte, 57. Bd., Weimar 1927, S. 198 ff., dessen wesentliche Fehler er in seiner 1940 erschienenen Abhandlung über „Ehe und Eheauffassung" selber berichtigt.

Karolingische Friedelehe: Siegmund Hellmann, Die Heiraten der Karolinger, München 1903; ferner Herbert Meyer, Ehe und Eheauffassung, S. 30 ff.

Thusnelda: Meyer, ebd. S. 21.

„Friedel": (an. fritla, frilla; zu „Freund", „freien" gehörig) bezeichnet nach Herbert Meyer, Ehe S. 26, sowohl die Frau wie den Mann als Gatten und hat die Bedeutung „Geliebter, Geliebte" nur in dem Sinn der Gattenliebe.

Brynhild und Sigurd: Die Erweckung der Walküre (Sigrdrifumal), Thule I, S. 133.

Olöf und Thord: Gesch. v. Thord u. s. Ziehsohn, c. 17.

Die einfache Bäuerin: Die Geschichte von Gisli dem Geächteten (Gisla), c. 1, berichtet von der Witwe Ingibjörg, die nach dem Tode ihres Mannes dessen tapferem und ritterlichem Bruder Gisli, dem Älteren, freimütig ihre seit Jahren verborgene Liebe bekennt; Gisli aber „wollte diese vortreffliche Frau seinem Geschlechte erhalten; und sie wurde sein Weib". — Die Gesch. v. d. Leuten aus d. Lachswassertal (Laxd. s.) c. 40, erzählt von Gudrun Osvifstochter, die spontan dem Manne, den sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Herzens liebt und sich ebenbürtig erachtet, — nämlich Kjartan, dem Sohn der Thorgerd Egilstochter — ihr starkes Gefühl entdeckt und bedenkenlos um ihn wirbt.

S. 100 **Theodelind:** Paulus Diaconus, Langobardengeschichte III, 35.
Gyda: Geschichte von König Olaf Tryggvissohn, c. 32.
Helgi und Sigrun: Die ältere Dichtung von Helgi, dem Hundingstöter, Thule I, S. 142. — Einen „Siegesgesang der Liebe" (Heusler) hat man dies Werk eines nordischen Dichters genannt, dessen historische Vorbilder nach Rudolf Much (Der germanische Osten in der Heldensage, Zschr. f. d. A. 1920, S. 145 ff.) im deutschen Osten gelebt haben. — Ferner G. Neckel, Germanisches Wesen in der Frühzeit, S. 263 ff.; ders., Ehe und Liebe bei den vorchristlichen Germanen, S. 27.

S. 101 **„andere Ehre":** Kummer, a. a. O. S. 53.
Kaufvertrag: Meyer, Ehe, S. 4 ff. — Siegfried Rietschel (Artikel „Raubehe", bei Hoops Reallexikon d. Germ. Altertumskunde III, S. 461) hat sie für die Germanen schlagend widerlegt. Vgl. ferner den besten Kenner des altnord. Rechts, Karl von Amira, Nordgermanisches Obligatorenrecht I, 533 f., II 659 ff. 1882—95, und Alfred Schultze, Zum altnordischen Eherecht, 1939.
„Eigentum": Herbert Meyer, Ehe, S. 6 f., S. 50 f. und Neckel, a. a. O. S. 19. Wie die Frau die eigin-kona des Mannes ist, ist er der eigin-mon der Frau, gleich dem altdeutschen Treuspruch „Ich bin dîn, du bist mîn, dez soltû gewiz sîn".
Darstellung des Tacitus: Über den Quellenwert der Germania des Tacitus: Eugen Fehrle. Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde, in: Schweizer Archiv für Volkskunde 1926, S. 229 ff.; ders., Einleitung zu Tacitus Germania, München 1944; Hans Naumann, Die Glaubwürdigkeit des Tacitus, in: Bonner Jahrbücher 139, 1934; Herbert Meyer, Ehe und Eheauffassung der Germanen S. 1 ff., S. 4: „Vielmehr dürfen wir das für unsere Altvorderen ehrenvolle Bild in allen wesentlichen Zügen als Wahrheit nehmen: die stolze Erscheinung der dem Mann als ebenbürtige Genossin in Haus und Sippe zur Seite stehenden Frau, die hohe Stellung des Weibes, die Achtung vor der weiblichen Ehre, die Keuschheit in und außerhalb der Ehe. Und auch die Schilderung der Förmlichkeiten der Eheschließung erweist sich, wie wir noch sehen werden, als im wesentlichen zutreffend, wenn auch die Deutung durch den Römer in ihrem Rationalismus z. T. fehlgreift."
Muntschatz: Vgl. Neckel, Liebe und Ehe, S. 12; G. Merschberger, a. a. O. S. 56; Konrad Maurer, Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte, Bd. II. Zum altnordischen Eherecht, Leipzig 1908, S. 504; Meyer, Ehe u. Eheauffassung, S. 30.

S. 102 **Tacitus,** Germania, c. 18.
Gabe als Heilsträger: Siehe Grönbech, a. a. O. II, S. 49.

S. 103 **Ruodlieb,** hg. v. Friedrich Seiler, 1882.
German. Kultformen im Ruodlieb: H. Meyer, Die Eheschließung im Ruodlieb und das Eheschwert, in Zeitschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 52, 1932, Germ. Abt. S. 276 ff.; ders., Ehe und Eheauffassung, S. 39 f.
Thorey: Förnsogur, S. 136 f.
Gesetze verbieten: Neckel, a. a. O. S. 33.

S. 104 **Wirtschaftsführung:** Gràgàs § 152 udg. efter det Kongelige bibliotheks haandskrift og oversat af V. Finsen 1852—70.
Fridusibb: Beowulf 2017; vgl. Grönbech, a. a. O. II, 7.
Das Alte Atilied (Atlakvidha), Thule I, 39

Thorbjörg und Indridi: Geschichte v. Hörd dem Geächteten, c. 38, 31.

S. 105 **Njal und Bergthora:** Njala, c. 129.

Widukind von Corvey, Sachsengeschichte, hg. v. Hirsch-Lohmann, Hannover 1935, S. 136.

Schon die eine Stelle bei Widukind: J. O. Plassmann. Vgl. auch seine Schilderung der Ehe von Robert Guiskard und seiner zweiten Gemahlin, der Langobardin Sigilgaita, in Wikingerfahrten und Normannenreiche, Jena 1929: Robert Guiskard hatte um Sigilgaita, die Tochter Gisulfs von Salerno, geworben. „Sigilgaita war der letzte kernechte Sproß an dem alten Langobardenstamme, der sonst in dieser südlichen Erde schon arg vermorscht war. Tapfer und kühn, schön und verständig, so war sie dem kühnen Wikingsohne ein würdiges Weib, wie es wohl im fernen Island hätte wachsen können." Im Jahre 1081 zieht Robert in Richtung Byzanz mit seiner Wikingflotte. Vor der griechischen Feste Dyrrhachium in Albanien, wo Kaiser Alexius ihm mit einer sechsfachen Übermacht entgegentritt, beginnen die apulischen Truppen in Roberts Heer zurückzuweichen. Die Herzogin Sigilgaita, die ihren Gemahl auf seinen Kriegszügen begleitete, sah die Apulier fliehen. „Mit erhobener Lanze und flatternden Haaren, wie eine Schildmaid des Nordens, so stürmte sie selbst in die Schlacht und trieb die Feigen gegen den Feind. Die Griechen flohen, schwer verwundet ging ihr Kaiser nach Byzanz zurück." Als Robert Guiskard siebzigjährig am 17. Juli 1085 während seines Vorstoßes nach Byzanz am Fieber starb, „führte Sigilgaita den Leib des toten Geliebten auf einer Galeere nach Apulien. Ein Schiff schleuderte das Schiff auf die Klippen, kaum wurden der tote Herzog und die Herzogin Ägirs Töchtern entrissen."

S. 106 **Graf von Hammerstein:** Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. v. Siegfried Hirsch, II. Bd., hg. v. H. Bresslau, Leipzig 1875, S. 72, 172 ff., 258. — Freundlicher Hinweis v. Prof. Plassmann.

S. 104 **Gisli und Aud:** Geschichte von Gisli dem Geächteten.

S. 109 **„Rache genommen":** Grönbech, a. a. O. Kap. „Ehre" und „Ehre als Seele der Sippe". — Die Rache, schreibt G., hat nichts mit jener „symmetrischen Moral" zu tun, „die das Gleichgewicht wieder aufrichtet, indem sie ein Auge für ein Auge ausschlägt. Die Germanen begriffen das Wort Vergeltung ebensowenig wie das Wort Strafe. — Wenn mit Rachedurst der Wunsch bezeichnet wird, durch Vernichtung der Feinde seiner Lust zu genügen, dann paßt das Wort nicht auf die Germanen. — In dem Strafenden wie in dem Rachegierigen kreisen alle Gedanken um jenen anderen, um das, was mit ihm geschehen soll, ob er richtig und fühlbar getroffen werden kann. Der Rächer dagegen hat das Zentrum seiner Gedanken in sich selbst. Es kommt alles darauf an, was e r tut", und w i e er es tut, denn nur die ehrenhafte Rache kann Ehre zurückbringen. Damit aber die Wunde geheilt wird, m u ß Rache genommen werden. Die Wiederherstellung der Ehre in der Rache ist nicht nur ein allgemein anerkanntes und gesetzlich verbrieftes Recht, sondern unbedingte Ehrenpflicht.

Gleiche Bereitschaft: So erleben wir an vielen Beispielen, daß die Frau von den Männern „denselben vollen Einsatz

für die Ehre ihres Blutes und dieselbe Hingabe an die Sippe" verlangt, „zu der sie sich selbst aufschwingt, wenn sie ihr Bestes und Letztes opfert" (B. Kummer, a. a. O. S. 133). — „Aber nun soll sich's zeigen", sagt eine Mutter zu ihrem Sohn, der sich weigert, seinen Verwandten im Kampf beizustehen, „daß meiner Mutter Tochter mehr taugt als deiner Mutter Sohn!" (Gesch. v. Havard a. d. Eisfjord, c. 4). — So tief leidet Thorgerd Egilstochter an dem Ehrverlust, der ihrer Sippe mit der Erschlagung ihres Sohnes Kjartan zugefügt ist, daß diese stille, vornehme Frau die Ihrigen unerbittlich zur Rache antreibt, bis sie den Vorwurf der Feigheit „nicht länger ertragen können"; durch nichts aber ist sie davon abzubringen, selber bei dem Rachezug mitzureiten. (Laxd. s. c. 53, 54.)

Markgräfin Adela: Nach M. Schaper-Haeckel, a. a. O., Anm.

S. 110 **Havard und Bjargey:** Geschichte von Havard aus dem Eisfjord, c. 9.

S. 112 **Frau gibt dem Mann ihr Heil:** W. Hunke, a. a. O. I, S. 32.
Aslaug und Ragnar Lodbrok: Geschichte von Ragnar Lodbrok, c. 15.
Linie aufsteigender Göttlichkeit: Grönbech, a. a. O. II, S. 202.
Langes Haar: Grönbech, a. a. O. II, S. 100 f.

S. 113 **Waldere-Lied:** Anglo-Saxon Poetry, selected and transl. by R. K. Gordon, London 1926. — Levin L. Schücking, Kleines angelsächsisches Dichterbuch, Lyrik und Heldenepos, Cöthen 1919.

S. 114 **Tacitus,** Germania, c. 7.

S. 115 **Castiglione,** Il Cortegiano III. Buch LI.
Platon, Gastmahl, c. VI.

S. 116 **Beduinin in der Schlacht:** Hierzu und zum Folgenden Rudolf Geyer, Die arabischen Frauen in der Schlacht, in: Mitteilungen d. Antropol. Ges. i. Wien, 39. Bd., Wien 1909, S. 148—155.
Merkab: S. J. Curtius, Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients, Leipzig 1903, S. XVI.
Geheni-Frau: Alois Musil, Arabia petraea III, Wien 1908, S. 390.

S. 117 **Tacitus,** Germania, c. 8.
Thusnelda: Tacitus, Annalen.

S. 118 **C. J. Caesar,** Commentari Belli Gallici I, 30—45.
Selbstverteidigung der Frauen: Paulus Orosius, Historiae adversus paganas.
Die Entblößung des Körpers: R. Geyer, a. a. O. S. 154.

S. 119 **Der Flüchtige als Verräter:** Plutarch, Marius 19.
„Jedesmal fügt sich": Merschberger, a. a. O. S. 124.
Scheidungsrecht für beide Geschlechter: Merschberger, a. a. O. S. 118—126.

S. 120 **Nichtverstehen der Ehegatten:** Geschichte von Glum, c. 16.
Hosen und Halsausschnitt als Scheidungsgrund: Laxd. s. c. 34; 35.
Vorsätzliche Ehrenkränkung: Njala, c. 34.
Schlag ins Gesicht: Laxd. s. c. 32; Gesch. v. Goden Snorri, c. 14.
Unehrenhaftes Verhalten: Laxd. s. c. 30.
Ehrloses Handeln: Njala, c. 135 (Scheidung wegen Feigheit des Mannes); ähnlich Njala, c. 150 (Verweigerung der Hilfe für einen Hilfsbedürftigen aus mangelndem Mut); Gesch. v.

Thord u. s. Ziehsohn, c. 17 (Verrat des Gastes); das gleiche gilt für die Ehe der Vigdis in der Laxd. s. c. 14—16: Das Unvermögen, einen Menschen zu lieben, der sich in einer entscheidenden Lage nicht bewährt, ist auch für sie Grund genug, um sich von Thord zu trennen.

Thordis und Arngrim: Geschichte von Glum, c. 21.

Das Alte Sigurdlied, Thule I, 33.

Gudrun und Kjartan: Laxd. s. c. 78.

S. 122 **Mathilde:** Liane v. Gentzkow, Königliche Frauen i. d. Wanderungszeit u. d. frühen Mittelalter, Freiburg 1936, S. 110.

Asfrid: Bugge, Die Wikinger, übtr. v. H. Hungerland, Halle 1906, S. 80 ff.

S. 123 **An den Unternehmungen des Königs beteiligt:** W. Hunke, a. a. O. I, 42, die weitere Beispiele insbesondere für die Königin-Mutter gibt. — Ferner Anm. zu S. 105 über Sigilgaita.

Widukind von Corvey, Sächsische Geschichte II, 97.

Gefolgschaft der Königin: Snorris Königsbuch I, Gesch. v. Olaf Tryggvissohn, c. 21, Thule XIV.

S. 124 **Hrosuitha von Gandersheim:** Werke, übtr. v. H. Homeyer, Paderborn 1936.

Kaiserin Kunigunde: Jahrbücher des dt. Reiches unter Heinrich II., v. S. Hirsch, Bln. 1875, 2. Bd., S. 334 f.

S. 125 **Robert Burdet:** Joh. Steenstrup, Normannerne, Kopenhagen 1876 I, S. 271 f.; n. Bugge, a. a. O. S. 78.

Ethelred und **Thyra:** Bugge, a. a. O. S. 83.

S. 126 **Runensteine:** W. Hunke, a. a. O. II, S. 9; 24 ff.

Gryd und Thyre: Bugge, a. a. O. S. 72.

S. 127 **Weibliche Ahnen im Totenkult:** W. Hunke, a. a. O., Kap. III.

S. 128 **Gesteigerte Wirklichkeit des Heldenliedes:** „Man werfe dem Heldenlied oder gar der Saga doch nicht vor, daß sie idealisieren und einem Heldenbilde huldigen, dem die Wirklichkeit nicht immer entsprechen konnte. Sind denn die Werte, die der Mensch den Dingen verleiht, weniger ‚Wirklichkeit' als diese selbst? Solange diese Werte ernst genommen werden, gewiß nicht; man wird im Gegenteil behaupten können, daß die Dinge dann nur eben so viel Wert und ‚Wirklichkeit' haben, wie der Mensch von sich aus ihnen zugesteht. Offenbar wollten das Heldenlied und in anderer Weise zum Teil auch die Saga nicht nur Wiedergabe, sondern auch wertende Gestaltung und Bewältigung der Wirklichkeit sein. Das mindert ihren kulturgeschichtlichen Wert in keiner Weise — im Gegenteil: Erst damit erhalten wir eigentlich die Gesichtspunkte, mit denen wir das Seelenleben dieser vergangenen Welt entwirren können." (W. Gehl, Der germanische Schicksalsglaube, S. 15 f.). — „Wo das Heldenlied Wunschbilder gibt, da sind es ideale Forderungen an den Menschen und seine Aktivität, nicht an die Wirklichkeit" (Clemens Lugowski, a. a. O. S. 127).

Kap. II/1 S. 131 **Uns ist in alten maeren:** Nibelungenlied, Übs. v. Simrock m. gegenübergest. Urtext, hg. v. W. Freye, Bln. 1918.

S. 137 **Gudrun Osvifstochter:** Laxd. s. c. 33.

S. 138 **In besonderer Schöpfung:** Koran, Sure 56, 34—35.

Sie werfen kurze Blicke: Koran, Sure 55 u. 56.

Die Brunhildsage: Andreas Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, 3. Ausg., Dortmund 1929, S. 185.

S. 139 **Alle Leidenschaft:** Grönbech, a. a. O. I, S. 21.

S. 142 **Thordis:** Geschichte vom Goden Snorri, c. 14.
Gudrun: Laxd. s. c. 32.
Hallgerd: Njala, c. 11.
S. 143 **Wir drei Geschwister:** Das grönländische Atlilied, 98, 1.
In dem Rückblick der Gudrun: B. Kummer, a. a. O. S. 17.
S. 146 **Waltharilied:** Ein Heldensang aus dem 10. Jahrh., übs. u. erl. v. H. Althof, Leipzig 1896.
S. 152 **Entwicklung vom „mikilmenni" zum „drengr godhr":** W. Gehl, Ruhm und Ehre.
S. 159 **Was die Bauern:** Wechßler, Kulturprobleme, S. 329, 341.
S. 160 **Platon:** Das Gastmahl, c. VI.
S. 161 **Montesquieu:** Esprit des Lois 1. 28. ch. 22.
S. 162 **Wie lange noch, o Herrin:** Mudgalis, übs. v. Hoenerbach und Ritter, Oriens, Zschr d. internat. Ges. f. Orientforschung, Vp. V. Nr. 2, Leiden 1952.
Damit war die Höhe: Wechßler, Kulturprobleme, S. 212.
Liebesvereinigung: H. Naumann u. G. Müller, Höfische Kultur, 1. Teil: Ritterl. Standeskultur um 1200, Halle 1929, S. 22.
Nach allem Anschein: Wechßler, Kulturprobleme, S. 86.
S. 166 **Dieses Spiel der Verstellung:** U. Mantell, Kleine Kulturgeschichte der großen Sehnsucht, Vom Wandel des erotischen Wunschbildes, Stuttgart 1953, S. 86.
S. 167 **In einer rohen, kriegerischen Zeit:** Wechßler, Kulturprobleme, S. 182.
S. 168 **Welch Weib versagt ihm einen Faden:** „Die letzte Zeile nimmt also ‚Faden' wörtlich und damit den Liebenden als ‚Dienstmann', der von seiner ‚Herrin' nur ein Gewand zu beanspruchen hat." Hans v. Böhm, Die Gedichte v. Walther v. d. Vogelweide, Urtext u. Prosaübersetzung, Berlin 1944, S. 186.
S. 170 **Mit jedem Handeln:** Platon, Das Gastmahl, c. VIII.
S. 172 **Unsitte der Werbung:** Bei Hartmann von Ouwe muß Enite ihre sittenwidrige weibliche Aktivität dadurch entschuldigen, daß der Tod ihres Gatten sie so „außer sich" gebracht hat, daß sie die höfische Regel nicht mehr beachten konnte; die Herrin von Narrison verzichtete nur, weil sie „die Schande fürchtete", darauf, um Iwein zu werben.
In Wirklichkeit sucht die Liebe: H. Naumann, a. a. O. S. 18 ff.
S. 174 **Der Stricker:** Von einem übelen wîbe.
S. 176 **Berthold von Regensburg:** Vollst. Ausgabe seiner Predigten, v. Franz Pfeiffer, Wien 1862. 21. Predigt: Über die Ehe, S. 325.
Teile des Alten Testaments: Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis, eingel. v. A. Heusler, Leipzig 1933. — Die 1894 im Vatikan aufgefundenen Bruchstücke der Altsächsischen Genesis sind hier durch die entsprechenden Stellen der angelsächsischen Genesis des angelsächsischen Dichters Cädmon ergänzt worden, die man als Interpolation und wörtliche Übertragung aus dem Altsächsischen erkannt hat. Siehe: Heliand und Genesis, hg. v. Otto Behaghel, Halle 1922, G. H. Gerould, The transmission and date of Genesis B., Mod. Lang. Notes 26, 129, der vermutet, daß der Text der Altsächsischen Genesis im Ausgang des 10. Jahrh. nach England gebracht worden sei durch den Verfasser der Vita des hl. Dunstan.
S. 178 **Folge der Entwurzelung:** Kummer, Mission als Sittenwechsel, Leipzig, S. 21. — Theiner-Mehnert, Cölibat und Sittlichkeit, Leipzig 1932.

S. 180 **Isis kehrt wieder:** Walter Schubart, Religion und Eros, München 1944, S. 43.

S. 181 **Matres und matrones:** Siegfried Gutenbrunner, Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften, Halle 1936, S. 117; 120 ff.

Germanische Mütterkulte: W. Hunke, Die germanische Mutter, Kap. 3: Unsterblichkeit. — Gutenbrunner, a. a. O. S. 116 ff., Die Muttergottneiten.

S. 182 **Wo dem Weiblichen:** Kummer, a. a. O. S. 141.

S. 183 **Weder Jesus noch Paulus:** Herbert Preisker, Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten, Berlin 1927, S. 108.

S. 184 **Enzyklika Pius XII.:** Über die heilige Jungfräulichkeit, 25. 3. 1954.

Seit dem traurigen Falle Adams: ebd.

S. 185 **Bonifatius:** Otto Wissig, Iroschotten und Bonifatius in Deutschland, Gütersloh 1932, S. 121 ff.

S. 186 **Ausschweifung:** Cesarius von Heisterbach, Dialog v. d. Wundern, IV, 39.

Wenrich: Wenrici epistola c. 3.

Salvian: De gubernatione Dei X, VI.

S. 187 **Ethilbald:** Bonifatius ad regem Mercionum, Ethilbaldum; n. Wissig a. a. O. S. 132.

Petrus Damiani: Contra intemperantes clerios.

S. 188 **Unbekannter Verfasser aus d. Merowingerzeit:** Theiner-Mehnert, a. a. O. S. 36.

Um der Frau willen: Conrad Bitschin, Laborinthus vitae coniugalis III, fol. 83.

S. 189 **Philo:** De officio mundi 165.

Sie trägt das Gesicht der gotischen Madonnen: Mantell, a. a. O. S. 96 f.

S. 190 **Das Gesicht der Arnolfini-Braut:** Mantell, a. a. O. S. 96.

S. 191 **Thorgils:** Geschichte der Leute aus Floi c. 3031; Thule 13.

S. 192 **Dunkelster Fall:** Kummer, Midgards Untergang, Leipzig 1927, S. 235.

S. 195 **Borchard:** Theiner-Mehnert, a. a. O. S. 84.

S. 196 **Berthold von Regensburg:** 21. Predigt, Über die Ehe.

S. 198 **Berthold:** Von den vier Stricken.

Prügelliteratur: Franz Brietzmann, Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 1912.

S. 199 **Ein ritterlicher Ehemann:** Brietzmann, a. a. O. S. 173.

Er nehme: Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II, 261.

S. 200 **Berthold:** 55. Predigt, Von den drei Fürstentümern; Über die Ehe.

Jütländisches Gesetz: Erlassen von Waldemar dem Sieger im Jahre 1241 (2, 82).

Fröhlich so will ich singen: Brietzmann, a. a. O. S. 182.

S. 202 **Costume von Aardenburg:** Wettelijehden, Oude vaterlandsche rechtsbronnen I, 15 (1892).

S. 203 **Auferstehungs- und Fastnachtsspiele:** Richard Koebner, Die Eheauffassung des ausgehenden deutschen Mittelalters, Arch. f. Kulturgesch. IX. Bd., 2. Heft. Leipzig 1911, S. 172.

Neben der Tüchtigkeit: Wolfgang Krause, a. a. O. S. 73.

S. 204 **Ubele-wîp-Poeten:** Brietzmann, a. a. O. S. 146, 231 ff.

S. 206 **Malleus maleficarum (Der Hexenhammer):** Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum erstenmal i. Deutsche übertr. u. eingel. v. J. W. R. Schmidt, Berlin 1906.

S. 211 **Luthers Verhängnis:** Schubart, a. a. O. S. 210.
S. 214 **Mätresse an deutschen Höfen:** Hans von Eckardt, Die Macht der Frau, Stuttgart 1949, S. 288.
S. 219 **Forderung eines Gutachters:** Marianne Weber, Ehefrau und Mutter i. d. Rechtsentwicklung, Tübingen 1907, S. 473.
S. 221 **Ein so flüchtiges Mirakel:** S. de Beauvoir, Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau; übs. v. Rechel-Mertens u. Montfort, Hamburg 1951, S. 726.
S. 222 **Technische Idee:** F. J. J. Buytendijk, Die Frau, übs. a. d. Holländischen, Köln 1954, S. 278.
Die Mutterschaft, vom schmerzhaften Gebären: H. v. Eckardt a. a. O. S. 397.
Nicht nur die Vereinbarkeit: Christian E. Lewalter, Ganz im stillen fing es an, Die Zeit, 25. 3. 1954..
Teils muß man zugeben: Philipp Lersch, Vom Wesen der Geschlechter, München 1950, S. 103 f.
Teils verzeichnet man mit Freude: Hans v. Eckardt, a. a. O. S. 393.
S. 223 **Teils begrüßt man:** U. Mantell, a. a. O. S. 247.
S. 224 **Faktoren des Wandels:** hierzu die grundlegenden soziologischen Untersuchungen von H. Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart 1953, und Gerhard Wurzbacher, Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens, 2. Aufl., Stuttgart 1954.
S. 227 **Die tausend Inderinnen:** Inderinnen beten ihre Männer an, Die Welt am Sonntag, 19. 6. 1955.
S. 235 **Marianne Weber,** Ehefrau und Mutter, S. 300 f. **Kap.**
S. 236 **Mathilde Vaerting,** Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie, Karlsruhe 1923, S. 137 f. **II/2**
S. 237 **Simone de Beauvoir,** Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau (Le deuxième Sexe) Hamburg 1951, S. 10.
S. 239 **Philipp Lersch,** Vom Wesen der Geschlechter, München 1950.
S. 246 **Wie die beiden Elektrizitäten:** Joh. E. Erdmann, Psych. Briefe 3. Aufl. 1863 S. 77; zit. n. Lersch, a. a. O. S. 117.
S. 251 **Simone de Beauvoir,** s. Anm. S. 237.
S. 254 **M. Vaerting,** Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib, I. Bd. Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat, Karlsruhe 1921.
S. 260 **Margaret Mead,** Mann und Weib (Male and Female), Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt, übs. v. A. Holler, Konstanz 1954.
S. 261 **M. Vaerting,** Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib, II. Bd. Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie, Karlsruhe 1923.

Namen- und Sachregister

Abendland: 226, 228, 232, 253.
Abgeschlossenheit der Frau von der Öffentlichkeit: 24, 25, 136, 141, 142, **150,** 202, 204, 210, 216, 231, 244.
Abhängigkeit: 28, 33, 36, **58,** 215.
Abkehr der Frau **vom fremden Vorbild: 217—220,** 222, 223—225, — des Mannes —: 223.

Ablehnung der Werbung durch die Frau: 98, 100, 103.
Abscheu vor der Frau: 61, 181 f.
Abstand, Abständigkeit: 13, **80,** 159, 243, 244 f.
— des Mannes: 80, 229, 230, 241.
— der Frau: 80, **138,** 229.
Abu Bakr Ibn Baqi: 29.
Acht, Ächter: 105, **106,** 107.
Achtung fremden Willens: 75, **80 ff.,** 96, **97 ff., 103 f.,** 119, **194 ff.,** 202.
— des Gegners: **77,** 81, **152.**
— des Kindes: 80.
Adam, 'adam, der Mensch: 29, **41 ff., 43 f.,** 47, 61, **62 ff.,** 68, 70, 73, **176 ff.,** 184, 188, **194 f.,** 207, 210, 224, 245, 249.
Adela, Markgräfin: **110,** 111, 122, 151, 203.
Adelheid, Kaiserin: 122, **124.**
Aga Khan: 244.
Aggressivität: 248, 255, 256, 257, 260, 261.
Agilulf, Langobardenherzog: 100.
Agio, Langobardenherzog: 92.
Ägypten: 49, 51, 53, 244, 246, 250, 253.
Ahnen, weibliche: **127, 181.**
Aktivität: 104, 229, 238, 239, 248, 249, 259.
— der Frau: 104, 219, 222, 229, 250, 260 f.
Al-Fadîl: 29.
Al-Farid: 33.
Al Hakam, Emir: 30.
Alboin, Langobardenkönig: **77.**
Albruna: 94.
Aldebert, fränk. Priester: 186.
Alkibiades: 25.
Allâh: 28, 29.
Alte Jungfer: 234.
Altertumskunde: 54, 250.
Altes Testament: 45, 54, 58, 61, 176, 178, 206.
Ambrosius von Mailand: 70 f.
Analogie, Analogieschluß: **248 f.**
Anbetung des Mannes: 227.
Anerkennung aus sachlicher Einsicht: 75, 80, **90 ff.,** 93, 203.
— fremder Überlegenheit: 81, **87,** 90, 92, 203.
— der weiblichen Persönlichkeit: 74—76, **81—84,** 87 f., **89—96,** 97, 103 ff., 122 ff., **125 ff.,** 167, 203.
Angst, Lebens-, Welt-: **8 ff.,** 12, **56, 59,** 61, 252.
— vor dem Alleinsein: **8 ff.,** 12, 39, **252.**
— vor Freiheit: 220.
— vor dem Unendlichen: 12, 25.
— vor dem Ungewissen: 12, 21 f.
— vor dem weiblichen Geschlecht: 64, **69,** 70, 188, 195, **207 ff., 249.**
Ängstlichkeit des Mannes: 133, 198.
— der Frau: 147 ff.
Anmut: 5, **14,** 171, 238.
— des Mannes: 5, 6, **14,** 25, 26, 244.
— der Frau: 221, 231, 244.
Anpassung des Mannes an die Umwelt: **4, 11, 17,** 170, 259.
— der Frau: 240, 257, 259.
— an das männliche Wunschbild: 168, **233 f.**
Anschauungsbilder: 9 f.
Anschmiegsamkeit: 236, 256, 257.

Antike: 161, 247.
Apollon: 23, 26.
Ar-Ramadi: 30.
Araber: 28—34, 35, 39, 79, 114, 116, 117, 244.
—in: **116 f.,** 118, 231.
Arapesh: 260.
Arbeitsteilung: 85, 102, 104, 128.
arbiter elegantiarum: 26.
Aristophanes: 251.
Aristoteles: 25, 246.
Armenien: 52, 53, **55.**
Armin, Cheruskerfürst: 99, 100, **117 f.**
Arnaut Daniel: 36.
Arngrim, Mann der Thordis: 120.
Artus, König: 153.
Asa, norweg. Königin: 125.
Aschera: 48.
Asdis, Grettirs Mutter: 85, 232.
Asfrid von Haithabu: 123.
Ask und Embla: 68, **86,** 251.
Askese, asketisch: 61, **181 f.,** 205, 207, 208, 215.
Aslaug, dän. Königin: 112.
Assyrien: 53 ff.
Astart: 48.
Athenerin: 24, **25,** 97.
Atli, Hunnenkönig: 104, 142.
Atlilied, Altes: 104.
— grönländisches: 143.
Aud, Gislis Frau: **107 ff.,** 122, 149, 232.
— Thords Frau: 87.
auf die Frau bezogen: 6 ff., **10 ff.,** 24, 27, 141, 150, **155 ff., 168 f.,** 174, 230.
auf den Mann bezogen: 138, 142, 168, 231.
Auf-sich-wirken-Lassen: 240.
Aufgaben der Geschlechter, verschiedene: 150, 174, 236 f., 240, 254.
Aufklärung: 214, 224.
Aufkündigung der Treue: 119.
Auflehnung der Frau gegen das fremde Vorbild: 133 f., **174 ff.,** 194, **197 ff.,** 202, **212, 217 ff.,** 226.
— des Mannes gegen das fremde Vorbild: **185, 186.**
— des Mannes: 249.
Aufopferung der Frau: 236, 257.
Augustinus: 178, **193,** 211, 231.
Ausdrucksgehalt der Leibeserscheinung: 255 f.
Ausgriff: 244 f., 249.
— der Frau: **82,** 85, 100, 125, **143,** 148, 223, 229.
— des Mannes: 85, 153 f., 174, 229, 230, 238, 239, 244, 256, **257.**
Auswirkungen der Rückkehr zum eigenen Vorbild für die Frau: 220, **222 ff.**
— für das Geschlechterverhältnis: 220.
— für den Mann: 220.
Auswirkungen des Vorbildwandels: 162 ff., 186 f., 192, 227.
— für die Frau: **148 ff., 192, 197,** 204, 213, 215, 228, **229 ff., 233 ff.**
— für das Geschlechterverhältnis: **148, 150 ff.,** 172, **173 f.,** 192, 228, **229 ff., 237 f.**
— für den Mann: **148,** 228, **229 ff.**
— für die Selbstauffassung der Geschlechter: 228, **237 f.**

Autorität, innerlich begründete: 225.
— des Mannes in der Ehe: **174, 193,** 204, **210 f.,** 216, 219.
Ba'al, Ba'alat: 48.
Babylonien: 48, 49, 53.
Bachofen, J. J.: 246.
Balla: 66, 69.
Balzac: 258.
Baum: 48, 51, 86.
— der Erkenntnis: 41, 42, 43, 47 f.
— des Lebens: 41, 43, 44, 47 f., 49.
Beauvoir, Simone de: 237, 247, **251—254,** 255.
Beda: 92.
Bedeutung, Sinn: **84,** 248, 249, 252, 254 f., 263.
Beduinen: 116 f., 244.
Beeinflußbarkeit: 262.
Begattung, Coitus: 239, 247, 248, 249, 250.
Begehren: 172, 173, 174.
Begierde, Geschlechtslust: 60, 63, **64, 66 f.,** 118, 185, 188, 189, 211.
begreifendes Denken: 240, 241, 244.
Beherrschen (s. Herschaft): 240, 251.
Beifall: 5, 6, 7, 9, 155, 156.
Beiordnung: 80.
Beischlaf: 211.
Bejahung, Schicksalsbejahung: 13, **79 ff.,** 84, **137 f.,** 144.
Bekenntnis der Frau **zum eigenen Gesetz: 197, 204,** 205, **217—225,** 226, **227,** 230.
— des Mannes: **148, 152,** 174, **230.**
Bergthora: 81, **105,** 149.
Bernart de Ventadorn: 35.
Bertha, Gemahlin Heinrichs IV.: 106.
Berthold von Regensburg: 176, 196, 198, 200.
Bertrada, Mutter Karls des Großen: **94 ff.**
Berufsleben der Frau: 224, 239.
— des Mannes: 150, 151, 212.
Berufswahl: 221.
Bescheidenheit gegenüber dem Mann: 236.
Beschuldigung, falsche: 31 f., 36.
„Bestimmung" des Weibes: 41, **69,** 189, **212 f., 214,** 217, 218, 229.
Bestimmung der weiblichen Existenz in Beziehung zum Mann: 41, **43 f., 68 f.,** 151, 168, **173, 189 f.,** 193, 202, 211, 212, 214, 217, 218, **229 ff., 233 ff., 235 ff., 242 f.,** 245 f., 249, 250, 254, **256 ff.**
— durch den Mann: **68, 168,** 189, **229 ff., 233 ff., 236, 237, 253 f.**
Bestrafung der ungehorsamen Frau: 197—202, 203.
Betreuen: 190, 240, 257.
Bewährung der Gesinnung: 76, 86, **109.**
Bewegungsstil der Geschlechter: 240, 244, 255, 259.
Bewußtheit: 250, 258.
Bewußtsein: 248, 263.
Bezogenheit, polare: 8, 10, 14, 20, 24, 25, 116, 139, 150, 159, 169, 170, 224, **229 f.,** 252, 259.
Bildung durch die Minne: 37, **159 ff.,** 167, **169 f.**
biologische Funktionen der Geschlechter: 239, 240, 247, 248, 254.
Bjargey, Frau des Havard: **110 ff.,** 113, 122, 149, 232.
Bonifatius: 182, **185 f., 187.**
Borchard: 195 f.
Bosheit des Weibes: **64 f., 69.**
— der Menschheit: 64.

Braut: 97, 101, 103, 116.
Brechen des weiblichen Willens: 133 ff., 198.
Bruder: 97, 212.
Bruderschaft in Christo: 182, **183.**
Brünnhild: 132—136, 143, 145.
Brynhild: 99, 100, **120 f., 131 f., 135 f., 145 f.,** 223.
B-Typus: 9.
Buddhismus: 245.
Bürgerliches Gesetzbuch: 40, **219.**
Bürgertum, Bürgerlichkeit: 216.
Buytendijk, J. J.: 247, 251, **254—259.**
Caesar: 27, 118.
Castiglione, Baldassare Graf: 7, 10, **115.**
Charme: 213.
— der Frau: **221 f.**
— des Mannes: 4, 5, 14.
Chlotar II.: 97.
Christentum: 247.
Chrysostomus: 70.
Churri (s. Hori, Hurriter): **52—55,** 61.
Claudius Civilis: 94.
Clemens Romanus: 70, 192.
Clemens, fränk. Priester: 185 f.
Cölibat: 184 ff., 210.
Constanze-Modell: 223.
cortezia: 38.
Dame: 4, 6 f., 8, **10 f.,** 27, 40, 73, 155, 161 ff., 217, 224, 229.
Dämonen, Dämonenfurcht: 208.
Dämonisierung des Weiblichen: 49, **51,** 133, 144 f., 151, **187, 198,** 200, 202, 204, **207 f.,** 209.
Dänemark: 74, 112, 125, 126 f.
Darbietung: 5, 14, 15, 38.
Demosthenes: 24.
Demut: 28, **29 ff.,** 36, 79.
— der Frau: 182, **194,** 231.
— des Mannes: 29, **30 ff., 143 f.**
Desiderius, Langobardenkönig: 94 f.
Deutschland: 73 f., 106 ff., 109 f., 120, 123, 162, **217,** 226, 252.
Diener, ergebener: 34, 40, 142, 143, 150, **174.**
Dienerin des Mannes: 40, **102, 150,** 182, 202, 212.
Dienst um Minne: 35, 36, 139 f., 150, 155.
Dienstmann: 36, 37, 131.
Dienstverhältnis des Liebenden: 29 ff., 142, 161.
—, fiktives: 35 ff., 144, 161, 164, 165.
Dirne: 24, 27.
Disen: 181.
domna: 22, **35,** 37, **181.**
doppelte Moral: 65, 66, **67, 103,** 188 f., **232,** 236.
Dorertum: 23, 24.
drengr godhr, drengskapr-Geist: 83, **152,**
Dualismus, spätiranischer: 61.
Dummheit der Frau: 203, 204, 216.
Ebenbürtigkeit der Geschlechter: 78 ff., 97, 98, 99, 100, **101, 120 ff., 128, 132 f.,** 194, 215.
Eckehart, Meister: 183, 189, 215.
Edda: 99, 131.
Edid (Edgith), Gemahlin Ottos I.: 123.

Edwin, engl. König: 92.
Ehe (dtsch.): 41, **150, 174 ff., 210.**
— (germ.) 78, **89 f., 96 ff., 98 ff., 101 ff., 105 ff.,** 109, 185, 187, 224.
— (hurr.): 67, **183 ff.**
— (mm.) **22 f.**
— in Griechenland: **24.**
Ehe, das Grab der Liebe: 22, 98.
— als Geschlechtsgemeinschaft: 67, 101, **184, 211.**
— als Hindernis für die Gottesgemeinschaft: **67 f., 183 ff.**
— als Rechtfertigung der weiblichen Existenz: **167,** 212, 230, **233.**
— als Sakrament: 184.
— als Schicksalsgemeinschaft: **101 ff., 105 ff., 109 ff.,** 185 f.
— als Schutz gegen Hurerei: **67, 184, 211.**
— als Verwesentlichung: **121, 184, 185, 215.**
—, religiöser Gehalt der: 102, 183, 211, 215.
—, sittlicher Gehalt der: 24, 97, 98, 101 ff., 121 f., 183, 185, 215, 225.
Ehebruch: 67, 119, 187.
Ehefrau (dtsch.): 133, 135, 142, 150, 210, 212, 213.
— (griech.): 24.
— (mm.): 22.
— (prov.): 37.
— verstoßen: 185 ff., 195.
Eheherr: 40, **150, 174, 192 ff., 210,** 212, 230.
Ehekontrakt, ziviler: 214.
Ehelosigkeit der Frau: 233.
— der Priester: **183 ff.,** 210.
Ehemann (dtsch.): 150, 174 ff., 194 ff., 202, 210, 212.
— (griech.): 24.
— (germ.): 224.
— (hurr.): 185.
Ehescheidung: 67, **119 f.,** 227.
Eheschließung: 101 ff., 104.
Eheungültigkeitserklärung durch die Kirche: 106 f., 107, 185 f., 195 f.
Ehre (arab.): 34 f.
— (germ.): **75 f.,** 79, **86,** 87, 92, 93, **109, 152,** 229.
— (mm.): **6, 7,** 11, 17, 36, 140, 142, 155, 156 ff., 169.
— der Ehegatten: **81, 97, 102.**
— der Frau (germ.): **76,** 82, **86, 91,** 99, 117 f., 136, 197.
— — (hurr.): 101, **210, 211.**
— — (mm.): 7.
Ehrgefühl: 79, **85, 109.**
— der Frau: **81, 85, 109,** 232.
Ehrverlust, Ehrverletzung: 109 ff., 117 ff.
Eifersucht: 7, **20 f.,** 22, **50 f.,** 117, **119,** 181.
Eigenständigkeit der Frau: **78, 81 ff.,** 176, 233.
— des Mannes: **91,** 203.
Einheit mit der Welt: 245.
—, naive: 241, 242, 245.
Einmischung in „Männerangelegenheiten": 109, 151, **203.**
Einmütigkeit der Ehegatten: 96, 98, **101, 103, 105, 108,** 124, 149, **225.**
Einsamkeit: 9 f., 11, 252.
Einsatzbereitschaft der Frau: 75, **85, 107 ff.,** 229.
— des Mannes: 75, **85, 107 ff.,** 229, 230.
Einseitigkeit: 103, 108.
— der Verpflichtung: **103, 108, 145, 173 f.**

einseitig-männliche Sicht der Geschlechter: 235 ff., 237, 250, **257 f.**, **262 f.**, 264.
Einstehen für die Sippe: 88.
Eizelle, Ovulum, Ovarien: 239, 247, **248 f.**, 254.
Ekkehard von St. Gallen: 146, 147.
Eleganz: 25, 26, 27.
Eltern: 80, 126, 212.
Emanzipation des Mannes: 249.
Embryo: 253.
Empfangen: 172 ff., 231, 239 f., 250, 256.
Empfängnis: 182.
Energie der Frau: 83, 123, 230, 260.
— des Mannes: 230.
England: 74, 92, 100, 112, 113 f., 125, 218, 226.
Enthaltsamkeit: 67, 183, 185, 211.
Ergänzung: 78, 151, 230.
Ergebenheit: 28, 32, 35, 40, 79.
Ergebung in den Willen Gottes: **28 f.**
— in den Willen der Frau: **29 ff.**, **35 ff.**, 164, 167.
— in den Willen des Mannes: 135, **143 ff.**, 149, **190 ff.**, 212.
Erlösung: 59 ff., 61, 84, 180, 184.
Eros: 10, 25, 171, 242, 246.
Erotik: 166, 181, 192.
ersten Menschen, die (germ.): 68, **85 f.**, 251.
— (hurr.): **41 ff.**, 46, 68, 71, 251.
Erwecken: 172, 239, 242, 246, 248.
Erwecktwerden: 172, 239, 248.
Erziehung der Ehefrau zum Gehorsam: 134 ff., **143 ff.**, 191, 205.
— als Pflicht des Mannes: **192 ff.**, 196, **198 ff.**
Erziehung des Knaben: 212, 252.
— des Mädchens: 212, 217, **234**, 252.
Esprit: 15.
Ethelred, engl. Königin: 125.
Ethilbald, engl. König: 187.
Etzel: 142, 146.
Euripides: 23.
Eva: 41 ff., 43, **47 f.**, 60, **62 ff.**, 68, **69 ff.**, 73, **176 ff.**, 188, 189, **194 f.**, **206 f.**, 210, 224, 249.
— als Stammutter der Frauen: 178, 179, 198.
Evastochter: 178, 189, 227.
Existentialismus, französischer: 251 f.
Expansivität (s. Ausgriff).
Feigheit der Frau: 147 f.
— des Mannes: 133, 160, 232.
Feindschaft gegen Gott: 47, 48, 63, 209.
Ferndrang: 58, 153, 240.
Fernweit der Frau: 229.
— des Mannes: 229, 240 f.
Feudalwesen: 28, 29, 34, 35, 131 f.
Feuerbach, Ludwig: 246.
„Fleisch": 58, **59 ff.**, 62, 64, 67, **68 ff.**, 138, 159.
„Fleisch"gebundenheit der Frau: **62 ff.**, 67, **69**, 207, 245.
— des Mannes: 59, 60, **68 ff.**
Flirt: 18, 19, 161.
Form: 238, 240.
Formerfüllung: 12, 14, 19, 39, **170 f.**
Fortpflanzung: 44, 184, 210, 211.

Franken: 123, 131, 148, 185.
Frankreich, Franzose, Französin: 213, 238, 244, 252.
französische Revolution: 213, **214.**
„Frau": 167, 233.
Frau (arab.): 30.
— (hurr.): 61, **64 ff., 68 ff.**
— (germ.): **83 ff., 87, 93 f.,** 128.
— „die": 65, 231, **234 ff., 237 ff., 239—251,** 252, **263.**
—, mütterliche: 50, **180 f.**
—, verheiratete: 83, 84, 167, **182 f.**
—, unverheiratete: 83, 84, 166, 167, **182,** 233, 234.
—, unverstandene: 216.
— als ebenbürtige Gefährtin: **78, 80, 101, 102 ff.,** 110, **123 ff., 149,** 176, 215 f., **220.**
— als Eigentum: 101, 118, 191, 197, 200.
— als Familienoberhaupt: **82 f., 126.**
— als Friedensstifterin: 81, 87, 89, 90, 94 f.
— als Gefahr für den Mann: **64 ff.,** 177, 185, 186, **187 ff.,** 205.
— als Geschlechtswesen: **69,** 84, 139, 188, **235 ff.**
— als Heilsträgerin: 93, **112,** 117, **181,** 182, 187, 189, 208.
— als Ratgeberin: **91—96,** 123, **203.**
— als Lenkerin des Volksschicksals: 87, **92 ff.,** 123, 127, **181.**
— als „Natur": **67,** 240, 242, 245, 249.
— als Schicksalsstifterin: 181.
— als Schiedsrichter: 81, **94, 95 f.**
— als Schützerin des Mannes: 50, **74 ff., 88 ff.**
— als Schützerin des Rechts: 92 f., 95 f., **127, 181.**
— als Vermittlerin ewiger Werte: **38.**
— als Verwalterin der Ehre des Mannes: 81, 90, 91, **92 f., 109 ff.,** 152.
— als Vorbild der Gemeinschaft: 82, 88, 109, 110, **114.**
—, ein Mensch: **84,** 101, 128, **139,** 189, 215, **217,** 223, 233, **235,** 254 f., 256.
—, das Produkt ihrer Situation: **253 ff.**
—, ein unvollkommener Mensch: 87, 245.
—, ein unvollkommenes Tier: 206.
— im Leben der Gemeinschaft: **122,** 127, **220, 222.**
—, vom Mann aus definiert: **68 f.,** 168, **235 ff.,** 237, 244, 256, **257 ff.**
—, mit der Pflanze verglichen: 258.
— zieht den Mann „hinan": **37 f.,** 169, 231.
— zieht den Mann „hinab": 45, 62, **64 ff.,** 147, 178, **187 ff.,** 231.
„Frauenart": 142, 144, 148, 179, 209, 231, 232.
Frauenbewegung: 217 ff., 222.
—, Auswüchse der: 218 f.
„Frauenehre": 86, 165.
Frauenhaß: 61, **69 ff.,** 178, **187 f.,** 200, **205,** 207, 216.
Frauenkauf: 101.
„Frauenmensch": 197.
Frauenvorbild (arab.-mm.): 166, 231, 232.
— (germ.): 75 ff., 85, 203, 229.
— (hurr.): 213, 231, 232.
„Fräulein": 167, 233.
Freiheit: 85, 118, 238, 256.
— der Entscheidung: 78, **80 f.,** 97, 98, **99 ff., 103 ff., 134.**
—, Gleichheit, Brüderlichkeit: **214.**
Freiwilligkeit: 80 ff., 103.
Freundschaft: 139, 237.

Freydis: 232.
Friedel, Friedelehe: 98 ff.
Frieden: 75, 81, 104.
Friedfertigkeit der Frau: 248, 260.
— des Mannes: 248, 260.
Friedrich der Große: 81.
Fröhlichkeit, Freude zeigen: 39, 163.
Führertum der Frau: 82 f., 87, **92 f., 94—96, 122—125,** 127.
Fülle: 10, 240, 256.
„für den Mann": 43, 68 ff., 150, 212, 214, 218, 221, **229 f.,** 245, **257 f.**
Furcht vor Schande: 6, **115,** 140, 155, 160.
Furcht vor weiblicher Überlegenheit: 188, **192,** 204, **208.**
Galanterie: 4, 7, **16 ff.,** 24, 27, 35, 91, 140, 153, 161, 163, 169 f., 213 f.
Gambara: 92 ff., 94, 203.
Ganna: 94.
Ganzheitlichkeit der Welt von Mann und Frau: 148, 150, **229.**
Garin de Braune: 38.
Gastfrieden, Gasttreue: 77 f., 81, 92, 104.
Gattenwahl: 204, 234, 250.
Gawan: 154, 156.
Gebären: 67, 138, 182, 222, 240, 251, 252, 255.
—s, Fluch des: **42, 44, 63, 177,** 178, 189.
—s, Pflicht des: 210, 222.
gebärerisches Prinzip: 250 f.
Gebärmutter: 252.
Gebieter: 40, 133, 134, 143, 149, 150, 227.
—position: 218, 221, 242.
Geburt: 67, 182, 252.
Geduld: 29, 239.
— der Frau: 238.
— des Mannes: 16, 29, 31.
Gefährtin der Herrschaft: 123 ff.
Gefallen, Gefallen-Wollen: 6, **10 ff.,** 16, 38, 39, 253.
— der Frau: 10 f., 13, 168, 212, 214, 218, 213, 234.
— des Mannes: **6 ff.,** 10, 36, 91, 115, **140 ff.,** 160, 161.
Gefallsucht, Eitelkeit der Frau: 217, 231.
— des Mannes: 11.
Gefangenschaft: 117 ff.
Gefolgschaft: 112, 119, 173.
— der Frau: 82, 96, **123.**
Gefügigkeit der Frau: **149,** 194, 204, 257.
— des Mannes: 16, **32 ff.,** 36, 161, 170.
Gefühlsgebundenheit, Gefühlsbetontheit der Frau: 229, 241, 262.
— des Mannes: 261.
Gefühlskälte: 231.
Gegeneinander von Mann und Frau: 132 ff., 148, 178, **189, 193, 198 ff., 204 f.,** 225.
Gegensätzlichkeit der Geschlechter, totale: 68 ff., 178, **189,** 202, **205,** 212, **236, 239 ff., 246 f.,** 254, 257, 258.
Gegenwartsgebunden: 241, 242.
Gehorchen gegen den eigenen Willen: 193, 219.
Gehorsam der Frau: 40, **143 f., 149,** 175, 212, 229, 231, 257.
— des Mannes: **7, 28 ff.,** 31, 42, 43, 142.
„Gehorsamsparagraph": 219.
Gehorsamspflicht des Weibes: 44, 63, 68, 69 f., 135, 143, **174 ff., 190 ff.,** 196, 210, 214, 217, 219.
„Geist": 49, 58, **59 ff.,** 64, 69, 182, **189.**

Geistteilhabe des Mannes: 64, 69, **189,** 245.
Geliebte: 192, 213 f.
Genesis, alttestamentliche: **41 ff.,** 61, 64.
— Altsächsische: **176 ff.,** 189.
Gentleman: 8, 170.
Gepiden: 77.
Gerechter: 58.
Gerechtigkeit: 60, 262.
Germanen: 26, 58, **72—128,** 138, 246, 250, 253.
Gernot: 139.
Geschichte: 227, 228, 238, 250.
Geschlecht, das andere: **10,** 24, 237, 256, **261 f.**
—, das eigene: **10,** 24, 25, **68 f., 84,** 235, 256, **261 f.**
—, das schwache: 135, 147, 148, 206, 225.
—, zweites: 216 f.
Geschlechtermythos (dtsch.): **251.**
— (germ.): 68, **86,** 251.
— (hurr.): **41 ff.,** 251.
— (platon.): 10, 251.
Geschlechterkampf: 69, 132, 134, 178, **189, 198 ff.,** 205, 224, **249.**
Geschlechterpsychologie: 193, 236, **239 ff.,** 246 f., 251, 261, **262 ff.**
Geschlechtlichkeit (germ.): **84, 235.**
— (hurr.): 43, 44, **68 f.,** 84, 182, 211, **235,** 249.
— (mm.): 84.
geschlechtsbetont: 69, 236, 256, **261 ff.**
geschlechtslos, geschlechtlich neutral: 68 f., 182, 236, 256, **261 ff.**
Geschlechtsmerkmale, primäre: 239, 247.
— sekundäre: 240.
Geschlechtszugehörigkeit als Maßstab: 83, 91, 128, 224.
Geschmeidigkeit des Mannes: 4, 5, 11, 14, 17, 244, 255.
Geschwätzigkeit der Frau: 143 f., 209.
— des Mannes: 144.
Geschwister Jesu: 180, 182.
Geselligkeitsbedürfnis: 9 ff., 39.
Gesellschaft, „Welt": 9, 10, 12, 14, 143, 150, 164, 170, 233.
Gesinnung: 76, 86, 109, 136, 165, 170.
Gest: 137, 138.
Gestalten: 238, 240, 241, 256.
Gewaltherrschaft des Mannes: 44, 62, **69 f.,** 104, 177, 178, **193,** 202.
Gewandtheit des Mannes: 5, 14, 17 f.
Gewissen: 12, **87.**
Giraut de Bornelh: 35.
Gisela, Gemahlin Konrads II.: 107.
Giselher: 140.
Gisli, Mann der Aud: **107 ff.**
Gleichberechtigung: 194, **219, 220, 221, 224 f., 226 ff.**
—, bedingte: 220 f.
—, germanische: 224.
—, sowjetrussische: 224.
— im Orient: 226 f.
Gleichgerichtetsein: 25, **80, 85, 86, 102, 119, 128,** 147, 215, **228 f.,** 255.
Gleichheit in der Verschiedenheit: 220.
Gleichmacherei: 221, 224.
Gleichrichtung von Mann und Frau: 85, 86, 102, 119, 126, 128, 158, **228, 260.**
Gleichstellung von Mann und Frau: 68, 78, 86, 103, 119 f., **125, 128,** 194, 215, **220,** 228, **260.**

Gleichwertung von Mann und Frau: 68, 82, **83 ff.,** 85, **125 f.,** 128, 139, 228.
Gnade: 28, **35 ff.,** 38, 181.
—, göttliche: 28, 38, 184.
„gnädige Frau": 38.
Goethe: 38, 41, 213.
Gorm der Alte, dän. König: 125, 126.
Goten: 123, 186 f.
Gottes Ebenbild: 45, 68, 69.
Gottes Wille, Gebot: 174 ff., 190, 195, 230.
Gottfried von Straßburg: 179, 231.
Göttlichen, Verhältnis zum (arab.): **28.**
— (germ.): 74, 215.
— (hurr.): 45, 50, **56 f.,** 59, 79.
Gramoflanz: 155 f.
Gramont, de: 14.
Grausamkeit der Frau: 30, **31,** 33, **161 f.,** 166, 231.
— des Mannes: 30.
Grazie: 213, 231, 244.
Gregor II.: 185.
Gregor VII.: 186.
Grettir der Starke: 85, 87 ff.
Griechentum: 23—26, 27 f., 115.
Grimkel: 90 f.
Großzügigkeit, Hochherzigkeit: 76.
Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland: 220.
Gryd: 126.
Gudrun: 104, 120 f., 131, 135, **142 f.,** 145 f., 148.
— Osvifstochter: **74 ff.,** 80, 81, 90, 121, **137 ff.,** 142, 232.
— (Gudrunlied): 98, 100.
Guillaume IX. von Aquitanien und Poitiers: 34 f.
Gunnar: 104, 131, 135.
— Thidrandistöter: 74 f., 81.
Gunther: 113 f., **131—136,** 139, 140 f., 143, 146, 199.
Gurnemanz: 171.
Güte der Frau: 108, 191.
— des Mannes: **107 ff.,** 199.
— der Darbietung: 11, 38 f.
Gyda, engl. Königin: 100.
Haar, langes: 112.
Hagen von Tronje: 131, 133, 135, **144,** 146.
Hallgerd: 142.
Handarbeiten der Frau: 202.
— des Mannes: 261.
Handeln aus Neigung: 229, 241.
— aus Pflicht: 229, 241, 243.
Handkuß: 35, 100.
Harald Schönhaar, König: 73.
Harald, Norweg. Jarl: 95.
Harem: 226.
Harmonie: 13, 23, 25.
Hartmann von Ouwe: 165, 172, 174.
Hartmut: 98.
Haru: 53.
Hausdrache: 202.
Haushalt: 24, **104, 202,** 204, **210,** 212.
Hausvater: 192, **210,** 211.

Havard, Mann der Bjargey: **110 ff.,** 113, 122.
Hegel: 246.
Hegen: 240, 257.
Heil (germ.): **86,** 88, 93, 97, 102, 105, **112 ff., 180, 208.**
— (hurr.): 60, 180.
Heiliger Geist: 49, 175.
Heinrich I.: 123.
Heinrich II.: 106 f., 124.
Heinrich IV.: 106, 109.
Heinrich, der Teichner: 199, 204.
Heirat: 101 f., 103, 167, 211.
Helga, Thorodds Tochter: 191 f.
Helgi Hundingstöter: 100 f.
Herr, „Meister": 41, 42, 44, 63, 68, 70, 91, 132 ff., 143, 145, 147, 174, 198, 204, 210.
Herrenanzug: 223, 226.
Herrin: 30, 34, 150, 161, 167.
Herrschaft, Herrschaftsgewalt des Mannes: 41, 44, 45, **63, 68, 69,** 104, 174, 176, **191 ff., 193 ff.,** 196.
Hetäre: 22, 24.
Hethiter: 53.
Hexe: 188, **205—210.**
„Hexenhammer": 65, **206—209.**
Hexenverbrennung: 205, 209.
Hexenverfolgung, Hexenwahn: 205, 206, 207.
Hieronymus: 178, 185.
Hildebrand, Hildebrandslied: 79 f.
Hildebrand: 146.
Hildegunde: 147—149, 150.
Hildgund: 113 f., 146—149.
Hilfsbereitschaft der Frau: **74 f., 77,** 87 ff., 229.
— des Mannes: 16, **75,** 229.
Hinaufwertung der Frau: 37 ff., 40.
Hineindeutung: 248 f., 251.
Hingabe an den Mann: 236, 256, 257.
Hochgebirgstal (s. Jammertal): 55, **57, 58.**
Hilflosigkeit der Frau: 212, 221.
Hochzeit: 74 f., 76, 83, **101 f., 103.**
Hoffart, Hochmut: 28, 133, 231.
höfischer Ritter: 39, 140 ff., 155 ff., 172 f.
Höflichkeit: 4, 12, 16, 39.
Hofmannsthal, Hugo von: 40.
Högni: 104, 120, 131.
Hohes Lied Salomonis: 45 f.
Homer: 23.
homo faber, Leistungsmensch: **256 f., 258 ff.**
Horaz: 26.
Hörd: 104 f.
Hori, Horiter (s. Churri, Hurriter): 53.
Hörigkeit des Mannes: 167, 249.
Horizont der Frau: **150,** 204, 210, 241, 250.
— des Mannes: 240 f., 250.
Hormone: 253.
Horus, ägypt. Sonnengott: 180.
Höskuld: 90 f.
Hrosuitha von Gandersheim: 124.
Hühnerhof als Vorbild für das Verhältnis der Ehegatten: **192.**

Huldigung: 4, 34, 35, 161, 165, 172.
Humboldt, Wilhelm von: 240, 246.
Hurerei: 65, 67, 211.
Huri: 138.
Hurriter (s. Churri, Hori, Horiter): **52 ff., 54 ff., 58 ff.,** 61, 67, 68, 78 f., 138, 159, 182, 216, 220, 249 f., 257.
Iblîs: 29.
Ibn Abd Rabbihi: 158.
Ibn Hazm: 30, **31 ff.,** 36, 160, 231.
Ibn Zaidun: 31.
Ibor, Langobardenherzog: 92.
Idee des „Echt-Weiblichen": 234.
Idee, Welt der: 242, 245 f.
Identifikation mit einem anderen Ich: 241.
— mit einem Vorbild: 19, **151.**
Idisen: 181.
in bezug auf den Mann: 168, 230, 235, 242, 245.
In-sich-selbst-Gründen: 91, 176, **203,** 233.
In-Tätigkeit-Sein: 239, 250.
Inderin: 227.
Indogermanen: 23, 25, 26, 52 f.
Indridi: 104 f.
Industrialisierung: 224.
Innozenz III.: 195.
Innozenz VIII.: 205.
Inquisition: 205 f.
Institoris, Heinrich: 205 ff.
Irmgard, Gräfin Hammerstein: 106 ff., 149, 151.
Iroschotten-Mission: 185.
Isis: 50, 180.
Island: 73 f., 82, 92, 97, 99.
Israel: 49, 54, 61, 71.
Iwein: 156 f.
Jahwe: 41, 42, 47, 48, 49, **50 ff., 56 ff., 59 f., 62 ff.,** 64, 65, 68, 222.
—, dämonischer: **56 f.,** 59.
Jahwist: 41, 44, 46, 52, 214.
Jammertal: 57, **58 f.,** 61, 189.
Jansen Enikel: 199.
„je nachdem": 87, 88, 96, **97, 128, 221,** 227.
Jeremia: 49.
Jesajas: 57.
Jesus: 180, **183 ff.**
— und Maria: **180.**
— zur Ehescheidung: **183 f.**
Jesus Sirach: 69, 178, 192.
Joniertum: 23, 25.
Jorunn, Höskulds Frau: 90, 91.
Jungfrau, Jungfräulichkeit: 84, 116, **182 ff.,** 185.
Jungfräulichkeit, unbefleckte: 138, 180, **181 f.,** 184.
Kalogreant: 153.
Kalokagathie: 26, 38.
Kampf: 240.
—, Anspornen zum (s. Mutsteigerung durch die Frau).
Kanaan: 48, 51.
Karl der Große: 93, 94 f., 99.
Karlmann: 94, 95.
Karl Martell: 99, 185.

Kavalier: 5 ff., 8, **10 ff.,** 14, 15, **37,** 40, 73, **142,** 143, **150,** 151, 154, **161,** 168, **170,** 213, 224.
Kelten: 84.
Ketzer, Ketzerei: 186, 198, 206, 208.
Keuschheit (germ.): **182, 186 f.**
— (hurr.): **182,** 184, 211.
— (mm.): **7, 166.**
Kind: 80, 84, 96, 183, 189, 204, 210, 250, 253.
—er verstoßen: 185.
Kindlichkeit der Frauen: 190, 216.
Kirchenbann: 106 f., 151, 195, 205.
Kirchenväter: 69 ff., 182, **183,** 206, 208.
Klages, Ludwig: 246.
Klamide: 157.
Kleider, Putz der Frau: 142, 150, 204.
— des Mannes: **140 f.,** 261.
Klimsch, Fritz: 223.
Knabenliebe: 24, **25.**
Knecht Gottes, abd Allâh: **29, 58,** 148.
Knien: 35, 36, 167, 173.
Koketterie der Frau: 231, 234.
— des Mannes: 250, 261.
Kolbe, Georg: 223.
Kompliment: 17 ff., 161 ff., 168.
König: 112.
Königin: 123 f.
Konkubinat: 99, 186.
Konrad II., Kaiser: 107.
Konvention, höfische: 172 f.
— gesellschaftliche: 213, 219.
Konversation: 5, **14 f.,** 39.
Koran: 138.
Körper, Verhältnis zum: 248, 249, 252, 263.
Körperkraft: 236, 238.
Kosmos: 56.
kriegerischer Sinn der Frau: 248, 260.
— des Mannes: 248, 260.
Kriemhild: 104, 132, 133, 135, **136 ff., 142 ff., 145 f.,** 148, 149.
Kröte: 248.
Kühnheit der Frau: 101.
— des Mannes: 6, 77,
Kunigunde, Gemahlin Heinrichs II.: **124.**
Kunst: 242.
Kunstwerk, Mensch als: 8, 12, **159.**
Langeweile, tödliche: 10, 22, 78.
Langhose: 226.
Langobarden (Winniler): 74, 77, **92 ff.,** 94 f., 97, 99 f., 187.
Laune, Launenhaftigkeit: 7, **30 f.,** 181, 231, 238.
„Leben Adams und Evas" (Vita): 40, **61 ff., 178.**
Lebensbaum (germ.): 86.
Lebensinhalt der Frau: 150, 189, 202, 204, 210.
Lebensmächtigkeit: 85, 112.
„Leibeigener": 29, 37.
Leibeserscheinung der Frau: 244, 255 f.
— des Mannes: 244, 255 f.
Leiden am Leben: 42, 44, **56 ff.,** 61, **177, 189 f.**
Leidenschaft: 13, 45, 46.

Leidensfähigkeit: 239.
Leistung: 79, 87, 174, 238, 243.
— der Frau: 219, 220, 223, 233, 257.
„Leistungsprinzip": 87, 128, 234.
Leistungsgesetz: 79, 148, 174, 229, 234, 242, 243.
Lersch, Philipp: 239—251.
Liebe (arab.): **31 ff.**
— (germ.): 75, 78, **98 ff.,** 101, **107 ff.,** 111, 121, 122, 128, **138 f., 158 f.,** 173.
— (hurr.): 188, **196.**
— (mm.): **7,** 19, **20, 22,** 27, **115 f.,** 160, 171, 172.
—, gleichgeschlechtliche: **24, 25.**
— und Ehre: 101, **120,** 139, **158.**
Liebenswürdigkeit des Mannes: 5, 6, 11.
Liebeskunst: 15 ff., 19, 20, 27, 162.
Liebeslist: 20, 22, 28.
Liebesschwur: 20.
Liebesspiel (arab.): **31.**
— (mm.): 7, **15 ff.,** 35, **161.**
Liebesvereinigung: 25, 162, 167.
Lieblichkeit des Mannes: 46.
List des Weibes: 65, 69, 231.
Litilmenni: 76.
Logik: 262.
Lösung von den natürlichen Bindungen: 60, 145, 153, **184.**
Ludwig der Fromme: 176.
Lüge: 18, 164.
Luther: 41, 43, **210 ff.**
Luzifer: 178, 208.
Madonnenkult: 38, 181.
Magna mater: 47, 49, 51.
Mann, „der": 236, **237 f., 239—251,** 263.
—, unverheirateter: 233.
— als Beschützer: 212, 222.
— als Ernährer: 222.
— als „der Mensch": **47,** 189, 205, **214,** 220, 235, 236, 237, **245 ff., 256 ff.**
— als Schicksal der Frau: **149,** 194, 212, 233.
— als Staatsbürger: 214.
— des Leistungsstils als „der Mann schlechthin": **243 ff., 256 ff.**
—, fürchten den: **68, 175 f.,** 177, 189, 190.
„Männerangelegenheiten": 109, 151, 203.
„Männerart": 231.
Männerbund, Männergemeinschaft: 75, **126.**
„männisch": 202.
„männlich": 150, 189, 229, 232, **235 ff., 237 f., 255 ff., 258 ff.,** 260, 261, 263 f.
Marcion: 178.
Margaretha, Borchards Frau: 195.
Margarethe, norweg. Königin: 96.
Maria: 180 ff.
— und Jesus: 180.
— als Gottesgebärerin: 180.
— als mütterliche Frau: 180 f.
— als Madonna: 181.
— als unbefleckte Jungfrau: 180, 181 f.
Markus: 180.

Maß, Maßhalten: 12 ff., 23, 25, 39.
Maßstäbe für Mann und Frau, verschiedene: 67, 69, 229, 231 ff., 234, 235 ff., 237 ff., 245, 250, 255 f., 261 f.
Masyos: 94.
Mathilde, Tochter Ottos I.: **122 f.**
matres: 181.
Mätresse: 22, **213 f.**
Matriarchat: 91, 128.
matrones: 181.
Mead, Margaret: 247, **260 f.**
mechanistisches Denken: 221, 224.
Meinung des Mannes über die Frau: 69, 178 ff., 211, 214, **231,** 235, 236, 252, 257.
Menschenrechte: 214.
menschlich, spezifisch: 241 f., 244, 256, 257, 258.
Menstruation: 67, 253.
Merkab: 116.
Mesopotamien: 53 f.
Midgard: 56.
Mikilmenni, Mensch von großer Art: **75 ff.**, 152.
Minne: 132, 139, **155 ff.**, 181.
—, falsche: 165.
—, Hohe: **159 ff.**, 162, 170.
—, Niedere: 159.
— und Ehre: **156 ff.**
Minnedienst (arab.): 28 ff., 161.
— (prov.): **34—39, 161 f.**
— (dtsch.): 160, **162 ff., 166 ff., 172 ff.**
Minnekult: 38, 181, 213.
Minnesang (arab.): 28, **29 ff., 46,** 161.
— (prov.): **34 ff.**
— (dtsch.): **162 ff., 172 f.**
Mißachtung des weiblichen Willens: 133 ff., 193.
Mißbrauch der eheherrlichen Gewalt: 193 f., 219.
Mißhandlung der Ehefrau: 133 ff., 142 ff., 193, 198 ff., 204 f.
Mit-sich-geschehen-Lassen: 135, 143, **174, 193 f.**, 232, 238, 239, 248.
Mitanni: 53.
Mitgift: 102.
„Mitlebigkeit" mit der Umwelt: 241, 257, 259.
Modelle der „Männlichkeit": **148, 150—152, 210.**
— der „Weiblichkeit": **150 ff., 166,** 168, 190, 194, 204, **212 f., 216, 217, 218, 221, 231 ff.,** 234, **235—238.**
Mohammedanerin: 226.
Montaigne: 13.
Montesquieu: 161.
Mudgalis: 31, 162.
Mundugumor: 260.
Muntehe: 97 ff.
Muntschatz: 101.
Muntwalt: 97.
Mut (mm.): 115, 155 f., 167.
— der Frau: 87, 88, 102, 118, 125, 148.
— des Mannes: 111, 113, 114 ff., 231.
—, Hoher: 158.
Mutsteigerung durch die Frau (arab.): **114, 116 f., 118 f.**
— (germ.): **112 ff., 117 ff., 146 f.**
— (mm.): **114 ff.**, 119.

Mutter: 85, 96, 126, **180 ff.**, 182, 183, 189, 210, 211.
Muttergottheit (s. Magna mater): **47 f., 49 ff., 180.**
Mütterlichkeit der Frau: 258, 260.
— des Mannes: 258, 260.
Mutterschaft: 222, 252.
— und öffentliche Wirksamkeit: 222.
Mütterverehrung, germanische: 127, **180 f.**
Nachruhm: 125 ff., 155.
Nächstenliebe: 75, 153.
Nacktheit: 41, 42, **43, 66.**
Nähren des Kindes: 240, 255.
Nahwelt: 150, 231, 241, 242, 250, 264.
Nationalsozialimus: 257.
Natur, umgewandelte: 8, 253.
„—" der Frau: 8, 211, 218, 234, 237.
„—" des Menschen: 193.
—, Verhältnis zur (germ.): **84, 182.**
— — hurr.): **55 ff.**, 60, 65, 67, **182.**
— — (mm.): **8,** 252.
„natürliche Eigenart" der Frau: 182, 221, 222.
Naturfeindlichkeit: 180, 182, 183, 208.
Naturrecht, kirchliches: 91, 193, 194, 202.
—, nichtkirchliches: **214.**
Nausikaa: 24.
Neben- und Miteinander: 25, **79 ff.**, 81, 94, 122, **123 ff., 125 ff., 128,** 132, 148, **150,** 202, 205, **215,** 220, **223,** 226, 229, 237.
Nero: 26.
Nibelungenlied: 104, **132—146,** 151, 169.
Nikolaus, norweg. Bischof: 95 f.
Nichtigkeitsbewußtsein: 28, 58.
Njal, Mann der Bergthora: 97, 105.
Nora: 222.
Norwegen: 73, **74,** 82, 95, 123.
Objektivität: 241, 243, 257, 262.
Odyssee, Odysseus: 23 f.
Olaf Tryggvissohn, norweg. König: 80, 100.
Olöf, Ärztin: **81, 99.**
Orient: 23 ff., 226 f.
Origenes: 178.
Otto I.: 105, 122, 123 f.
Otto III.: 123.
Otto, Graf Hammerstein: 106 ff., 195.
Ovid: 11, 13, 14, **15—22,** 27, 28, 34, 155, 161, 164.
Palästina: 48, **53, 54.**
Pantoffelheld: 202, 225.
Parzival: 154, 157, 158, 178.
Passivität: 248.
— der Frau: 173, 218, 239.
— des Mannes: 238, 250, 261.
Pathik: 239, 264.
Patriarchat, patriarchalisch: 91, 128, 212, 217, 219, 225.
Paulus: 60, 63, 67, **68, 69,** 71, 178, **183 f.**, 188, 203, 211.
Paulus Diaconus: 77, 93.
Peire Vidal: 36.
Penelope: 24.
Pentateuch, Die fünf Bücher Mosis: 43.
Perikles: 25.

Personbezogenheit (s. Bezogenheit, auf den Mann bezogen, auf die Frau bezogen, in bezug auf den Mann): 153, 231, 238, 241, 242, 264.
Persönlichkeit entscheidet: **83 ff., 87 ff., 89 ff.,** 97, 128, 224.
—, überragende (weibliche): 75, 76, **83,** 98, 110, 233.
Persönlichkeitsbildung: 24, 38, **159 ff.,** 170.
Petronius: 26.
Petrus Damiani: 70, **185, 187.**
Philip von Morungen: 164.
Philo: 178, 189, 202.
Pflegen, weibliches: 231, 240, 257.
—, männliches: 248.
Pflichterfüllung: 230.
Pinguin: 248.
Pippin: 94, 95.
Pius XII.: 184.
Platon: 10, 18, 19, 23, 24, 115, 160, 170, 251.
polare Wesensverschiedenheit der Geschlechter: 242, **246 ff.,** 261, **263.**
Polarität: 10, 246 ff.
— der Geschlechter: **10,** 20, 21, 78, **116, 173,** 230, **246 ff.,** 250, 261.
politischer Sinn der Frau: 85, 92 f., 93, 94 ff., 122 ff., 125, 232.
Prägung, völkische: 228, 232, 253.
—, geschichtlich-soziologische: 228, 254, 255, 264.
Prediger, Der: 65, 70, 207.
Priester: 184 ff., 186, 187, 210.
Psychologie (dtsch.): 239, 247, 257.
— (griech.): 246.
— (holländ.): 257.
— (französ.): 251 f., 255.
— (orient.): 193, 221, 246.
— der Vorbilder: **251,** 257.
„Puppenheim": 216, 218, 222.
Qades: 48.
Quälen: 31, 33, 158, 173.
Rache: 104, 109, 111, 118, **145.**
Rachepflicht: 104, 109, 146.
Ragnar Lodbrok, dän. König: 112 f.
Raimbaut de Vaqueiras: 37.
Rassentheorie, nationalsozialistische: 243, 257.
Rat annehmen: 91, **92 f., 93 ff.,** 112, **202 ff.**
Recht, göttliches: 193, 206, 219.
—, weltliches: 193, 219, 228.
— des Mannes auf Mißhandlung der Frau: **192, 193,** 200.
Rechtslage der Frau (dtsch.): 167, 193, 216, 219, 220.
— (germ.): 97, 103 f., 120.
— (griech.): 97.
— (hurr.): 67, 183.
— (prov.): 38.
Redwald, engl. König: 92.
Reinmar von Hagenau: 163, 164 ff.
Reinmar von Zweter: 160, 169, 172, 196, 198, 202.
Remigius, Bischof: 210.
Renan: 12.
Rippe, Adams: 41, 68, **206.**
Ritter, Rittertum: 152 ff.

Ritterlichkeit: 152 f.
— gegenüber der Frau: 221.
Robert Burdet, Normannenherzog: 125.
Rokoko: 213 f.
Romantik: 213, **215 f.,** 224.
Römertum: 23, 26 f., 28.
Rousseau: 12, **214.**
Ruach: 49.
Ruben: 65 ff., 69, 178.
Rückführung zur Ehre durch die Frau: 90, **91 ff.,** 122.
Rücksichtnahme: 11, 38, 253.
Ruhe: 10, 238.
Runensteine: 125—127, 228.
Ruodlieb-Epos: 103.
Ruprecht von Würzburg: 199.
Sachlichkeit der Frau: 75, **137,** 229, 231.
— des Mannes: 75, **80, 84, 91,** 229, 230, 238, 243, 262.
Sachsen: 105, 109, 123, 187.
Saga, isländische: 73 f., 99, 105, 107.
Sagengut aus dem deutschen Raum: 99, 100, 104, 113, 120, 131.
Säkularisierung: 224.
Salvian, Bischof von Marseille: 182, **186.**
Samenzelle, Sperma: 239, 247, **248 f.,** 250.
sanctum aliquid: 93, 117, 182, 187, 208.
Sanftmut der Frau: 231, 248, 257.
— des Mannes: 248.
Saxo Grammaticus: 92 f.
Scham: 41, 43, 162.
— vor der Geliebten: **115,** 160, 166, 170.
Schauspiel bieten, zur Schau stellen: **5 f., 11, 140 f.,** 155.
Scheidungsgrund, ehrlose Gesinnung als: 119 f.
—, Schlagen als: 120, 142.
—, Untreue der Frau als: 67.
—, unehrenhaftes Verhalten gegenüber anderen als: **120.**
—, unehrenhaftes Verhalten gegenüber der Frau als: 120.
—, Unverträglichkeit als: 120.
—, unweibliches (unmännliches) Auftreten als: 120.
—, Verrat der Gastfreundschaft als: 120.
Schein wahren: 14, 18, **163 f.**
Schein-Kavalier: 171, 230.
Schicksal, Verhältnis zum (arab.): **79 ff.**
— (germ.): **79 ff.,** 112, 119, 144, 215.
— (hurr.): 79 ff.
— (mm.): 79 ff.
Schicksalsgefährten: 101 ff., 105 ff., 109 ff., 119, 122, 123, 126, 128, **[149, 220.**
Schlagen der Frau: 120, 142 f., 174, **199 ff.,** 204.
Schlange: 41 ff., 43, **47 f.,** 49, 51, 63, 69.
—ngöttin: **47,** 48 f.
Schlegel: 215.
Schleier: 226.
Schleiermacher: 215, 218.
Schmiegsamkeit der Frau: 256.
— des Mannes: **17 f.**
Schönheit (arab.): 46, 138.
— (germ.): 84, 90, 204.
— (hurr.): 64 ff., 66, 69.
— (mm.): 13, 24, 25.

Schönheit der Frau: 7, 46, 138, 172, 231.
— des Mannes: 6, 25, 46.
Schopenhauer: 216 f.
schöpferisch: 248, **250 f.**
Schöpfungsmythos, jahwistischer: **41 ff., 44 ff.,** 68, 71, 85.
—, priesterlicher: 44 ff.
Schöpfungsordnung: 174, 184, **193,** 194.
Schüchternheit: 136.
Schutzbedürftigkeit der Frau: 221.
Schützen durch die Frau: **75,** 76, **77, 87 ff.**
— durch den Mann: 240.
— durch das weibliche Prinzip: 50, 248, 251.
Schwäche: 221, 238.
Schwachheit des Mannes: **65, 69, 249.**
— des Weibes: **63, 69, 135,** 179, 209, 211, 231.
Schwangerschaft: 42, 67, 232, 242, 252 f.
Schweden: 226.
Schweigegebot: 68, 203, 208.
Schwester: 97, 124, 212.
Segestes: 100, 117, 118.
Segramor: 154.
Seherin: 93 f., 95 f., 209.
— und Fürst: 94, 95.
Sehnsucht (germ.): 58, 105.
— (mm.): 21.
Seinsmächtigkeit: 112, 152.
Selbstachtung: 86.
Selbständigkeit der Frau: 80 ff., 87 ff., 98 ff., 101, 103, 104, 110 f., 122 f., 128, 134, 143, 145, 215, 232.
—, geistige: 204, 221, 222, 260.
Selbstauffassung der Frau: 220, 228, 234, 252.
— des Mannes: **236 f.**
— — (hurr.): **68 f.,** 229.
Selbstbeherrschung: 13.
— der Frau: 85, 117 f., **137, 209,** 230 f., 232.
— des Mannes: 83, 230, 238, 241, 243.
Selbstbestimmung der Frau: **77 f., 99 ff., 103 f., 217 ff.,** 222.
— des Mannes: **230,** 237.
Selbsterniedrigung der Frau: **62, 144, 175.**
— des Mannes: **29—34,** 35 f., 37, 140, 167.
Selbstentscheidung des Mädchens in der Gattenwahl: 96, **98—101.**
Selbstlosigkeit der Frau: 108, 212 f., 236, 257.
— des Mannes: **108, 152.**
Selbstverantwortung der Frau: 217, 219.
Selbstvertrauen: 113, 146.
Selbstverwirklichung (mm.): 10.
— des Mannes: 233, 241, 252.
— in der Ehe: 121, 128, 227.
— der Frau: 101, 120 ff., 252.
Selbstwerdung der Frau: 215, **217—220, 222—225,** 254.
Sévigné, Mme de: 9.
Sexualität: 237.
Sexualkomponente: 236, 243, **261—263.**
sexuelle Influenz: 261, 262.
sexus sequior: 216 f.
Sichentäußern: 239, **250.**
Sichfindenlassen, abwartendes: 239, 248.

Sichwiederfinden in einem anderen Ich: 8—10, 241, 252.
Sicherheit der Existenz: 9, 147, 252.
— in der Liebe: 9, 20 f.
Sidonius Apollinaris: 28, 72.
Siegfried: 132—135, 139—144.
Sieghaftigkeit: 111, **112 ff.**
Signy, Grimkels Frau: 90.
Sigrid, schwed. Königin: 80.
—, Grimkels zweite Frau: 90 ff.
— 98.
Sigrun von Sewaburg: 100 f., 149.
Sigurd: 99, 120 f., 131, 135, 143, 223.
Sigurdlied, Altes: 120 f.
Simonides: 178.
Sinnesänderung des Mannes durch Überzeugungskraft der Frau: 75, 78, 81, 88, **90 ff., 109 ff., 111 f.**
Sinnlichkeit (arab.): 116, **118.**
— (germ.): **182,** 215.
— (hurr.): **67,** 69, **182, 189,** 211.
Sippe: 75, 93, **96 ff., 104 f.,** 119, 126, 145, 175.
Sittlichkeit: 12, 38.
Sittenverfall: 178, 186, 210.
Situation der heutigen Frau: 253 f.
Skandinavien: 73, 92, 218.
Sklave in der Liebe: 29—34, 35.
skorungr mikill, überragende Persönlichkeit: **75, 83,** 98, 110.
Snorri, Gode: 74 f., 76, 78.
Sohn: 80, 85, 96, 112, 126, 212.
Sophokles: 23, 26.
Sorge der Frau für die Kinder: 222, 240, 260.
— des Mannes für die Kinder: 248, 260.
— um die Wirkung auf andere: **13.**
— — (des Mannes): **140 f.,** 156.
— — (der Frau): 142.
Spanien, maurisches: 28, 34.
Spannung, Spannungsfeld: 7, 8, 10, 20 ff., 22, 25, 27, 78, 154, 161.
Spannungsreiz: 20 ff., 162, 166.
Spartanerin: 24.
Spiel: 4, 16, 35, 36, 238.
Spielregeln, gesellschaftliche: 12, 14.
Spielzeug des Mannes, Frau als —: 217, 222.
Sprenger, Jakob: 205 ff.
Staël, Mme de: 10, 162.
Standhaftigkeit der Frau: **209,** 229, **232.**
— des Mannes: **147,** 229.
Stapel, Wilhelm: 225.
Stärke: 238.
Starrköpfigkeit: 231.
Stephan, Papst: 95.
Stil, Stilgesetz: 74, 127, 151, 228, 254.
Stilbruch: 148, 230.
Stilwandel: 151, 192, **228.**
Stoff, Materie: 238, 240.
Stolz der Frau: **76,** 85, 90, **117, 137,** 232.
— des Mannes: 85, **148.**
Strafe Gottes: 59 f., 63, 193.
Streitlust der Frau: 260.

Streitlust des Mannes: 260.
Stricker, Der: 174, 190 f., 192, 196, **197,** 199.
Subjektivität: 241, 242, 262.
Suchen, vorstoßendes: 239, 248, 249.
Sulaiman al Musta'in: 29 f.
Sünde, Sündhaftigkeit: 43, 44, 45, **57 ff., 60 f., 62 f., 64 f.,** 66, 175, 180, 189, 193, 207, 208, 211.
Sündenfall, Sündenfallmythos: 41 ff., 44, 45, 46, **60 f.,** 64, 69, **71, 176 f.,** 178, 188, 193, 249.
Sündigkeitsbewußtsein: 57—61, 62, 69, 80, 144, 175, **180,** 189.
„süße Worte": 165.
Svart Eisenhaupt: 192.
Sverrir, norweg. König: 95.
Symbol: 251.
Tacitus: 85, 92 f., 96, 99, **101 f., 114, 117,** 182, 186, **187.**
Tapferkeit der Frau: 85, 104 f., **107, 118,** 123, 148, 231, **232.**
— des Mannes: 85, **147,** 230.
Tassilo von Bayern: 95.
Tat: 174, 212, 240, 250.
Tatleben: 212, 230.
„tatendes Wirken", Aktivismus: 239 f., 241, 248, 249.
Tatkraft der Frau: 85, 89, **107, 110 f., 232.**
— des Mannes: 85.
Taufe: 211.
Telemachos: 24.
Tertullian: 70, 178, **184.**
Teufel, Frau als: 113, 146, 199.
—, Ehemann als: 190.
— in der Frau: 113, 175, 205.
—, Umgang der Frau mit dem: 205, 209.
Theodelind, Langobardenkönigin: **100.**
Theoderich der Große: 81.
Theognis von Megara: 25.
Thomas von Aquin: 70, 184, **193.**
Thorbjörg die Starke: 87 ff., 91, 98, 203, 232.
Thorbjörg, Frau des Indridi: **104 f.**
Thord: 99.
Thordis, Frau des Arngrim: 120.
— von Spakonufell: **95 f.**
—, Gislis Schwester: 142.
Thorey: 103.
Thorgerd, Seherin von Hardanger: 95.
— Egilstochter: 98, 100, 232.
Thorgils, Mann der Helga: **191 f.**
Thorkel Eyolfssohn: 74 ff., 78, 81, 90.
Thurisind, Gepidenkönig: **77.**
Thusnelda: 99, 100, **117 f.**
Thyra, dän. Königin: **125,** 126.
Thyre: 127.
Tier, männliches: **247 f.**
—, weibliches: **247 f.,** 259.
Tillier: 9.
Tochter: 80, 85, 96, 97, 126, 212.
„Töchter der Menschen": 64.
Tod, Verhältnis zum (germ.): **84,** 118, 125.
— — (hurr.): 44, **51, 61,** 62, 67, **177.**
— — (mm.): **252 f.**

— der sittlichen Persönlichkeit: **84, 86,** 118.
— als Strafe: 44, 51, 61, 62.
Ton, der gute; Etikette: 12.
Totenehrung der Frau: **83, 125—127.**
— des Mannes: 126 ff.
Tournier: 140, 155.
traditionelle Auffassung vom Wesen der Geschlechter: 237, 243, 246 f., 254, 261, 263.
Traurigkeit: 6, **10, 39, 163 f.**
Trennung des männlichen Arbeitsbereichs von der Familie: 224.
Treue: 77, 96, 186.
— der Ehegatten: 103, **104—107, 185 f.,** 187.
— zu sich selbst: 85, **120,** 121, 229.
Triebhaftigkeit der Frau: 45, **63, 69,** 179, 231.
— des Mannes: **66 f., 69, 209.**
Tristan: 157.
Troubadour: 27, 28, **35—38.**
Tschambuli: 260 f.
Tugend des Mannes: 25, 237.
tugendreiche Ritter, der: 174—176, 193, 199.
Tuisto: 85 f.
Typ der deutschen Frau: 232, 243.
Über-Unterordnung: 24, 61, 68, 70, **79, 150,** 183, **193,** 212, 219, 223, 229, 237.
Übereinstimmung der männlichen und weiblichen Verhaltensweise (s. Gleichrichtung von Mann und Frau): 10, 76, 77, 80 f., **84 bis 87, 119,** 128, **228 ff., 232,** 248, **258 f., 260.**
Übergabe der Entscheidung an die Frau: 75, **80 f.,** 83, 87, **90 ff., 95 f.,** 224 f.
Übergewicht der Frau: 75, 83, 90, 91 ff., 110, 134, 192, 202, **224.**
Überwindung von Widerständen durch die Frau: **107, 109 ff.,** 229.
— durch den Mann: 229, 230, 241, 256.
Überwindung des fremden Vorbildes: 217—219, 222, 226.
„um des Mannes willen": 43, **68, 69,** 214, 217, 218, **229, 235.**
Umerziehung: 168, 185, 212, 216, 230, 234, 264.
Umgangsregeln: 12, 14, 25, **171.**
Umsorgen des Mannes: 189, 213, 231.
Umwertung germanischer Werte: 144, 148, 186.
— in bezug auf die Frau: **136, 145, 151, 231 f.**
Unantastbarkeit der Frau: 117.
Unbeherrschtheit der Frau: 148.
— des Mannes: 133.
Unbestechlichkeit: 231.
Unbeugsamkeit der Frau: 85, **107 ff., 110, 117, 209.**
— des Mannes: 85, 231.
Unebenbürtigkeit der Frau: 43, 44, 68.
Ungehorsam des Mannes: 42, 43, **62, 185 f., 194—196.**
— des Weibes: 43, **62 ff., 174 f., 178 ff.,** 191, 194, **198—202.**
— gegen die Kirche: **106 f., 185 f., 205 f., 225.**
Unlogik der Frau: 208, 231, 262, 264.
„unmännlich": 87, 238.
Unmündigkeit der Frau: 67, 204, **212,** 216, 217, 218.
Unn die Tiefweise: 82 ff., 97, 125, 127, 203, 232.
Unnatur: 57, 202.
unrein: 57, **67,** 182, 196.
Unsachlichkeit der Frau: 30, 231, 264.
— des Mannes: 4.

Unselbständigkeit der Frau: 37, 264.
— des Mannes: 261.
Unsicherheit des Mannes: 70, 249.
Unsterblichkeit (germ.): 125 ff.
— (hurr.): 43, 44.
— (mm.): 25.
Unterdrückung der Frauen: 253.
—des Mannes: 225.
Unterhaltungskunst: 14 f., 25, 39, 161, 163.
Unterlegenheit des Mannes: 249, 260 f.
Unterordnung der Frau: **70,** 135, 183, 192, 214, 215, 226 f., 236.
— des Mannes: **29—34,** 248.
Unterschied zwischen Mensch und Tier: 241 f., 245, 248, 256.
Unterschiede der Geschlechter: 236, 238, 239 ff., 243, 247, 254, 259 ff., 261, 262 f., 263 ff.
—, das Produkt ihrer „Situation": **229—235, 252 f., 254 f.**
—, anatomisch-physiologische: 236, 247, 254, 261.
untertan, der Frau: 33.
—, dem Mann: 40, 43, 68, 144, 176, 194, 200, 201, 203.
Unterwelt, Scheol: 47, 48 f.
Unterwerfung der Frau: 41, 43, 134 f., **193,** 214, 218, 227.
—, freiwillige: 214, 226.
Unterwürfigkeit der Frau: 144, 149, 217.
— des Mannes: **31 ff.,** 79, 142.
Untreue der Frau: 67.
— des Mannes: 67.
„unweiblich": 87, 231, 232, 234, 238.
Unwertbewußtsein: 55 f., 57 ff.
Unzucht: 187.
Unzugänglichkeit der Frau für ideelle Werte: 67, 218, 230 f., 241 f., 245, 246.
Urartu: 53.
urbanitas: 28, 38.
Urbino, Herzogin von: 4, 7.
Urgemeinde: 184.
Ursachen unterschiedlichen Verhaltens der Geschlechter: 229—238, 252, **259—263.**
USA: 226.
Ute: 136 f., 167.
Vaerting, Mathilde: 236, **247, 259 f., 261—263.**
Vater: 85, 96, 97, 98, 117, 123, 237.
Veleda: 94.
Verantwortung, Verantwortungsbewußtsein: 67, 76, 86, 139, 152.
Verdrängung: 223.
Verehrung der Frau (germ.): 81, 83, **93—96, 125—127, 167,** 180 f., 187.
— (höfisch): **37 f., 167,** 169, 217, 221.
Verfluchung der Erde: 42, 43, 49, **51 f.,** 55 f.
— des Weibes: **42 ff., 62 f.,** 68, **177 f.**
Verführbarkeit der Frau: 43, 68, 231.
— des Mannes: 43, 249.
Verführung durch den Mann: 192.
— durch das Weib: **41 f.,** 43, **64 ff.,** 68, **176 ff.,** 188 f., 207, 210, 249.
Vergewaltigung des Mannes: 69, 249.
Verhalten gegenüber dem Feind: 75, **77,** 81, 109, **152 f.**
Verhältnis der Geschlechter (arab.): **45 f.,** 119.
— (germ.): **68,** 74, **80 ff., 83 ff.,** 108, 119, 226.

— (hurr.): 43 ff., 45, 46, 55, **68 ff.**, 108.
— (mm.): **10**, 78, 115, 119.
— (dtsch.): 210 f., 212 f., 216 f.
Verjüngung der Frau: 223.
Verlassenheit: 8 ff., 11, 252.
Verlobung: 101.
Vermund, Mann Thorbjörgs der Starken: 87 f., 91.
Vernunft, geringere (der Frau): **193, 202—204,** 218, 231, 262.
Verschiedenartigkeit der Geschlechter: 68 ff., 78 f., **189,** 202, 204, 231 f., **235—238, 239 ff.**, 242, 246, 247, 250, 257, 260.
Verschiedenwertigkeit der Geschlechter: 45, 67, **68 ff.**, 189, **193,** 232, 234, 246, 247, 263.
Verspieltheit der Frau: 231.
— des Mannes: 261.
Verstandeskräfte der Frau: 81, 87, 89, 90, 123, **203 f.**, 222, 233.
— des Mannes: 262.
Verstandesbetontheit: 262.
Verstehen, gegenseitiges (s. Einmütigkeit): 124, **158.**
Verstellung: 17, 18, **19 ff.**, 22, **163 ff.**
Verstoßen der Ehefrau: 185 ff., 195.
Verteidigen: 240, 248, 251.
Vertrauen (germ.): **77, 91—96,** 112, **113 f.**, 122, 146 f.
— (hurr.): 52, 56.
— (mm.): 18, 22.
Vertrauensmißbrauch: 119, 121.
Verwandtenehe: 106, 107.
Verweilen: 241, 250, 257, 258.
Verworfenheit der Frau: 64 ff., **69 f., 187 ff.**, 206, 207, 209.
Völkerkunde, Ethnologie: 250.
Vorbild, Vorbildwandel: 136, 146, **150 f.**, 161, 162 ff., 166, **171, 172 ff.**, 186, 192, 204, 212, 213 f., **218, 225 ff., 229 ff., 237 ff.**
— (arab.): 32, **34 ff.**, 36, **151,** 161, 225, 237.
— (germ.): 150 f., 152, **174,** 186 f., **233, 226, 228—232, 237 ff.**
— (hurr.): 61, 71, **103, 108,** 151, 189, 213 f., 225, **226, 229 f., 237.**
— (mm.): 7, 8, 25, 28, **143,** 151, **162,** 166, 225, **229 f., 237 f.**
— der deutschen Frau: 138, **143, 150 ff., 189 f.**, 194, 210, **212 f.**, 217, 229 ff.
— des deutschen Mannes: **150 ff.**, 152, **229 ff.**
Vorbilder, verschiedene:
— der Frau: 143, 148, 150 ff., 229, 238.
— des Mannes: 143, 150 ff., 152, 229, 230, 238.
Vorherrschaft der Frau: 260, 261.
— des Mannes: 260.
Waldere: 113 f., 146—149.
Waldere-Lied: 113 f., 146.
Waltharilied: 146—149, 151.
Walther von Aquitanien: 147—149
Walther von der Vogelweide: 160, 163, 165, 166, 168, 169, **173 f.**, 179.
Waluburg: 94.
Warten (s. abwartendes Sichfindenlassen) der Frau: 231.
— des Mannes: 27, 250.
Weber, Marianne: 235 f.
Wechselseitigkeit der Rechte und Pflichten: **102 f., 105, 108, 109, 128, 149, 173,** 260.
— der Treue: 77, 96, 103, 128.
Wehrhaftigkeit der Frau: 87, 108, 118, 232.

Weib, übles, böses, schreckliches, teuflisches: 133 f., 146, 194, **196 bis 202,** 244.
„weibisch": 202.
„weiblich": 150, 189, 219, 221, 229, **232, 234—238,** 255 ff., 258, **259 bis 264.**
Welles, Orson: 244.
Welt, Verhältnis zur: 56.
— — (germ.): 56, 74, **84, 215,** 229.
— — (hurr.): 45, **55 ff., 78 f.,** 84.
— — (mm.): **8,** 78, 84.
— der Frau: 150, 204, 212, 229, 241.
— des Mannes: 150, 204, 212, 229, 241.
Weltende: 61, **183 f.**
Weltkrieg: 220.
Wenrich: 186.
Werben: 20, 22, 28, 96, 172 ff., 248, 249.
Werbung der Frau: **99—100, 172 f., 250.**
— des Mannes: 132, **172 ff.,** 233.
— durch Sippenangehörige: 82, **96 ff.,** 98.
Werk, Sich in einem — verwirklichen: 230, 233, 241, 243.
Wertung der Frau (arab.): 116.
— (germ.): **83—87,** 116, 139, 167, 182 f., 229, 235.
— (hurr.): **68 ff.,** 182, 235.
— (mm.): 168, 235.
— (dtsch.): 167, 168, 204, **231 ff.,** 234.
— des Mannes (germ.): 75 f., 83, 86 ff., 170, 229.
— — (mm.): 14, 25, 141, 168 ff.
— — (dtsch.): 168, 232, 234.
Wichmann, Vetter Ottos I.: 106.
Widerbesinnung auf das eigene Vorbild: 215 f., **217—225.**
Widerspruchsgeist der Frau: 31, **204 f.**
Widerstand gegen das fremde Vorbild: 185, 186, **194—198,** 202, 212, 217 f., 225, 230.
Widerstandsrecht: 119.
Widukind von Corvey: 106, 122, 123.
Wiederaufrichtung der Ehre durch die Frau: 90—93, 109—111, 122.
Willenlosigkeit der Frau: 149, 193, 231, 240.
Willensschwäche der Frau: 63, 67, 179, 190, 218, 231.
Willensstärke der Frau: 75, 76, 85, 133, 230, 232.
— des Mannes: 85, 230.
Willkür der Natur: 84, 252, 253.
Witwe: 67, 84, 182 f.
Wolff, Christian: 214.
Wolfram von Eschenbach: 158, 178, 231.
Wortbrechen: 63, 121.
Wuermeling: 225.
Wunschbild vom Manne: 168 f.
— von der Frau: 168, **203 f.,** 220, **233 f.,** 236 f., 256, 257.
Ymir: 86.
Zacharias, Papst: 186.
Zähmung der Widerspenstigen: 133 ff., 174 ff., 198—202.
Zärtlichkeitsverlangen: 256.
zentrifugales Geschehen: 250.
zentripetales Geschehen: 250.
Zeugung, Zeugekraft: 67, 249 ff., 252.
Zielgerichtetheit: 229, 230, 240, 256.
Zierlichkeit der Frau: 18, 234.

— des Mannes: 6, 26.
Züchtigkeit: 7, 166, 174.
Züchtigung der Ehefrau: 142, 144, 174 ff., 198 ff.
Zunahe: 22, 154.
Zuschauer: **6,** 8, **11,** 14, **115 f.,** 141, 155, 156, 171.
Zweckmäßigkeit der weiblichen Existenz: 222.
Zweigeschlechtigkeit: **83—86,** 229, 235.
Zweigeschlechtlichkeit der Psyche: 261.
Zweitrangigkeit der Frau: 61, 87, 198, 210, 211, 216 f.
Zwiegerichtetheit von Mann und Frau: 79, **118 f., 147 f.,** 189.
Zwiegespaltenheit der Welt von Mann und Frau: 78 f., 147 f., 150 f., 178, 189, 202, 204 f., 212, 216, **229—232,** 245.
Zwiespalt: **59,** 78 f., 180, 189.

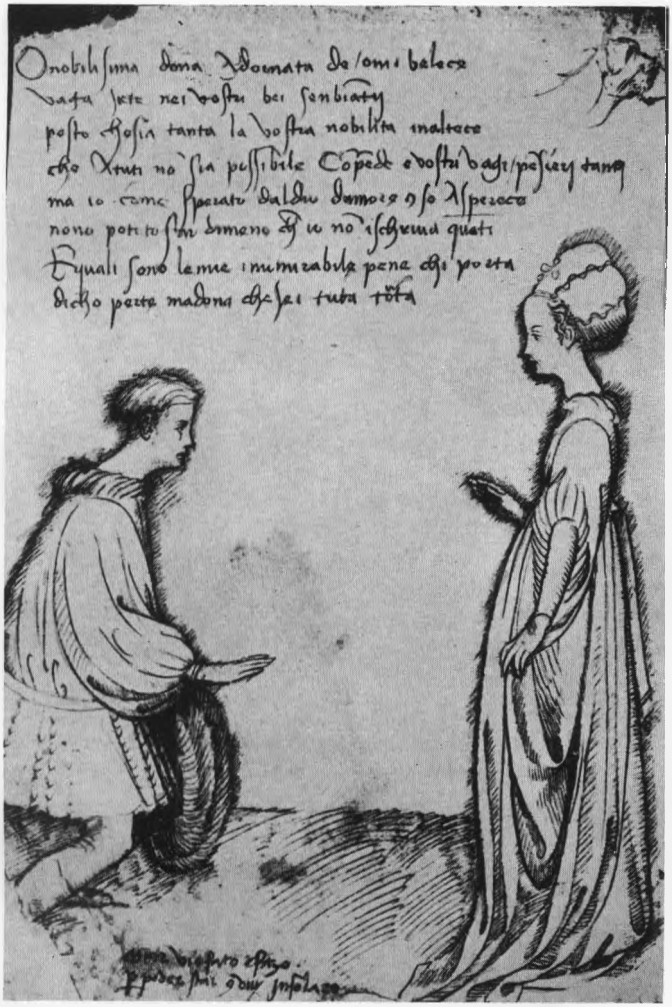
Tafeln

Tafel 1. Nur das andere Geschlecht besitzt letztlich die Magie, die von der Furcht vor dem Alleinsein befreit und den Menschen zu verwandeln vermag.

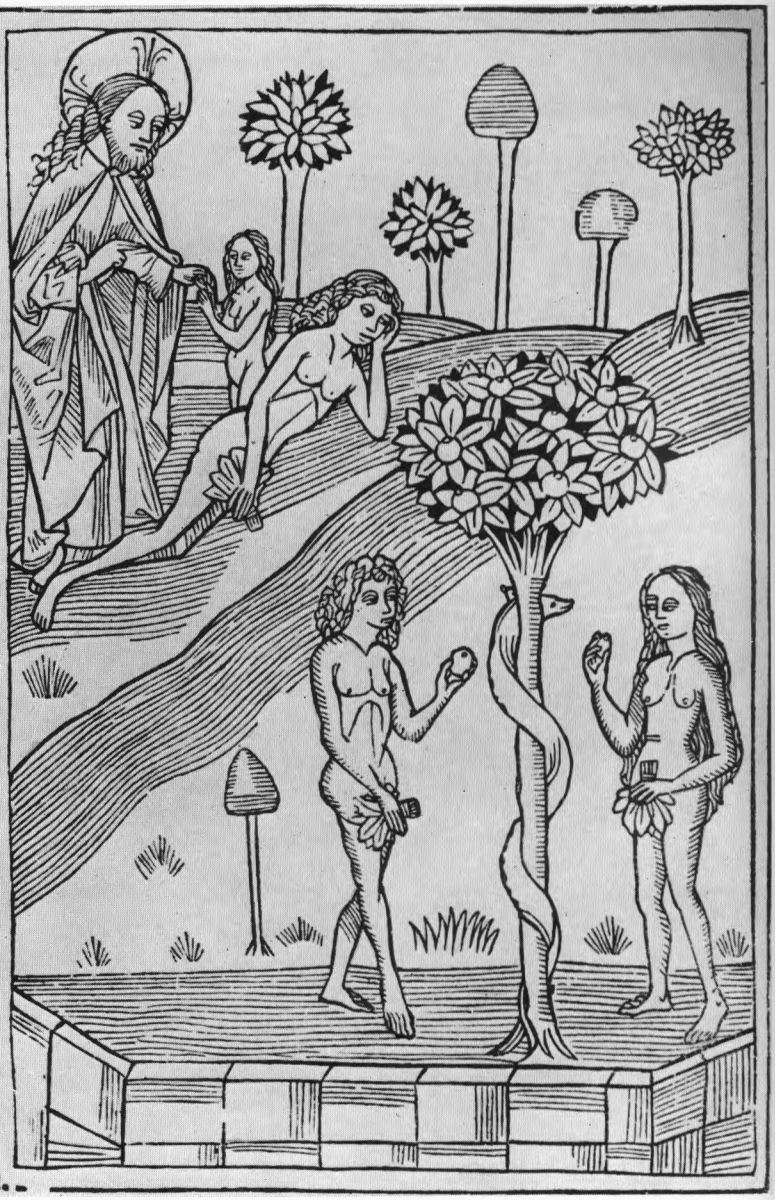
Tafel 2. Der Kavalier soll stets gefällig sein, um Wohlgefallen zu erregen. Nur dem Wunsche, den Frauen zu gefallen, verdankt das Leben allen Zauber und allen Wert.

Tafel 3. In der ständig gespannten Erregung des Spiels von Werben und Gewähren, von Widerstreben und Sichhingeben liegt der unvergängliche Reiz der Liebeskunst.

Tafel 4. Zu dem Wunderbaren, was sich in der Liebe zuträgt, gehört die Unterwürfigkeit des Liebenden seiner Geliebten gegenüber.



Tafel 5. Die Fiktion der arabischen Ergebenheit und Unterwürfigkeit wird höfische Galanterie.



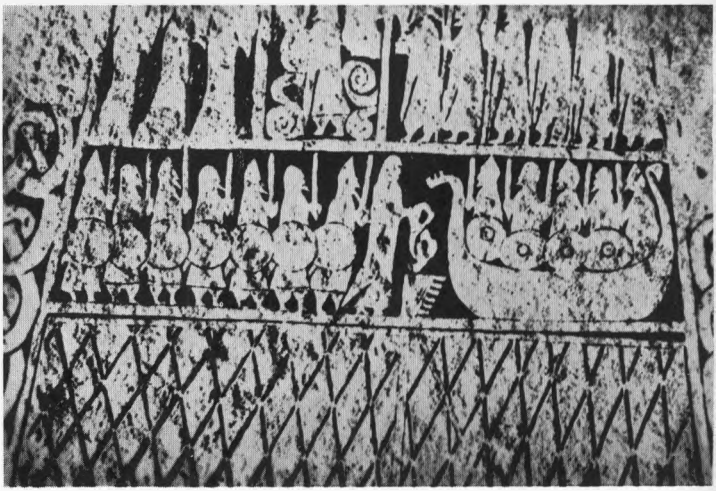
Tafel 6. Das Weib entstammt dem Manne und ist um seinetwillen geschaffen. Er ist des Weibes Ursprung und Zweck.

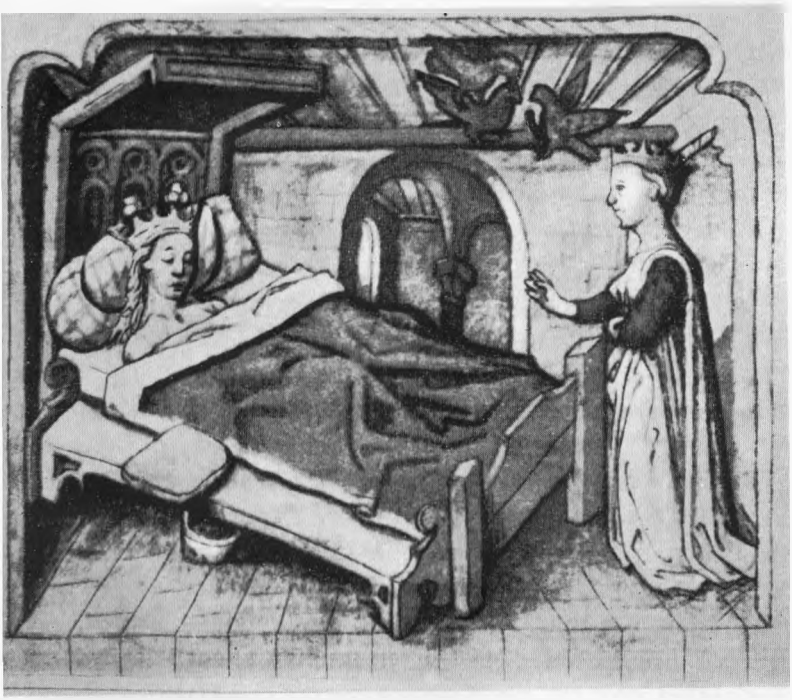
Tafel 7. Die germanische Ehe ist Schicksalsgemeinschaft im vollsten Sinne, die Verbundenheit selbständiger Persönlichkeiten in der Einmütigkeit des Wollens und zum gemeinsamen Schicksal.

Tafel 8. Die Mitgift bringt der Mann seiner Gattin.

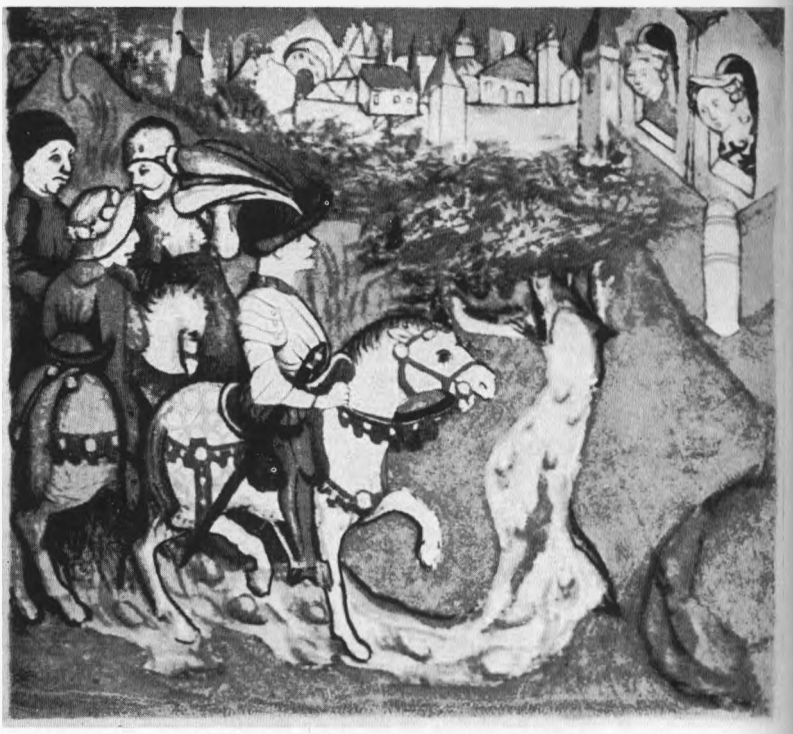
Tafel 9. Gleiches Gesetz soll über uns beide gehen!

Tafel 10. Der germanische Mann legt wichtigste Entscheidungen über Krieg oder Frieden, über Leben oder Tod in die Hände der Frau. Oben: Die Frau wirft ein Tuch über die Kämpfenden und schlichtet den Streit. Unten: Die Frau stiftet zwischen den Gegnern Frieden.





Tafel 11. Sollst du je auf Erden / von Herzen werden froh –
Das geschieht von Mannesminne . . .



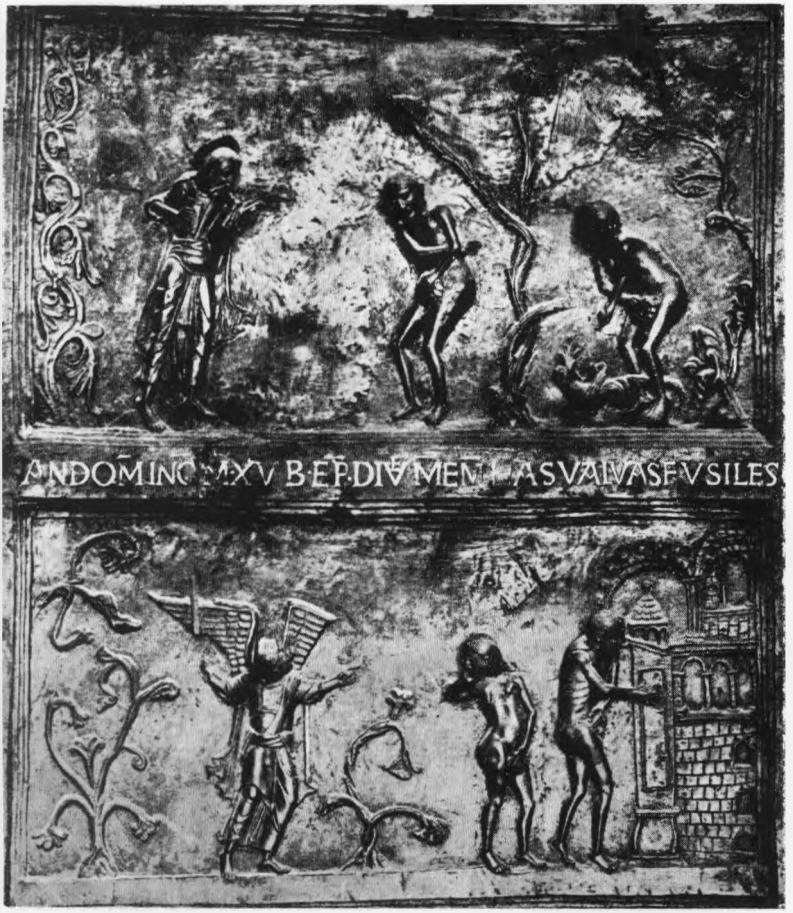
Tafel 12. Der Horizont der Frau ist durch die vier Wände der Kemenate und den Ausblick aus dem Fenster festgelegt, aus dem sie nur gelegentlich einen Blick auf die Welt der Männer erhascht.

Tafel 13. Der Germane ist zum höfischen Ritter geworden, der sich dem Willen und Befehl der Dame unterwirft, um ihr zu gefallen.

Tafel 14. Der höfische Ritter ist bewußt oder unbewußt stets auf die Frau als Zuschauerin und Richterin bezogen.

Tafel 15. Das unterwürfige Dienen und Werben um die Minne der „Herrin" gilt der Gattin eines anderen.

Tafel 16. Die Frau hat aufgehört, ein eigenständiger Mensch und des Mannes ebenbürtige Gefährtin zu sein; sie hat den Mann zu fürchten und ihm zu gehorchen und seine Erziehungsmaßnahmen geduldig hinzunehmen.

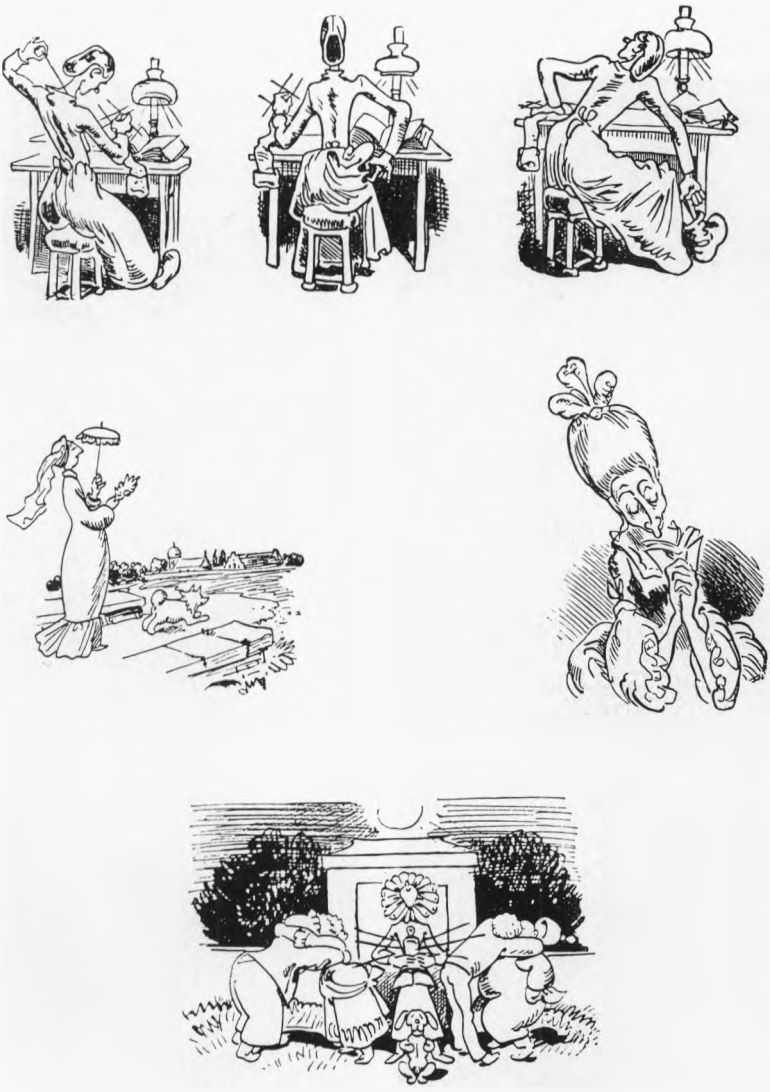


Tafel 17. Gehe fort von der Freude,
Du sollst in deines Ehemannes Gewalt sein!
Von der Furcht von deinem Gatten hart geängstigt,
Sollst du in Niedrigkeit deiner Taten Verirrung büßen!

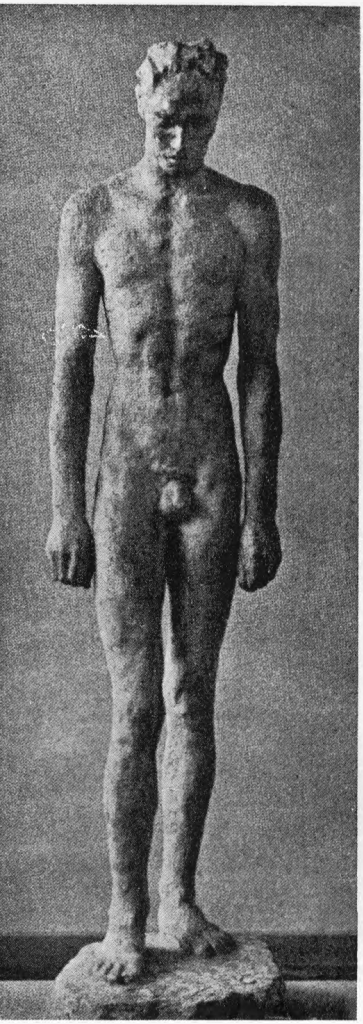
Tafel 18. Eva, die ewige Versucherin, ist das schwärzeste Dunkel, das die Reinheit der „von keines Mannes Gelüst befleckten" Jungfrau in um so lichtere Helle hebt.

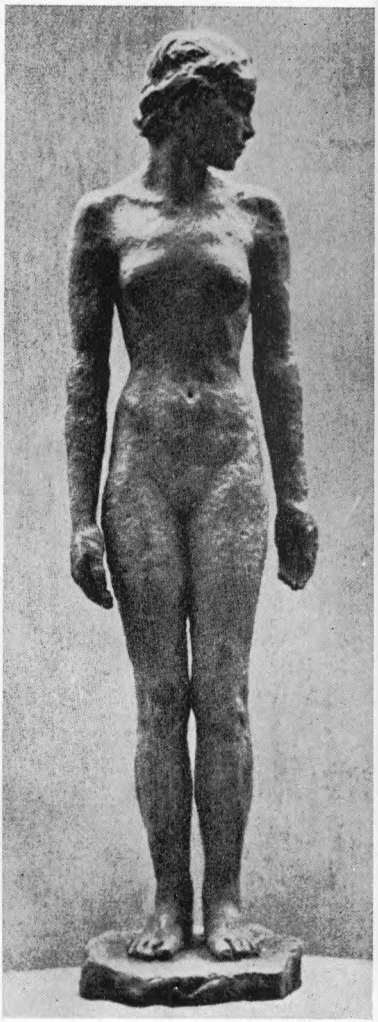
Tafel 19. Der mittelalterliche Mensch sieht sich in die Mitte gestellt zwischen Sünde und Heil, Verdammnis und Erlösung, zwischen Eva und den Gottessohn.

Tafel 20. Deshalb sind Weiber, die trotz peinlichster Folterungen keine Tränen vergießen und nicht aussagen, sondern in ihrer Verschwiegenheit beharren, mit Sicherheit der Hexerei überführt.



Tafel 21. Nicht zufällig ist der Typ der „alten Jungfer" weder das rundlich-mollige Frauchen, noch das zierlich-graziöse Weibchen, sondern die Karikatur der schlanken, hochgewachsenen Frau.





Tafel 22. Nur Männer und Frauen gleichen Stils können miteinander verglichen werden.

Sigrid Hunke
GLAUBEN UND WISSEN

Die Einheit europäischer Religion und Naturwissenschaft. 2. Auflage Hildesheim 1986. 310 S. mit 24 Abb. Leinen.
ISBN 3-487-07780-9 DM 38,–

In dem vorliegenden Werk zeigt die Autorin die europäische Geistesgeschichte aus einem interessanten Blickwinkel: Unser heutiges naturwissenschaftliches Denken ist nicht nur als Fortsetzung der antiken Wissenschaft entstanden, sondern aus dem Protest gegen die verordneten Autoritäten – Bibel und griechische Lehrer der Scholastik – und im Widerspruch gegen ihre die „irdische" Erfahrungswirklichkeit negierende Methode, speziell gegen Aristoteles!

Lange vor Galilei entwickelte sich die Naturwissenschaft in Europa auf dem Boden einer religiösen Grundhaltung, wenn auch einer anderen Religiosität als der offiziellen. Sie wurde erst möglich, nachdem drei bedeutende Denker – der Ire Eriugena, der Deutsche Nikolaus von Kues und der Italiener Giordano Bruno – Europa die fundamentalen Prinzipien für eine Naturwissenschaft aus ihrem Einheitsverständnis von Gott, Natur und Mensch an die Hand gaben. Dabei konnten die Erkenntnisse der arabischen Erfahrungs- und Experimentalwissenschaften einbezogen werden.

Weil das Dogma des abendländischen Christentums einerseits und ein religiöses Fragen andererseits an der Wiege der Naturwissenschaft gestanden haben, mußte es zu dem unheilvollen Gegensatz von „zweierlei Wahrheit", – von christlichem Glauben und naturwissenschaftlicher Erkenntnis –, kommen.

Diesen Dualismus zu überwinden, ist Aufgabe und Chance des vorliegenden Werkes.

Georg Olms Verlag
Hagentorwall 7 · D-3200 Hildesheim